This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

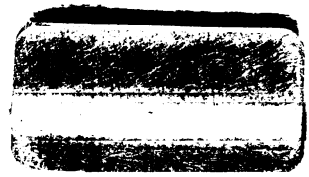
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

YB 58784

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Napoléon III

Denkwürdigkeiten

über

Louis Napoleon's

Leben und Regierung.

Ein Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit

von

Dr. Friedrich Richter

aus Hamburg.

Difficile saltem non scribere!

Hamburg 1871.

Verlag von J. F. Richter.

dNo

Denkwürdigkeiten

aus

Louis Napoleon's

Leben und Regierung.

Ein Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit

von

Dr. Friedrich Richter

von Magdeburg.

Difficile satiram non scribere!

Hamburg 1871.

Verlag von J. F. Richter.

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

DC280
R55

Vorwort.

Die vorliegende Zusammenstellung der denkwürdigsten Momente aus der Lebens- und Regierungsgeschichte Louis Napoleon Bonaparte's übergiebt der Verfasser dem größeren Publicum hiermit ohne Prätention wie ohne große Besorgniß. Sie hat zum bedeutenderen Theile eine achtbare Leseprobe bestanden und dabei von verschiedenen Seiten, von Literaten und Gelehrten, wie von Männern und Frauen aus dem Volk, Anerkennung und Beifall gefunden. Die neu eingeführten Mittwochs- und Freitags-Nummern der in viel tausendfacher Auflage verbreiteten Hamburger „Reform" sind mit dieser kurz gefaßten Biographie Napoleon's III. mit inaugurirt, haben vier Monate hindurch das Interesse ihres zahlreichen Leserkreises gefesselt und sich behauptet. Die gegenwärtige Separatausgabe für den Buchhandel ist aber zugleich eine mannigfach verbesserte und um ganze

1*

M352605

Abſchnitte vermehrte. In dieſer Geſtalt, hoffe ich, wird der nachfolgenden Darſtellung die Theilnahme des gebildeten Publicums auch in weiteren Kreiſen nicht entgehen, und eine wohlwollende Förderung von Seiten ſachkundiger und unbefangener Kritiker ihr vielleicht überdies noch zu gut kommen.

Es fehlt allerdings keineswegs an Biographien des bisherigen Kaiſers der Franzoſen, und über einzelne Epochen ſeines vielbewegten Lebens wie ſeiner Regierung giebt es eine Unzahl von Monographien. Je nachdem dieſe Schriften aber aus den Glücks- oder Unglücksperioden ihres Helden oder ihres Opfers ſtammen, und je nach der Nationalität und dem politiſchen Standpunkt ihrer Verfaſſer bringen ſie uns anders gewählte, anders gefaßte und dargeſtellte, anders beurtheilte und gedeutete Thatſachen und liefern ſo vielfach von einander abweichende Portraits des Mannes.

Nun ſind wir aber bei einem Abſchnitt im Leben dieſes Napoleon angelangt, der in mehr als einem Sinne auch für einen gewiſſen Abſchluß ſeines Ringens und Vollbringens anzuſehen iſt und der zugleich eine unbefangenere Auffaſſung ſeiner Entwickelung im Ganzen, eine Würdigung ſeines Charakters und perſönlichen Werthes gleichſam nach dem Durchſchnitt ſeiner Selbſtbethätigung möglich macht. Der Verfaſſer

des vorliegenden biographischen Abrisses hat sich, unter Benutzung bester Quellen von gesinnungsvollen Schriftstellern verschiedener Parteien, möglichste Objectivität und Unparteilichkeit der Darstellung zu einer seiner vorzüglichsten Aufgaben gemacht und in den Angaben zugleich diejenige Correctheit angestrebt, die ihm irgend erreichbar war.

Es ist unglaublich, welche Verwirrungen und Widersprüche rücksichtlich der Daten einzelner Ereignisse im Leben Napoleons III., welche Verwechselungen von Personen rücksichtlich ihrer Stelle in der so verzweigten Genealogie der Napoleoniden und Bonaparte, selbst bei berühmten französischen wie deutschen Schriftstellern, noch immer umlaufen, von ephemeren Flugschriften ganz zu schweigen.

Seit geraumer Zeit überschwemmt eine eigene Art von geheimer Memoiren- und Skandal-Literatur über diesen Napoleon, wie über so viele andere Glieder seines Hauses, den Büchermarkt, Speculationsfabrikate, die, je pikantere, d. h. frivolere Geschichten sie zum Besten geben, mit desto mehr Vorsicht aufgenommen und benutzt sein wollen. Ganz ignoriren darf und soll man sie nicht, die geheimen „Memoiren" und die „Gallerie denkwürdiger Personen von St. Cloud", Mirecourts „Galante Frauen des Kaiserreichs" und wie sie weiter heißen. Auch Griscelli's Aufzeichnungen und bei uns zum

Theil selbst die Sammlungen von Lubarsch und Lucian Herbert gehören mehr oder weniger in dieses Genre. Man soll und darf nicht ungeprüft jedes Einzel-Factum, was sie erzählen und oft recht umständlich und anlockend ausschmücken, für wahr annehmen. Aber so viele Stimmen im Verein für eine und dieselbe Sache mit Abweichungen wieder in den Nebenumständen, von welchen der Eine diese, der Andere jene vor seinen Concurrenten voraus hat, bleiben immer beachtenswerth. Wenn von allen diesen Skandalgeschichten auch nur der zehnte Theil auf Thatsachen beruhte, dürfte man sich immerhin wundern, daß Personen, deren Ruf so viel Unlauteres anhängt, sich dennoch so hoch emporzuschwingen und so lange ihren Platz unter den Fürsten und Machthabern ersten Ranges zu behaupten im Stande waren. Wenn Gerüchte über Jemanden noch zu keinem Endurtheil über seinen Werth berechtigen, so gehören sie wenigstens mit zu seinen Schicksalen und bleiben schon um deswillen erwähnenswerth und denkwürdig.

Wir lassen uns indeß nicht beirren! Einerseits wissen wir, daß es für den Kammerdiener überhaupt keinen großen Mann giebt, nicht, weil dieser vielleicht nicht das wäre, was sein Ruf behauptet, sondern weil Jener, der Kammerdiener, der kleine Geist ist, der das Wesent-

liche nicht vom Unwesentlichen zu unterscheiden vermag und durch menschliche Schwächen, wie sie Jedem mehr oder weniger anhängen, offenkundige Auszeichnungen und Verdienste zunichtgemacht glaubt. Andererseits aber steht es für uns fest, daß keine historische Erscheinung im Guten wie im Schlimmen außer Zusammenhang mit ihrem Zeitalter zu begreifen und nach Gebühr zu würdigen ist. Ein Volk, was einen Nero hervorbringen und sich ihn so lange gefallen lassen konnte, mußte selbst etwas Neronisches an sich haben und bleibt darum gewissermaßen sein Mitschuldiger. Ein Luther würde nicht Reformator, selbst Jesus nicht der Messias geworden sein, wenn Jener nicht im reformatorischen, Dieser nicht im messianischen Zeitalter gelebt hätten, „Der Mann und seine Zeit"! das ist heut zu Tage die Losung für einen Biographen, dessen Auffassung und Darstellung auf den Ruhm einer rationellen und objectiv gehaltenen Anspruch macht, und in dieser Beziehung wird man mir zugestehen: Ein lebenstreues Charakterbild Louis Napoleons bleibt zugleich ein aufschlußreicher Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit.

Daß dieser Napoleonide schon 1848 und ganz bestimmt 1852 nicht an die Spitze Frankreichs gekommen wäre, wenn die europäischen Mächte,

welche die Wiener Verträge und den Pariſer Frieden 1814 und 1815 abgeſchloſſen, vertragsgetreu Alles aufgeboten hätten, es zu hindern, das habe ich in einem ſpäteren Capitel bei der Anerkennungsfrage (S. 180) weiter ausgeführt; und daß unſerm heutigen Geſchlecht viel Blut, viel Menſchenleben erſpart, viel Unheil und Verluſt verhüthet worden wäre, wenn vor zwanzig Jahren ſchon Monarchen, Staatsmänner, Heerführer an der Spitze Deutſchlands geſtanden hätten, wie — Wilhelm I. voran — 1870 und 1871, darüber kann bei uns in Deutſchland, ja bei allen unparteiiſchen Zeitgenoſſen der civiliſirten Welt heute kein Zweifel mehr herrſchen.

Der geneigte Leſer findet alſo in dieſem Büchlein dem Material wie den Ideen nach vielleicht mehr, als er ſucht und erwartet. Es liefert die Quinteſſenz aus Dutzenden von Schriften, zum Theil ſelbſt aus bändereichen Werken, mit des Verfaſſers eigenen Anſchauungen und Erinnerungen durchwebt. Aber man findet aus Urkunden, mündlichen Auslaſſungen und Quellbelegen eben nur die charakteriſtiſchen Stellen, die Pointen, auf die es hauptſächlich ankommt, um das Buch nicht übermäßig zu dehnen, ſeine Anſchaffung zu vertheuern und die Lectüre zu erſchweren. Man weiß, daß ich nicht Büchermacher von Profeſſion bin, bisweilen acht bis zehn Jahre vergehen laſſe,

ehe ich mich einmal wieder in der Literatur in Erinnerung bringe und mich ſtets ſo kurz zu faſſen ſuche, als es ohne Schaden für das Sachintereſſe und die Darſtellung geſchehen kann. Hat ſich nun gleichwohl während des beinahe halben Jahrhunderts, daß ich ſchriftſtellere, doch keine ganz unbeträchliche Zahl von Bänden und Bändchen unter meinem Namen angeſammelt, ſo kann ich wenigſtens betheuern, daß ich ſicher höchſt ſelten ohne inneren Beruf und höhere Nothwendigkeit zur Feder gegriffen habe. Und ſo denn ſchließlich nur noch ein paar Worte für Kritiker jüngeren und jüngſten Datums über meine Competenz zur Sache im vorliegenden Fall!

Mit meinen religiös-philoſophiſchen Leiſtungen und Beſtrebungen gehen ſeit 40 Jahren meine hiſtoriſch-politiſchen Hand in Hand. Bereits 1834 habe ich in einem jener Zukunftsbilder, wie meine damals in Breslau erſcheinende Zeitſchrift „Der Prophet“ deren von Zeit zu Zeit lieferte, eine Geſtaltung der Verhältniſſe Deuſchlands aufgezeigt ungefähr von der Art, wie ſie jetzt in's Leben zu treten beginnt. Die Schmach und die Noth der Franzoſenherrſchaft von 1807 bis 1814 aus meinen Magdeburger Jugenderinnerungen noch in friſchem Andenken tragend, beſchäftigte ich mich von 1837 bis 1843 in Berlin mit der umfaſſenderen „Geſchichte des deutſchen Freiheitskrieges“,

die in 4 Bänden und in 3 Auflagen über ganz Deutschland (mit Ausnahme Oesterreichs, wo sie verboten war) ihren Weg und gute Aufnahme fand und die nachweislich mit dazu beitrug, Preußens Verdienste um Deutschland auch in den Südstaaten und in der Schweiz der Nation in größerem Maaße bekannt zu machen oder von Neuem wach zu rufen. Das Werk war dem verewigten Könige Friedrich Wilhelm III. zugeeignet. Den Blick noch unter seinem Nachfolger fest auf die deutschen Höfe und Cabinette gerichtet, gegenüber den gesteigerten Anforderungen der vorgeschrittenen Zeit, debütirte ich 1848 bis 1853 verschiedenen Ortes mit rationellen Vorträgen über den „Gottes- und Majestäts-Begriff", über „Ursachen und Verhüthung politischer Revolutionen", „über Licht- und Schattenseiten aller Berufsstände" u. dgl. m. Unter solchen Umständen mußte mich das Wiederemporkommen eines Napoleoniden in Frankreich begreiflich mehr befremden und tiefer verletzen, als viele Andere, und ich verfolgte deshalb das zweite Kaiserreich mit Argusaugen. Endlich nach dem italienischen Kriege, namentlich nach dem Blutbade von Solferino, riß mir die Geduld. Im Jahre 1860 gab ich jene ausdrücklich an den Kaiser der Franzosen adressirte Broschüre heraus „Zum Frieden Europa's",

von der im Nachfolgenden (S. 265 ff. „Im Wendepunct") ausführlicher gesprochen ist. Das Jubeljahr der Befreiuung Deutschlands begrüßte ich 1863 mit der Denkschrift „Die Völkerschlacht bei Leipzig." Von den Errungenschaften der Jahre 1864 und 1866 machte ich Nutzanwendung als Wanderlehrer mit Vorträgen über „Preußens nationale und culturgeschichtliche Mission", über „Deutschlands Weltstellung und Weltberuf", über „Wendepunct und Zielpunct aller unserer Culturentwickelung überhaupt." Endlich war ich an den Kriegen 1866 wie 1870 und 1871 als Vater schwer betheiligt, indem ich beide Male zwei Söhne in's Feld stellte, von denen dem jüngeren im Gefecht bei Boynes am 9ten December v. J. der rechte Arm zerschossen wurde. Andere haben Schlimmeres erduldet und mehr geopfert. Das gehört freilich zur allgemeinen Wehrpflicht, die aber, um vor Mißbrauch und Berückung gesichert zu bleiben, allgemeine Denkpflicht und allgemeines Beschlußfassungsrecht als Correlat fordert.

Ist nun, wie unaufhörlich und namentlich bei Beginn des letzten Krieges versichert worden, Napoleon III. der Frevler, der so viel Unheil und Verderben angestiftet hat, so, meine ich, darf jeder Urtheilsfähige und muß Jemand in

meiner Stellung ſich competent erachten, den gefährlichen Mann offen ſtrenger Prüfung zu unterziehen; zu unterſuchen, was von Hauſe aus an ihm iſt, was durch die Verhältniſſe aus ihm geworden, was er ſelbſt aus ſich gemacht hat, was Andere aus ihm gemacht wiſſen wollen.

Meinerſeits geſchieht dies in möglichſt vorurtheils- und leidenſchaftsloſer Weiſe. Ich liebe es nicht, mit der Thür in's Haus zu fallen und mit Schimpfworten um mich zu werfen, ſondern laſſe ſich gern den Leſer ſein Urtheil ſelbſt bilden. Deshalb habe ich mich eines einfachen, ungeſchmückten Erzählungstones befliſſen. Schlägt derſelbe bisweilen in ironiſche Klänge über, ſo ſind dieſe durch die Natur des Gegenſtandes und die Seltſamkeit des Falls unwillkührlich hervorgerufen, und bitte ich, mich mit dem zu entſchuldigen, was das Motto ſagt: „Difficile satiram non scribere!“

Hamburg, den 5ten April 1871.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

		Seite
1.	Geburt, Angehörige, frühſtes Jugendalter . . .	1
2.	Die Verbannten. Arenenberg. Augsburg . . .	8
3.	Militair, Republikaner und Revolutionair . . .	17
4.	Die italieniſche Epiſode	26
5.	Prätendenten-Studien. Frankreich, England, Schweiz	35
6.	Der Straßburger Handſtreich	44
7.	New-York, Arenenberg und London	54
8.	Der Theater-Coup von Boulogne	67
9.	Der Staatsverbrecher in Ham	80
10.	Die Flucht von Ham	91
11.	Bürger-Volksvertreter	103
12.	Präſident der Republik	123
13.	Der Staatsſtreich	139
14.	Das Kaiſerreich iſt der Friede	163
15.	Die Anerkennung. Kaiſer und Kaiſerin	180
16.	Aufwärts!	196
17.	Der Krimkrieg. Die Dynaſtie	205
18.	Die Kehrſeite. Attentate	219

Seite

19. Frei bis zur Adria?! 245
20. Im Wendepunct 265
21. Abwärts! (Mexiko u. ſ. w.) 274
22. Die Hohenzollern-Frage 299
23. Alarm! 312
24. Metz, Saarbrücken, Sedan 322
25. Auf Wilhelmshöhe 348
26. Zu Ende! 361

Verbeſſerungen.

Einige leicht erkennbare Correcturfehler wird der geneigte Leſer unſchwer ſelbſt verbeſſern. Ein paar Druckfehler dagegen bittet man vor der Lectüre zu berichtigen.

Seite 80 Zeile 8 iſt zu leſen welche ſtatt worin.
„ 276 „ 27 „ „ „ lateiniſche
„ 282 „ 12 „ „ „ ewige Stadt
„ 317 „ 9 „ „ „ 89 Präfecten.

Denkwürdigkeiten

aus

Louis Napoleon's

Leben und Regierung.

1.

Geburt, Angehörige, frühstes Jugendalter.

Napoleon Louis Charles Bonaparte — dies ist der volle Taufname Napoleon's III. — wurde den 20. April 1808 geboren und trat schon bei seiner Geburt als Prinz in die Welt. Der Vater Ludwig Bonaparte war nämlich kurz vorher von seinem Bruder Napoleon I. zum König von Holland ernannt worden. Indeß ist Louis niemals in dem Sinne und in dem Grade Vatersohn geworden, in welchem er Muttersohn war und blieb. Wir mögen das Gerede, wonach er väterlicherseits eigentlich ganz anderen Herkommens sein soll, weder wiederholen, noch widerlegen. Kein Mensch ist für seine Erzeugung und Geburt zurechnungsfähig, sondern nur für das, was er nach den ihm verliehenen Kräften und Mitteln aus sich selbst gemacht hat. Immer aber bleiben doch die Umstände und Verhältnisse, unter denen Jemand das Licht der Welt erblickt, aufwächst und sich entwickelt, nicht ohne Einfluß auf

seine Lebens- und Strebensrichtung, auf Charakter und Schicksale. Deshalb eben erinnern wir auch an jene umlaufenden Gerüchte und fügen aus gleichem Grunde Folgendes als Thatsachen hinzu.

Die Mutter — Hortensia Fanny Beauharnais — eine Tochter der Kaiserin Josephine aus deren erster Ehe mit dem General Beauharnais, war der Liebling des Kaisers Napoleon und, wie ihr Bruder Eugen Beauharnais, der spätere Vicekönig von Italien und noch spätere Herzog von Leuchtenberg, von Napoleon I. an Kindes Statt angenommen. Dieser hatte Gründe, seine Adoptivtochter zu Anfang des Jahres 1802, da er selbst noch erster Consul war, mit seinem Bruder Ludwig, der damals eine Stelle in der Armee bekleidete, zu verheirathen, d. h. er zwang Beide, eine Verbindung einzugehen, die eine unglückliche war und blieb, da die Gatten nicht mit einander sympathisirten. Schon im 8ten Monat ihrer Verheirathung genas Hortense eines Söhnleins, auf welches der Kaiser seine ganze Zuneigung übertrug, zumal er ihm überraschend ähnlich gesehen haben soll; er adoptirte den Neffen und Stiefenkel 1804 zum kaiserlichen Thronfolger, denn seine Ehe mit Josephine schien kinderlos bleiben zu sollen. Dieser Prinz nun, der dieselben Taufnamen führte, wie unser Louis, und darum vielfach mit ihm verwechselt wird, starb im Mai 1807. Ein zweiter Sohn, Napoleon Louis, der im October 1804 zur Welt kam,

zog mehr das väterliche Wohlgefallen auf sich. Ihn reclamirte König Ludwig 1815 nach der Trennung von Hortense ausdrücklich, um selbst seine weitere Erziehung zu leiten. Als die Königin 1808 dem dritten Napoleon das Dasein gab, harmonirten beide Gatten schon nicht mehr viel. Man zögerte über zwei Jahre mit der Taufe, die dann aber im November 1810 desto glanzvoller in Paris vollzogen wurde. Inzwischen hatte der Kaiser sich von Josephine scheiden lassen. Dennoch vertrat er selbst und die Kaiserin Marie Louise Pathenstelle bei dem zweijährigen Prinzen, und Napoleon's Stiefonkel, der Cardinal Fesch, verrichtete die heilige Handlung. Einer späteren Verbindung Hortense's, wie man sagt mit dem Grafen Flahault, soll der Graf Morny seinen Ursprung verdanken. Derselbe galt allgemein für einen Halbbruder Louis Napoleons, und beide Männer fanden sich ja auch noch 1848 trefflich in einander.

„Hortensia", bemerkt der Engländer James Aug. St. John, „war schön von Person, von zarter Constitution, feiner Organisation, wandelbar in ihren Ansichten; doch, war einmal eine Ueberzeugung die ihrige geworden, so entwickelte sie viel Willensfestigkeit, so daß sie sich dadurch dem Vorwurf der Halsstarrigkeit aussetzte. Hinsichtlich des Muthes war sie unbesieglich, gegen Unglückliche gütig und edelmüthig, treu in ihrer Freundschaft, zärtlich, milde und voller Sorg-

falt gegen ihre Kinder.“ Von den ihr nachgerühmten, wie von den ihr vorgeworfenen Temperaments- und Charaktereigenheiten ſcheinen viele auf ihren Sohn Louis Napoleon übergegangen zu ſein.

An der Erziehung des Prinzen Louis in ſeiner früheſten Kindheit betheiligten ſich neben der Mutter Madame de Boubers als Gouvernante und der Abbé Bertrand als geiſtlicher Führer. Hortenſe gab viel auf äußere Religioſität und hielt ihre Kinder ebenſo frühzeitig zu fleißigem Beten wie ſpäter zum Waffenſpiel an. „Speere werfen und die Götter ehren!“ galt ja nach Schiller ſchon zur Troer-Zeit für die Quinteſſenz fürſtlicher Pädagogik:

„Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finſtre Orkus dich verſchlingt?“

heißt es im Abſchied Hektor's und Andromache's.

Im Unterſchiede von ſeinem regſameren, viel plaudernden Bruder Napoleon, bewies Louis als Kind eine auffällige Wortkargheit und Schweigſamkeit; er iſt auch als Mann, wenn immerhin ein guter Stiliſt, ſo doch kein Redner geworden. Als Nationalvertreter und noch als Präſident las er ſeine Anſprachen an die Verſammlung vom Concept ab. Als Knaben ſah man ihn oft über das, was er eben gehört und geſehen hatte, lange ſtill für ſich nachſinnen, und nach geraumer Zeit, als hätte er es nun erſt begriffen, plötzlich aufſpringen und nach ſeiner Auffaſſung handeln.

Wichtiger indeß als häuslicher Unterricht und mütterliche Leitung sollten für das heranwachsende Königskind bald die Ereignisse und eigenen Erlebnisse werden. Unter den Schicksalsschlägen, die von 1812 ab den Kaiser und damit seine Familie und ganz Frankreich trafen, gerieth die Entwicklung des Prinzen mehrere Male in eine der bisherigen entgegengekehrte Strömung. Ein planmäßiger Verfolg der Erziehung für ein bestimmtes Ziel ward dadurch auf das Aeußerste erschwert, zeitweise unmöglich gemacht. Nach den ungeheuren Niederlagen, die der corsische Eroberer erst in Rußland, dann in Deutschland, zuletzt in Frankreich selbst und nahe seiner Hauptstadt erlitt, bei dem Regierungswechsel, der sich in Paris anbahnte, schwebten die Napoleoniden in beständiger Angst vor der Beutelust der Kosacken, vor den Intriguen der Bourbonisten, vor etwaiger Rachsucht ihrer Feinde insgesammt. Man flüchtete mit den Söhnen der Exkönigin aus einem Versteck in's andere. Schon war die Mutter im Begriff, sich mit ihnen nach Martinique einzuschiffen, wo ihr ein bescheidener Erbsitz Josephine's gesichert blieb, als das Interesse, welches der Kaiser von Rußland ihrem Schicksal widmete, sie dennoch zum Bleiben bestimmte. Alexander I. verwendete sich für sie und setzte es durch, daß Louis XVIII. ihr die Herrschaft St. Leu als erbliches Herzogthum zusicherte. Hiervon nahm Hortense dann den Titel „Herzogin“ an, während ihr

Gatte ſich „Graf von St. Leu“ nannte. Während der ganzen Dauer ſeines Aufenthaltes in Paris bewies Kaiſer Alexander ſich gegen Hortenſe und ihre Kinder gütig und liebenswürdig. Er nannte Letztere nie anders als „Monſeigneur“ und „Hoheit“. Für all' ſolche Freundlichkeit wollte Louis ſich einmal erkenntlich zeigen, und ſo drückte er eines Tages dem Selbſtherrſcher aller Reußen beim Abſchiede ſtillſchweigend einen Siegelring in die Hand, den er ſelbſt erſt von ſeinem Oheim Eugen geſchenkt bekommen hatte. Alexander, tief gerührt, umarmte den Knaben und fügte den Ring ſeinem Uhrgehänge an. Sein Bruder und Nachfolger Nikolaus mag von dieſer Familiarität keine Notiz genommen haben, da er ſpäter den groß und Kaiſer gewordenen Louis Napoleon nicht gleicher Vertraulichkeit und Courtoiſie würdigte.

Die ſchlimmſten Tage verlebte die exkönigliche Familie in Paris bei der Rückkehr Napoleons von Elba und nach ſeiner Abſetzung 1815. Hortenſe ſtand in Verdacht, mit dem nach Elba verbannten Oberhaupt der Familie eine Correſpondenz unterhalten zu haben, die ſeine Flucht von dort und ſeine gute Aufnahme in Frankreich vermittelt und befördert hätte. Während der hundert Tage, daß Napoleon noch einmal Kaiſer ſpielte, war Hortenſe die höchſtgebietende Dame des Hofes, und ihre Söhne erfreuten ſich wieder der Ehren kaiſerlicher Prinzen. Bei einer

Ovation, die das Volk seinem Abgott vor den Tuilerien darbrachte, führte Napoleon beide Prinzen an der Hand, als er sich den Versammelten auf dem Balcon zeigte. Auch der großen Parade, die in diesen Tagen statt fand, mußten sie mit beiwohnen. Die neu aufflammende Sonne warf auf ihre Planeten den hellsten Abglanz, der diesen jedoch die bald darauf erfolgende lange Nacht nur um so schmerzlicher fühlbar machte. Acht Tage nach der Schlacht von Waterloo kam Napoleon nach Malmaison, um sich von seiner Herzensfreundin und deren Kindern für immer zu verabschieden. Die Letzteren weinten heftig; sie hingen sich dem Onkel an den Arm; der junge Napoleon wollte sich von ihm nicht trennen, der kleine Louis ihn überallhin begleiten.

Nun kehrten schwere und noch schwerere Zeiten wieder, wie die Verlassenen sie vorher verlebt hatten. Die Prinzen wurden bald dieser bald jener befreundeten Seele in untergeordneten Verhältnissen zu einstweiliger Verwahrung anvertraut und mußten zuletzt mit der Mutter ihr Heil in der Flucht suchen. So lernte Louis schon als Kind die Unbeständigkeit irdischen Glücks kennen und gewöhnte sich früh, auf Tage der Freude und des Glanzes Wochen und Monde der Trübsal und Noth folgen zu sehen.

2.

Die Verbannten. Arenenberg. Augsburg.

Aus Frankreich verbannt und ihren Lauf mit den Kindern einſtweilen auf die Schweiz richtend, hatte Hortenſe mit Preisgebung ihrer Diamanten, ihrer Bildergalerie (die ihr Talleyrand abkaufte) und anderer Beſitzthümer Paris verlaſſen. Ueberall wohin ſie kam, ſah ſie ſich beobachtet und zum Weiterwandern gedrängt. Zweimal ſchwebte ſie mit den Ihrigen in wirklicher Lebensgefahr, der ſie nur durch den Beiſtand öſterreichiſcher edler Männer entging. Von Aix, wo ihr von ihrem Manne der ältere Sohn abgedrungen wurde, und von Genf vertrieben, wagte ſie endlich, in Conſtanz feſten Fuß zu faſſen. Das Großherzogthum Baden gehörte allerdingt mit zu den Ländern, in denen kein Napoleonide bleibenden Aufenthalt nehmen ſollte. Indeß die Großherzogin von Baden, eine geborene Marquiſe Taſcher de la Pagerie und Nichte der Kaiſerin Joſephine, war Hortenſe's Couſine. Hier-

auf hin duldete man die Heimathlosgewordenen ſtillſchweigend in Conſtanz bis zum Mai 1817. Die Herzogin erwarb während deſſen das Gut Arenenberg an einem der ſchönſten Punkte des Bodenſee's im Canton Thurgau gelegen, und ließ ſich hier ein Schloß bauen mit herrſchaftlicher Einrichtung, wo ſie alljährlich mehrere Monate zuzubringen pflegte.

In Conſtanz und Arenenberg begann der eigentliche Schulunterricht des Prinzen. Zum Abbé Bertrand geſellte man noch den Philologen Lebas als Sprachlehrer, Sohn jenes eifrigen Republikaners aus Robespierres Schule, der ſich, um ſeinen Meiſter nicht zu überleben, nach Robespierre's Ermordung erſchoß. Den Unterricht in den ſchönen Künſten übernahm die Herzogin von St. Leu ſelbſt und eben ſo wohnte ſie jeden Sonnabend den Wochen-Repititionen bei. Zu dieſer Zeit wurde an dem Knaben zuerſt ein gewiſſer Ungeſtüm, Veränderungsliebe und Flatterſinn bemerkbar. Wo er konnte, entwiſchte er der Aufſicht ſeiner Erzieher und ſtreifte im Freien umher. Einſt kam er barfuß und in Hemdsärmeln nach Hauſe, weil er einer armen Frau am Wege ſeine Kleider für deren Kinder geſchenkt hatte. Nicht immer indeß arteten die Knabenſtreiche Sr. Hoheit ſo generöſer Natur. Gelegentlich ſpukte ſchon das Säbel-Regiment des nachmaligen Kaiſers vor. Als er einſt mit dem Buben von der Rheinmühle Soldat ſpielte, und ſein Hofmeiſter ihn darin auf

eine ihm unangenehme Weiſe unterbrach, zog er den Degen gegen ſeinen Lehrer. Dieſer rief die Herzogin herbei, und nun folgte ein Strafgericht, viel ſchlimmer für ihn als das bei Sedan. Der Degen wurde ihm genommen, zerbrochen und in Stücken vor die Füße geworfen, während er auf den Knieen Abbitte thun mußte. Eugen Beauharnais, Schwiegerſohn des Königs Max von Baiern und damals ſchon Herzog von Leuchtenberg und Fürſt von Eichſtädt, vermittelte es, daß ſeine Schweſter 1817 von Maximilian eine Einladung erhielt, ſich im Königreich Baiern niederzulaſſen, was ſie dankbar annahm, wovon ſie aber erſt einige Jahre ſpäter vollen Gebrauch machte und nur ſo, daß ſie ſich den Rückzug nach Arenenberg zu beliebiger Zeit offen hielt. Mit Rückſicht auf die ihrem Sohne zugedachte Gymnaſialbildung wählte ſie Augsburg, wo damals die Schule zu St. Anna ſich großen Rufs erfreute, zur zweiten Reſidenz.

Es war zu Anfang des Jahres 1820, daß die Herzogin mit ihrem Sohn und einem kleinen Hofſtaat in Augsburg das nachmals gräflich Pappenheimſche Palais in der heiligen Kreuzſtraße bezog. Um Oſtern deſſelben Jahres ward Louis Napoleon der Studienanſtalt von St. Anna übergeben. Er kam in die zweite Progymnaſialclaſſe und rückte binnen fünf Jahren bis zur Prima des Gymnaſiums vor. Das Rectorat führte jener Zeit Hofrath Dr.

Heinrich Wagner. Die Privatstudien des Prinzen leitete neben Lebas der Hellenist Hage. Jener Erstere pflegte als Hofmeister seinen Zögling in die Classe zu begleiten, wo Beiden ein besonderer Tisch vorbehalten war. In allem Uebrigen wurde jedoch der junge Herzog von St. Leu den andern Schülern ganz gleich gehalten und, wenn erforderlich, mit denselben Strafen belegt wie sie. Einmal mußte er in der Classe nachsitzen und kratzte bei dieser Gelegenheit seinen Namen, wie so mancher seiner Vorgänger, in eine Fensterscheibe ein, die noch heute dort vorfindlich sein soll. Mit seinen Mitschülern verhielt Louis sich ziemlich collegial; vertrauteren Umgang aber pflog er nur mit Zweien, Lorenz Schwesinger, Sohn eines Kreisbaumeisters in Bamberg; und Ludwig Wilhelm, Fabrikantensohn aus Lindau. Diese nahmen denn, außer an den Spielen unter Aufsicht des Hofmeisters, auch an manchen Privatvergnügungen des erlauchten Pennals Theil.

Einer von den dummen Jungenstreichen, wie sie ähnlich Jeder einmal in diesem Lebensalter verübt, hatte doch etwas zu Raffinirtes, um nicht für den Charakter des nachmaligen Kaisers vorbedeutend genommen zu sein. Louis kam häufig an einer Schmiede vorbei und bemerkte, daß dem Meister sehr oft bei der Arbeit die Pfeife ausging, die er dann regelmäßig mit dem glühenden Ende einer im Feuer gelegenen Eisenstange wieder anzündete, wie

es Schmiede zu thun pflegen. Nun lauerte, so erzählt man, das Prinzchen einmal den Augenblick ab, da der Schmied von der Arbeit abberufen wurde, schlich sich dann an den Heerd und wendete das Eisen so, daß der heiße, aber nicht mehr rothglühende Theil nach außen zu liegen kam. Bald kehrte, wie erwartet, der Meister mit ausgegangener Pfeife zurück und griff nach seinem gewohnten eisernen Fidibus, verbrannte sich aber dabei dermaßen die Hand, daß ihm unwillkürlich der ärgste Fluch entschlüpfte. Allein er vermuthete auch sofort den Zusammenhang, erwischte den boshaften Anstifter und Zuschauer, versetzte ihm ein paar derbe Denkzettel und fügte, da er ihn recht wohl kannte, hinzu: „Wart'! ich werde Dich nach St. Helena schicken!“

Des Franzosen Radebrechen der deutschen Sprache machte Anfangs seinen Commilitonen viel Spaß. Jedoch brachte Louis es gerade in der deutschen Sprache und Stilübung noch am schnellsten zu bemerkbaren Fortschritten. Nach Vollendung seiner Schulstudien wußte er sich gleich gut deutsch, französisch, englisch und italienisch zu unterhalten. Für die alten Sprachen dagegen zeigte er weder Neigung noch besondere Befähigung; wohl aber betrieb er die historischen und mathematischen Wissenschaften mit Eifer und Erfolg. Glänzend waren die Fortschrittszeugnisse, die er empfing, überhaupt nicht zu

nennen; indeß rückte er doch mit Beendigung eines jeden Jahres-Curſus um eine Claſſe vor. Auch bewahrte er ſeiner alma mater Augustana noch nach Jahren ein dankbares Andenken. Als die ehemaligen Zöglinge derſelben von 1807 bis 1828 am 2ten September 1862, fünftehalb Hundert an der Zahl, ihr Jubelfeſt in Augsburg feierten, überſandte ihnen Napoleon III. 500 Flaſchen Champagner und übermachte zugleich den Stadt-Armen 5000 Franken, Beides von einem recht pietätsvollen Schreiben an den Präſidenten der Verſammlung begleitet.

In Arenenberg wurde die wiſſenſchaftliche Bildung des jungen Herzogs, ſoviel er deren in Augsburg erworben, weiter geführt, verbunden mit gymnaſtiſchen — wenn man will ritterlichen Uebungen im eigentlichen Wortſinn — Fechten, Reiten, Tanzen, Schwimmen, Schlittſchuhlaufen und dergl. Einerſeits ſollte er dadurch mitvorbereitet werden für die militairiſche Laufbahn, derentwegen er auch ſpäter die Artillerieſchule in Thun bezog; andrerſeits verfehlte man nicht, in Arenenberg dem Prinzen immer noch eine bedeutende Rolle, die er einmal in der politiſchen Welt ſpielen dürfte, vor Augen zu halten. Die Herzogin-Mutter verwendete einen anſehnlichen Theil ihrer geſammelten Schätze mit kluger Berechnung gewünſchter Eventualitäten auf ein gaſtfreies Haus. Franzoſen, Deutſche, Schweizer von Rang und Ruf fanden ſich häufig als Gäſte bei ihr ein,

unter ihnen ein Caſimir Dalavigne und Barthelémy, ein Chateaubriand, der Biſchof Freiherr von Weſſenberg, Heinrich Zſchocke, die Marſchallin Ney, deren Mann die Bourbonen im December 1815 erſchießen ließen, ferner die Fürſtin von Hohenzollern-Sigmaringen, eine Tochter der Großherzogin Stephanie u. A. m. Die Bonaparte'ſche Familie und ihr Anhang ſah ſich über halb Europa und ſelbſt nach Amerika hin verbreitet, griff in viele Regentenhäuſer ein, ſtand in lebhaftem brieflichen Verkehr und handelte in Betreff der Hoffnungen auf Wiedergewinn ihrer politiſchen Herrlichkeit ſelbſtverſtändlich in ſtiller Solidarität. Die nachhaltigſte von allen Eroberungen, welche der Held von Corſica gemacht hat, bleibt offenbar die, daß er faſt alle Glieder ſeiner Familie, die er gefürſtet hatte, Voll- und Halbblut, in die europäiſchen Regentenfamilien hinein bugſirte. Das kam dann noch den Entthronten und Verbannten zu gut. Gar Manches in der Umgebung Hortenſe's, namentlich in der Ausſtattung ihrer Geſellſchaftszimmer, erinnerte an die goldenen Tage des Kaiſerhauſes und ihrer Beziehungen zu demſelben und deutete damit zugleich auf eine mit Zuverſicht erwartete Erneuerung des lieb gewonnenen Glanzes hin. Ihr Haushalt fand ſich nach und nach aus Perſonen zuſammengeſetzt, die ihre Abſichten errieth en und die ſich angelegen ſein ließen, dieſelben verwirklichen zu helfen. Selbſt die

Gäste gingen auf solche Ideen ein und bestärkten sie darin, indem sie der Mutter und dem Sohne zugleich schmeichelten.

So schrieb sogar der sonst so freisinnig sein wollende Zschocke unter dem 27. Juli 1827 an Karl von Bonstetten — und dieser Brief erschien ein paar Jahre später im „Prometheus" abgedruckt — über die Arenenberger: „Diese Stieftochter Napoleons ist eine geistvolle, liebenswürdige, lebendige Französin. Ihr Sohn, Prinz Louis, der Uebersetzer meiner Parallele zwischen Napoleon und Friedrich II., verfehlte mich mit seinem Besuche zweimal. Schade um den jungen Mann! Aus dem wäre auf dem Throne einmal etwas geworden. Ich wollte, der König von Dänemark könnte ihn adoptiren!„ Aehnliche Complimente machte im Frühjahr 1831 der Herzogin General Armandi. Aufrichtiger sprach sich Wessenberg aus. Er belobte die schriftlichen Arbeiten des Prinzen. Als er aber später bemerkte, wie derselbe sich in Verkehr mit so vielen französischen und italienischen Republikanern einließ, warnte er die Mutter und rieth ihr, dem jungen Manne die Zügel kürzer zu fassen. Diese beschloß ihn darauf mit seiner Cousine Mathilde von Montfort, Exkönig Jerome's Tochter, zu vermälen. Der verwegene Zug nach Straßburg und die Abführung des Prätendenten nach Amerika ließen das Project nicht zur Ausführung gelangen; doch

betrachtete Louis Napoleon noch auf der Ueberfahrt nach New-York seine Cousine als die ihm bestimmte Braut. Mathilde heirathete indeß nachher den reichen Fürsten Demidoff, von dem sie bekanntlich nach kurzer Zeit wieder geschieden wurde.

8.

Militair, Republicaner und Revolutionär.

So detaillirt uns die Jugendgeſchichte Napoleon's III. und ſpäterhin ſeine verliebten und politiſchen Abenteuer überliefert worden ſind, ſo wenig wiſſen oder vermögen ſeine Biographen zu ſagen von ſeinem Aufenthalt in der Schweiz nach Beendigung ſeiner Schulſtudien in Augsburg bis zu ſeinem Auftreten als Revolutionskämpfer in Italien. Dieſes Stillſchweigen über eine der wichtigſten Perioden ſeiner Entwicklung mag ein unfreiwilliges ſein. Er muß ſich nach dem zu urtheilen, was nachher geſchah, mit ſeiner Mutter oder gar unter Anleitung derſelben ſchon damals in Projekte eingelaſſen haben, die gefliſſentlich der Oeffentlichkeit entzogen wurden. Andrerſeits bekannte er ſich um jene Zeit zu Grundſätzen, die er als Prätendent zu verleugnen hatte und denen er als Kaiſer geradezu entgegen handelte.

Welche Königskrone immerhin für ihn in Ausſicht genommen ſein mochte, er mußte dieſelbe, wenn nicht

selbst zu erkämpfen, so wenigstens persönlich zu vertheidigen wissen. Aus der Revolution war der Bonapartismus hervorgegangen. Napoleon I. gelangte an die Spitze Frankreichs zunächst nur, weil er ein tüchtiger Soldat, ein umsichtiger und siegreicher Heerführer war. Der Neffe, der in des Onkels Fußstapfen treten und das, was dieser absichtslos von einer glücklichen und mit Klugheit benutzten Verkettung der Umstände empfangen, planmäßig zu erreichen suchen sollte, mußte demnach vor allen Dingen ebenfalls Soldat sein. Die dahin einschlägigen Studien wurden mit großem Eifer von ihm betrieben.

Chateaubriand, der in Briefwechsel mit dem Prinzen blieb und ihn persönlich besuchte, sagt in seinen Memoiren aus dieser Zeit von ihm: „Er bewohnt in Arenenberg einen besonderen Pavillon, wo ich Waffen, topographische und strategische Karten erblickte, was mich unwillkürlich an seine nahe Verwandtschaft mit dem großen Eroberer erinnerte. Der Prinz Louis ist ein junger fleißiger, unterrichteter Mann, voll Ehrgefühl und ernsten Charakters.“ Die Erziehung des Herzogs von St. Leu in der Militair-Akademie zu Thun, wo der General Dufour sein namhaftester Lehrer war, unterschied sich nicht wesentlich von der jedes andern Artillerie-Officiers. Es liegt, sagt St. John, in der dort beobachteten Erziehungsweise etwas von spartanischem Cha-

rakter. Nachdem die jungen Leute ihre Studien auf der Schule durchgemacht haben, werden sie herausgenommen, um das Land nach jeder Richtung hin vom militairischen Standpunkte aus kennen zu lernen. Sie durchwandern wilde Abgründe, ersteigen Gebirge, lagern sich am Fuß der Gletscher, und man erwartet, daß sie mit größerer oder geringerer Genauigkeit die ganze Fläche des Cantons, in welchem sie erzogen sind, trigonometrisch vermessen haben.

In den Ferien fuhr die Mutter fort, mit ihrem Liebling Reisen nach andern Ländern und Hauptstädten und Besuche bei den Verwandten zu machen, und bei solcher Gelegenheit ward der Prinz, auf dem die Hoffnungen der Familie ruhten, in die höhere Politik und namentlich in die besonderen Interessen seines Hauses eingeweiht. Indeß war er in seinen Jünglingsjahren mit Leib und Seele Republikaner und vermochte als solcher seine politischen Ansichten mit denen seiner Angehörigen nicht immer sofort in Einklang zu bringen. Als Sprößling eines Geschlechts von Kaisern und Königen, trug er sich jedoch fortwährend mit stolzen Plänen und lernte dann allmälig selbst den Republikanismus und die Revolution für die Wiederherstellung der Napoleon'schen Dynastie ausbeuten. Er ließ sich als Schweizer naturalisiren, was ihm von französischer Seite später als Makel vorgeworfen ist, weil er nach dem Code-civil damit eigentlich aufhörte,

Franzoſe zu ſein, jedenfalls erſt wieder rehabilitirt werden mußte, um auf Staatsbürgerrecht, Aemter und Ehrenſtellen in Frankreich Anſpruch machen zu dürfen. Er ward nach und nach Gemeindebürger von Salenſtein im Canton Thurgau, Freiwilliger der Artillerieſchule zu Thun, Staatsbürger und Schützenhauptmann des Thurgauer Cantons, Hauptmann im Berner Artillerie-Regiment und zuletzt noch Mitglied des großen Rathes. Für das Bürgerrecht in Thurgau ſtattete er dem Land-Amman ſeinen Dank mit den Worten ab: „Meine Lage als ein aus ſeiner Heimath Verbannter macht mich nur um ſo empfänglicher für dieſen Beweis von Theilnahme Ihrerſeits. Glauben Sie ſicher, in allen Verhältniſſen meines Lebens, als Franzoſe und als Bonaparte, werde ich ſtolz ſein, einem Freiſtaate als Bürger anzugehören.“ Bei ſeiner Ernennung zum Artillerie-Capitain in Bern ſagte er dem Vice-Präſidenten des Cantons Tavel unter Anderem: „Ich bin ſtolz, zu den Vertheidigern eines Staates zu zählen, in welchem die Volksſouverainetät die Grundlage der Verfaſſung bildet und wo jeder Bürger bereit iſt, ſich für die Freiheit und Unabhängigkeit ſeines Landes zum Opfer zu bringen.“

In ſeiner 1833 herausgegebenen Schrift „Politiſche und militairiſche Betrachtungen über die Schweiz“ hat Louis Napoleon die Früchte ſeiner Schweizer Studien und Erfahrungen der Welt

vor Augen gelegt. Darin, wie in seinen das Jahr zuvor veröffentlichten „politischen Träumereien,“ herrscht ein seltsames Gemisch von Bonapartismus und Republikanismus. Einerseits erhebt er die schweizerische Verfassung und Regierung sehr hoch, andrerseits erblickt er die Abhülfe der ihr noch anhaftenden Mängel einzig in ihrer engsten Vereinigung mit Frankreich. Einiger Maaßen erklärt sich dieser Widerspruch, welcher auch noch in einigen seiner aus dem Gefängniß zu Ham in die Welt geworfenen Schriften nachklingt, aus den niederschlagenden Erfahrungen, die er kurz vorher als Theilnehmer an dem Revolutionsversuche in Italien gemacht hatte, wie aus seinem Vorhaben, sich demnächst in Frankreich als Kron-Prätendent einzuführen, wozu der Straßburger Putsch eben nur als Einleitung dienen sollte.

Eine Stelle in der zuletzt genannten Schrift Louis Napoleons steht in einem zu schreienden Contrast zu dem, was er später als Kaiser gethan, um hier nicht ihrem Wortlaute nach Platz zu finden. Es ist die, worin er das peinvolle Loos der aus dem Vaterlande Verbannten mit den abschreckendsten Farben schildert und zwar, anscheinend aus wärmstem Mitgefühl mit ihrem beklagenswerthen Loose. „O ihr,“ ruft der gefühlvolle Autor aus, „o ihr,“ welche das Glück so egoistisch gemacht hat; ihr, die ihr niemals die Qualen der Verbannung empfunden

habt, ihr haltet es für eine Kleinigkeit, einen Menschen aus seinem Vaterlande zu vertreiben! Ihr solltet wissen, daß Verbannung eine ununterbrochene Marter, ein Tod ist, nicht der ruhmvolle Tod derer, welche für ihr Vaterland sterben, noch der sanftere Tod derer, welche in den Armen ihrer Lieben ihren Geist aushauchen, sondern daß es der allmälig auflösende Tod ist, der in langsamer, aber in schrecklicher Weise Stunde für Stunde an dir nagt, bis er dich nach namenlosen Leiden in's dunkle einsame Grab hinuntergebracht hat.„ Daß diese Schilderung keine zu grelle, vielmehr eine buchstäblich zutreffende ist, dafür haben die Märtyrer ihrer politischen Ueberzeugung, die sich gegen eine neue napoleonische Gewaltherrschaft erhoben, nach des Kaisers Willen wahrscheinlich der Welt die Bestätigung liefern sollen, indem er sie nach dem glühenden Sandboden Lambessa's und den Pestsümpfen Cayenne's verwies.

Bei Ausbruch der Juli-Revolution 1830 befand sich Louis Napoleon noch in Thun. Die ersten Nachrichten vom Sieg des Aufstandes, von der Berufung Ludwig Philipps und dem Abmarsch der Bourbons von Paris ließen ihn einige Hoffnung für seine Familie schöpfen. Bald aber erfuhr er, daß an eine Zurückberufung der Napoleoniden von Seiten des französischen Volkes gar nicht zu denken sei. Ein alter Bonapartist, der schwachköpfige General

Gourgaud, der Einzige, welcher seine Stimme für Wiederherstellung des Kaiserreichs zu erheben wagte, wurde durch heftiges und unwilliges Murren sofort zum Schweigen gebracht. Schlummerten beim Landvolk etwa noch Sympathien für die Glorie der Kaiserzeit, so fanden sie wenigstens keine Wortführer in den gebildeteren Ständen, die damals nur entweder Orleanisten oder Republikaner sein wollten. Auch ein Protest, der vom Onkel Joseph aus Nord-America im September in Paris anlangte und zu Gunsten des Herzogs von Reichstadt gegen die Thronfolge der jüngeren Bourbonen-Linie gerichtet war, verhallte spurlos. Gleichwohl konnte die von Paris ausgehende Bewegung in ihren weiteren Wirkungen dennoch der Bonapartischen Familie zu statten kommen. Im September riß sich Belgien von Holland los und sah sich nach einem eigenen König um. Am 29 sten November brach die Revolution in Warschau aus; den Polen konnte möglicher Weise mit einem Führer gedient sein, dessen Name schon ererbte Feindschaft gegen Rußland bedeutete. Endlich regte es sich in Italien, das durch die Carbonari's und unter stiller Mitwirkung vielleicht der zahlreich im Lande vertretenen Napoleonen und Bonapartes längst für eine gründliche Umwälzung der Verhältnisse unterminirt war. In Rom selbst, wo der Sturm losbrechen sollte, lebte die Kaiserin-Mutter Lätitia und ihr Stiefbruder der Kardinal Fesch. Ihr 1814

von Pius VII. zum Fürsten von Canino ernannter Sohn Lucian hatte Besitzungen im Kirchenstaat und im Toscanischen. Durch vortheilhafte Verheirathungen seiner zahlreichen Nachkommenschaft (er hatte aus zwei Ehen zusammen 11 Kinder) waren Lucians Verbindungen die weitverzweigtesten und vermöglichsten. In Florenz weilten die Exkönige von Holland und von Westphalen, Louis und Jerome, außerdem die Exkönigin von Spanien, Gattin des nach America verbannten Joseph. Die Mürats, die Fürstin Borghese, der Marquis von Pepoli und andere Seitenverwandte fanden sich verschiedentlich über das Land verbreitet. Nicht umsonst pflegten Hortense und Louis alljährlich einen Theil des Winters in Italien, namentlich in Rom und in Florenz, zuzubringen. Hier, scheint es, wurden vorzugsweise die Pläne geschmiedet zum Umsturz der politischen Verhältnisse in Frankreich und Italien, um aus den Wirren möglichst größten Gewinn für die entthronte Dynastie zu ziehen. Da ihnen in Frankreich diesmal Ludwig Philipp zuvor gekommen war, galt es, desto eifriger den Brand in Italien zu schüren und hier mit um so mehr Klugheit und Energie das Familien-Interesse wahrzunehmen. Dabei wurde eine Taktik beobachtet, die für einen schlimmen Fall immer nur einen Theil der Sippschaft compromittirte, während die Andern, frei ausgehend, sich günstigeren Wechselfällen auf-

ſparen konnten. Die Alten ſpielten die Conſervativen und Streng-Loyalen, während die Jungen ſich offen zur Partei des Aufruhrs ſchlugen. In dieſem Sinne wurde auch zwiſchen Alt und Jung brieflich correſpondirt, und ſo konnten beim Mißlingen der Unternehmung, wie wir ſehen werden, Letztere durch Erſtere wohl noch gerettet werden.

4.

Die italienische Episode.

Am 4ten November 1830 machte sich die Herzogin von St. Leu mit dem Prinzen auf den Weg nach Rom, wo sie nach verschiedenen Abstechern am 6ten December anlangte. Da inzwischen die polnische Revolution, welche auf Ende Februar des nächstfolgenden Jahres verabredet war, durch die Verhältnisse gedrängt, drei Monate früher losbrach, sondirte Hortense durch ihre Agenten zunächst den Boden in Warschau. Für jetzt mochten jedoch die Polen von keinem Napoleon etwas hören. Der Franzosen-Kaiser, meinten sie, habe sie zu oft getäuscht; Ströme von Blut hätten ihre Söhne und Brüder für ihn vergossen, aber schlechten Dank davongetragen. Aus diesen und anderen Rücksichten glaubten sie nicht, daß irgend einer von Bonaparte's Nachkommen ihrer Sache frommen werde.

So in ihren Erwartungen getäuscht, kehrte die Herzogin nach Florenz zurück, entschlossen, die italie-

niſche Bewegung ernſter in's Auge zu faſſen und ſie womöglich für beide Söhne auszubeuten. Der ältere hatte ſich in Florenz mit ſeiner Couſine Charlotte, Exkönig Joſephs Tochter, verheirathet. Dennoch hatte auch ihn der Freiheitsdrang der Zeit ergriffen, nur daß er dieſem nicht in Italien, ſondern in Griechenland Genüge thun wollte. Davon hielt die Mutter ihn jetzt zurück, und die nächſte Folge war, daß beide Brüder ſich von nun an enger aneinander anſchloſſen und auf eigene Hand mit den Verſchworenen gemeinſame Sache machten. Meinten ſie, auf dieſe Weiſe die Bewegung in ihre Hände zu bekommen und durch ſie an die Spitze Italiens emporzubringen, ſo irrten ſie abermal. Dies Ziel verfolgte bereits ein überlegener Concurrent, der Herzog Franz IV. von Modena. Dieſer hatte ſich in das Vertrauen der Verſchworenen geſchlichen, in der Hoffnung, von ihnen, wenn ihr Vorhaben glückte, zum König von Italien ausgerufen zu werden. Da ſich die Dinge hierzu indeß keineswegs anließen, war es gerade dieſer Fürſt, welcher der Revolution mit ſeinem Doppelſpiel ein ſchnelles Ende bereitete.

Hierdurch gewarnt und allmälig auch von den unzureichenden Mitteln und Kräften der Aufſtändiſchen unterrichtet, verlangte Hortenſe nunmehr, daß Napoleon und Louis einſtweilen den Verlauf des Aufſtandes ruhig in Florenz abwarten ſollten. Die grobe Arbeit im Felde konnte Anderen über-

lassen bleiben, wenn nur bei einer glücklichen Wendung der Ereignisse von den Prinzen rasch genug zugegriffen wurde. „Wehe denen", äußerte sie, „welche eine Revolution beginnen, ohne im Besitz der Mittel zu sein, die den Erfolg sicher oder wenigstens wahrscheinlich machen!" Allein die Herren Söhne hatten sich bereits zu tief in die Sache eingelassen, um ohne Schimpf und Gefahr sich sofort wieder davon loszumachen. Von Louis wird behauptet, daß er förmlichst und feierlichst in den Geheimbund der Carbonari aufgenommen worden sei und mit den heiligsten Eiden der Revolution, resp. der in Aussicht genommenen Republik, Treue geschworen habe.

Wie es auch darum bestellt gewesen sein mag, Louis schrieb der Mutter in seinem und seines Bruders Namen: „Wir haben Verpflichtungen übernommen und müssen sie halten. Der Name, den wir tragen, zwingt uns, jenen unglücklichen Völkern beizustehen, welche unsere Hülfe anrufen."

Bekanntlich verrauchte das Feuer des Aufruhrs in Italien damals fast ebenso rasch, als es entbrannt war. Indeß lebte die päpstliche Regierung doch, so lange ihr die österreichische Hülfe noch nicht zugesichert war und Ludwig Philipp diese noch nicht gut geheißen hatte, in beständiger Unruhe. Man ließ sich sogar in Unterhandlung mit den Rebellen ein und forderte sie auf, die Reformen, die sie ver-

langten, dem heiligen Stuhl namhaft zu machen. Louis Napoleon, der die Straßen Roms sogleich Anfangs mit der dreifarbigen Fahne in der Hand allarmirt hatte, forderte in einer Eingabe an Gregor XVI. vor Allem Trennung der weltlichen Macht im Kirchenstaate von der geistlichen, worauf begreiflich keine Antwort erfolgte.

Dreierlei Umstände wirkten zusammen, die Bonapartischen Prinzen sich dennoch bald möglichst wieder vom Schauplatz zurückziehen zu lassen. Entgegen dem Befehl der provisorischen Regierung, seine Freischaar nach Bologna zurückzuführen und sie dort mit dem Gros der Revolutionstruppen zu vereinigen, war Louis umgekehrt gegen Rom vorgerückt und hatte eine Berennung von Civita Castellana unternommen. Damit hatte er sich einer Insubordination schuldig gemacht und außerdem bei den Republikanern den Verdacht erregt, daß er bei diesem Freiheitskampf Sonder-Interessen verfolge. Andererseits war von österreichischer Seite gedroht worden, daß jeder Bonapartist, der in den Reihen der Empörer mit den Waffen in der Hand ergriffen würde, standrechtlich bestraft, d. h. erschossen werden solle. Der Papst seinerseits ließ unter der Hand die Prinzen durch ihre Verwandten und Freunde warnen, sich nicht diesem Aeußersten auszusetzen. Endlich drängte die Mutter nachdrücklichst zur Umkehr. Sie hatte sich bereits in Florenz doppelte

Päſſe zu verſchaffen gewußt, einen für England, wohin ſie wirklich zu reiſen vorhatte, und einen für Ancona, von wo ſie mit ihrem Louis ſich nach Corfu einſchiffen zu wollen vorgab. In Ancona ſollten jedenfalls die Söhne mit ihr zuſammentreffen. Indeß kam Alles unerwartet anders. Die Prinzen hatten einige Gefechte mit Auszeichnung beſtanden und waren im Begriff, zu ihrer Mutter zu flüchten, als der ältere, Napoleon Louis, plötzlich ſtarb. Hortenſe, die ſich ſchon auf die Reiſe begeben, empfing auf der erſten Poſtſtation hinter Foligno die ſie tiefniederſchlagende Trauerbotſchaft.

Ueber dem jähen Ende dieſes Prinzen ſchwebt noch immer ein vieldeutiges Dämmerlicht, um nicht zu ſagen ein myſteriöſes Dunkel. Nach der verbreitetſten Angabe ſoll er an den Maſern oder Rötheln geſtorben ſein. Später wollte ein k. k. Oberſt in der öſterreichiſchen Militair-Zeitung glauben machen, Prinz Napoleon ſei im Gefecht bei Rimini den 25ſten März gefallen. Allein eine Correſpondenz, welche die Augsburger Allgemeine Zeitung aus Bologna vom 18ten März mittheilte, meldete ſeinen Tod als thatſächlich am 17ten erfolgt. Diejenigen Republikaner, welche ſich gewöhnt haben, die ärgſte ſittliche Verworfenheit mit dem Namen Louis Napoleon zu verbinden, geben zwiſchen den Zeilen zu leſen, daß Louis der Urſache vom Tode ſeines Bruders durchaus nicht ſo fremd ſein dürfte, als es den Anſchein habe, haupt-

ſächlich wohl darauf geſtützt, daß nach dieſem Todesfall, außer dem Herzog von Reichſtadt, deſſen baldiges Hinſchwinden aber keinem Zweifel mehr unterlag, dem Zögling Hortenſe's Niemand das Erbrecht auf Napoleons Nachfolge ſtreitig machen konnte. Einer der jüngſten Biographen unſeres Helden, Alexander Richard (Graz 1869), behauptet friſch weg, Prinz Napoleon ſei einer Lungenentzündung erlegen; „einem Lungenſchlage“ hätte wenigſtens glaubhafter geklungen.

Auf viel ſchwärzerem Grunde malt der pſeudonyme Lubarſch (L. Schubar) in den „Memoiren“ den Hergang. Bei ihm erzählt Louis ſelbſt, daß er und der Bruder auf der Flucht von Forli im einſam gelegenen Schloſſe eines Grafen Sforza gaſtfreundliche Aufnahme gefunden hätten. Die Freundlichkeit des Mannes ſei ihm aber ſehr zweideutig vorgekommen und am verdächtigſten geworden beim Deſſert, nachdem der Graf durch einen reitenden Boten eine Depeſche erhalten, deren Empfang er beſcheinigen mußte. Am andern Morgen ließ er die Prinzen nach Forli fahren, und auf dieſem Wege bereits bemächtigte ſich des unglücklichen Napoleon eine Krankheit, „deren befremdende Erſcheinung und überaus raſcher Verlauf den Verdacht zu rechtfertigen ſchienen, daß der Arme das Opfer eines ſchwarzen Verbrechens geworden. Die zweideutige Parteiſtellung des Grafen Sforza gab dieſem Verdachte einen weiten Spielraum.“

Solchen Argwohn zu entkräften, hat der Geheime Medicinalrath Dr. Allertz, welcher Leibarzt des Verstorbenen gewesen, auf die von Dr. Versari und dem Chirurgen Pontoli veröffentlichten Krankheitsberichte verwiesen, welche bezeugen, daß der ältere Sohn der Herzogin von St. Leu am Scharlach (rosolia) gestorben sei. Wie Versari selbst aber die Symptome schildert, muß dies doch eine ganz eigene und sehr böse Art von Scharlach gewesen sein. „Ich fand ihn," schreibt er unter Anderem, „von den heftigsten allgemeinen Convulsionen befallen, die Augen rollten schreckhaft, die Gesichtszüge waren verunstaltet, der Puls ging unregelmäßig und blieb zuweilen aus; er bat, man möchte ihn mit einer Pistole erschießen, er grinste manchmal wie ein schwer Trunkener." Die amtliche Bescheinigung übrigens, daß der Prinz an der „Rosolie" verstorben, stellte nicht Dr. Versari selbst, sondern der genannte Pontoli aus, der den Leichnam secirt hatte. Erwiesen ist jedoch, daß Louis seinen Bruder nie mehr verließ, sondern die äußerste Liebe gegen ihn zeigte, so lange sie von Nutzen sein konnte. In seinen Armen hauchte Napoleon das Leben aus, und als Louis endlich in Pesaro seine Mutter wiedersah, stürzte er ihr mit den Worten in die Arme: „Jetzt stehe ich ganz allein in der Welt, ich habe meinen einzigsten Freund verloren."

Unter fortwährender Gefahr, verhaftet und vor Gericht geführt oder gar gemeuchelt und beraubt zu

werden, setzten Mutter und Sohn, Beide an Leib und Seele krank, ihre Reise durch Italien fort, nach der französischen Grenze zu. Es war im Grunde mehr Flucht, als Reise zu nennen. Von österreichischer Seite hatte man ihnen die Rückkehr nach der Schweiz verwehrt. Uebrigens drückten Militair- und Civil-Behörden bisweilen absichtlich ein Auge zu und wollten die Flüchtlinge nicht erkennen. Schon in Spoleto hatte der damalige Erzbischof Mastai Ferretti (der jetzige Papst Pius IX.), als man ihm den Aufenthalt der Proscribirten in Ancona denuncirte, erklärt: „Gegen Kranke und Flüchtlinge führen wir keinen Krieg!“ In Tolentino rettete sie die Discretion eines österreichischen Generals, der, als ihm ein italienischer Verräther mittheilte, er erkenne Louis Napoleon trotz seiner Verkleidung sehr wohl, erwiderte, er sei nicht nach Tolentino beordert, um irgend Jemand gefangen zu nehmen. Der Prinz hatte sich zu größerer Sicherheit in die Livrée eines Bedienten geworfen und stand als solcher bis Pisa hin am Wagen der Herzogin hinten auf. In Camoscia, wo es an Pferden fehlte zu sofortiger Weiterbeförderung, blieb Hortense die ganze Nacht über im Reisewagen, während ihr Sohn auf einem Steinhaufen am Wege sein Lager aufschlug und am Brunnen vor dem Gasthause seine Morgen-Toilette machte. Erst in Pietrasanta, einem der letzten toscanischen Orte, die sie zu pas-

ſiren hatten, athmete ſie für ein paar Tage freier auf. Hier trafen ſie im Palaſt Canino mit der Prinzeſſin Charlotte zuſammen, der Wittwe des ſo eben in Forli umgekommenen Prinzen Napoleon, und hier gedieh auch der Plan zur Reiſe, wonach Mutter und Sohn ihre Reiſe nach England durch Frankreich und über Paris nehmen ſollten.

5.

Prätendenten-Studien. Frankreich, England, Schweiz.

Wohl war auch die Reise durch Frankreich und nach Paris für die verbannten Napoleoniden ein nicht unbedeutendes Wagestück. Das im Januar 1816 erlassene Edict, welches sie im Fall der Rückkehr mit dem Tode bedrohte, war noch nicht aufgehoben. Aber eine strenge Anwendung desselben widersprach dem Princip, worauf die Juli-Regierung beruhte. Außerdem hatte Ludwig Philipp dem Bonapartismus schon einige Zugeständnisse gemacht. Es war die Rede davon, daß am 5ten Mai, dem Todestage Napoleons, die Bildsäule des Kaisers auf dem Vendomeplatz, welche die Bourbonen beseitigt hatten, wieder aufgerichtet werden solle, und daß man später auch die Asche Napoleons von St. Helena zurückfordern und nach Paris bringen werde. Endlich hatte die Herzogin von St. Leu Beschwerden, die sie dem König persönlich vortragen wollte. Unter

Louis XVIII. und Karl X. war ihr die Herrschaft St. Leu vorenthalten und der Ertrag derselben zum größeren Theile entzogen. Nebenher endlich mochte Prinz Louis Paris gern im Stillen durchmustern und forschen, welche Aussichten sich ihm für den Fall eines neuen Regierungsumsturzes etwa darböten.

Am 24sten April langten die Reisenden in Paris an und stiegen im Hôtel de Hollande ab, wo sie die Vendomesäule täglich und stündlich vor Augen hatten. Sie beobachteten während ihres 12tägigen Aufenthaltes ein strenges Incognito, d. h. sie nahmen andere Namen und Titel an, aber Jeder, der mit ihnen verkehrte, wußte recht gut, wer sie waren, und vermuthete, was sie wollten. Zu einer Napoleonsfeier, wie sie solche erwarteten, kam es zwar nicht; der 5te Mai ging sang- und klanglos vorüber, dafür hatten die Minister gesorgt und dagegen den 1sten Mai, den Namenstag des Bürgerkönigs, desto rauschender feiern lassen. Wohl aber hatte Louis Napoleon mehrere Zusammenkünfte mit Bonapartisten, welche aus Vorsicht die Maske von Republicanern trugen, und die Herzogin erhielt die erbetene Audienz beim Könige. Nach einer Mittheilung von Capefigue soll sogar Ludwig Philipp selbst ihr in einem einfachen Fiaker einen Besuch im Hôtel gemacht haben, begleitet von Madame Adelaide, seiner Schwester, deren Mutter einst Königin Hortense zur Beibehaltung ihres Wohnsitzes in Paris

und zur Erlangung eines Jahrgehaltes von 600,000 Franken bei Napoleon verholfen hatte.*) Darin stimmen die französischen Berichte verschiedenster Parteifarbe überein, daß der König, die Königin Amalie und Prinzeß Adelaide sich einander an Güte und Liebenswürdigkeit gegen die Herzogin überboten. Ludwig erklärte sich bereit, ihre Angelegenheit persönlich zu betreiben. Sie müsse St. Leu zurück haben, und die Gelder, auf die sie gerechte Ansprüche nachweisen könne, müßten ihr gezahlt werden. Außerdem wollte er ihr jede Summe vorstrecken, die sie etwa augenblicklich bedürfe. Tags darauf jedoch erhielten trotz alle dem die unliebsamen Gäste eine Verweisung aus Paris in artigster Form. Wie war das möglich?

Nach einer Mittheilung des Herzogs von Aumale in seinem Briefe an den Prinzen Napoleon Jerome über die Geschichte Frankreichs erfuhr der König am andern Morgen im Staatsrath, daß der ihm als bettlägerig krank gemeldete Prinz Louis Napoleon, den die Herzogin mit eben dieser Krankheit beim König entschuldigt hatte, öffentlich im Verkehr mit Bonapartisten und Republicanern gesehen worden

*) Es geschah dies nach der Rückkehr Napoleons von Elba. Die den Gegenstand betreffende Correspondenz zwischen den Damen vom März und April 1815 findet man bei Renault in seiner »Histoire du prince Louis Napoléon, président de la republique.«

sei. Das empörte den alten Herrn zu sehr. Sofort mußte der Kriegsminister Soult einen seiner Adjutanten zu der Ex-Königin senden und ihr andeuten lassen, wie man bestimmt erwarte, daß sie ihren Aufenthalt in Paris nicht über 24 Stunden hinaus ausdehnen werde. Dies geschah am 5ten Mai; am 6ten verließen Hortense und Louis die Hauptstadt Frankreichs, am 10ten schifften sie sich von Calais nach Dover ein.

Vor der Abreise soll, wie Lagueronniere in seinem Buch „Die Männer des Tages" erzählt, Louis Napoleon noch ein Schreiben an Ludwig Philipp gerichtet haben, worin er den sehnlichen Wunsch ausspricht, es möchte ihm vergönnt sein, einen seinen in der Schweiz bewiesenen militairischen Fähigkeiten entsprechenden Platz in der Armee zu bekleiden. Für sein Vaterland scheue er selbst den Tod nicht. Welche und ob überhaupt ihm eine Antwort auf dies Schreiben zu Theil geworden, bleibt dahingestellt.

Auf britischem Boden hörte das Incognito auf; hier bedurfte es keiner Maske, keiner Verstellung mehr. Indeß das Auge des Julikönigthums überwachte auch in London die Schritte der verdächtigen Wanderer. Talleyrand, der damals Vertreter Frankreichs am Hofe von St. James war und der durch einen seiner Vertrauten die Herzogin über den Zweck ihrer Anwesenheit ausholen ließ, erfuhr zu-

nächſt nur, daß ſie von Livorno nach England gereist ſei und über Belgien nach der Schweiz zurück wolle. Einige Monate ließ man hierauf die Fremdlinge unbehelligt, zumal Louis wieder kränkelte; er war auf der Ueberfahrt über den Canal von der Gelbſucht befallen. Indeß zeigte es ſich bald genug, daß es gar ſehr politiſche Zwecke waren, die man mit dem Aufenthalt in London verfolgte. Joſeph Bonaparte und Achille Murat, ſowie verſchiedene Bonapartiſten und Republikaner aus Frankreich kamen hierher. Später traf Walewski, ein außerehelicher Sohn Napoleons I., dazu. Mit Anderen, die keinen Urlaub nehmen konnten, ſollte Louis ſich in Oſtende beſprechen, was denn auch geſchah. Schon waren Lafayette und Jaques Lafitte gewonnen. Allein die Napoleoniden waren unter ſich ſelbſt noch nicht einig. Louis wünſchte die Dinge ſchnell zum Austrag gebracht, eine Republik mit Bonapartiſcher Regierung, gerade ſo, wie ſie 18 Jahre ſpäter in's Daſein trat; Joſeph dagegen, ängſtlich und ſtets die Folgen erwägend, fand immer von Neuem Vorwand zur Zögerung.

Nach Oſtende ging Louis Napoleon um ſo lieber, weil er zugleich die Belgier, die einen König ſuchten, in ſeine Berechnungen mit aufgenommen haben mochte. Eine Zeit lang waren dieſe ja, nachdem ſie ihren Losriß von den Niederlanden glücklich durchgefochten hatten, um ein gekröntes Oberhaupt in

derſelben Verlegenheit, wie Griechenland und ſpäter Spanien. Kein irgendwie qualificirter Prinz war damals ſicher, daß ihm nicht plötzlich ſo eine Krone angetragen wurde. Eben jetzt war der Herzog Leopold von Sachſen-Coburg in London mit ſolchem Antrage begrüßt, aber nicht ſofort darauf eingegangen. Inzwiſchen verbreitete ſich das Gerücht, auch Louis Napoleon würde einen belgiſchen Thron nicht verſchmähen. Mit Bezug hierauf äußerte Leopold gegen den franzöſiſchen Prinzen bei der Herzogin von Bedford ſcherzweiſe: „Die Zeitungen behaupten, daß Sie nach London gekommen ſeien, um mir ein Königreich zu entreißen, welches ich ſelbſt noch nicht beſitze — aber, ich glaube das nicht!“ — Sofort benutzte nun der hoffnungsvolle Prätendent dieſe Mittheilung zu einer Reclame für ſich. Er desavouirte am 17. Juni in einem Pariſer Journal-Artikel die ihm unterſtellte Throncandidatur mit der feierlichen Erklärung: „Nachdem ich die heilige Sache der italieniſchen Unabhängkeit ergriffen habe, ſehe ich mich genöthigt, einen Zufluchtsort in England zu ſuchen, da mir leider Frankreich noch immer verſchloſſen iſt. Weit entfernt, Ideen des Ehrgeizes zu nähren, wäre mein einziger Wunſch, meinem Vaterlande oder der Freiheit fremder Länder zu dienen, und man würde mich längſt ſchon in den ruhmreichen Reihen der Belgier oder der unſterblichen Polen erblickt haben, hätte ich nicht gefürchtet, daß man

meinen Handlungen Absichten persönlichen Interesse's zuschriebe, oder daß mein Name eine furchtsame Diplomatie beunruhigte, die unfähig ist, an eine uneigennützige Aufopferung oder an ein aufrichtiges Mitgefühl zu glauben, wie es unglückliche Völker einflößen."

Uebrigens kam das Bündniß mit den Republikanern nicht zu Stande, da die Pariser „Tribüne" die Franzosen warnte, sich nicht abermal durch einen Bonaparte täuschen zu lassen, indem die Herrschsucht der Napoleoniden mit der Volksfreiheit schlechthin unvereinbar bleibe. Andererseits fielen die auf Belgien gesetzten Hoffnungen von selbst in's Wasser; denn 4 Wochen später, am 17ten Juli 1831, betrat Leopold als erwählter König der Belgier den belgischen Boden; am 21sten Juli hielt er seinen Einzug in Brüssel. Endlich und hauptsächlich drängte Talleyrand; er gestattete, daß die Verbannten unter einem pseudonymen Paß durch das nördliche Frankreich (nicht durch Belgien) reisten, nahm aber vorher dem Prinzen das Ehrenwort ab, unterwegs gewisse Personen, die er ihm nannte, nicht zu sehen oder zu sprechen. Diese Herren jedoch hatten eine feine Witterung; sie errieth en, welche Orte die Reisenden passiren würden und empfingen sie daselbst. Am 14ten August befand man sich wieder auf Schweizer Boden.

Von nun an wurden in Arenenberg mehr planmäßige Verbindungen unterhalten und neue ange-

knüpft mit mißvergnügten Militairs, einflußreichen Geistlichen, abgedankten Staatsmännern, politischen Abenteurern, die empor wollten, und intriguanten Frauen, welche sich noch einmal zur Hoheit und Majestät hinaufzuarbeiten hofften. Daneben schriftstellerte der Prinz, indeß ohne ersichtlichen Erfolg. Bedeutungsvoller schienen für ihn zwei politische Ereignisse dieses und des nächstfolgenden Jahres werden zu sollen. Die Polen hatten sich, seitdem ihr Stern in's Sinken gekommen, eines Besseren besonnen. Am 28sten August 1831 erschien eine Gesandtschaft aus Warschau in Arenenberg mit einem von mehreren Häuptern des Aufstandes unterzeichneten Schreiben, wodurch der Prinz eingeladen wurde, sich mit der dreifarbigen Fahne an die Spitze der Insurrections-Truppen zu stellen. „Kommen Sie", hieß es darin, „junger Held, Hoffnung unseres Vaterlandes! Vertrauen Sie den Wogen des Glücks, die Ihren Namen kennen! Folgen Sie dem Ruf der Freiheit, und die Dankbarkeit Ihrer Waffenbrüder, wie die Bewunderung der Welt, wird Ihr Lohn sein." Wirklich soll sich der Prinz hierauf in Bewegung gesetzt haben. Aber schon in Leipzig traf ihn die Nachricht vom Falle Warschau's und er machte Kehrt.

Der am 22sten Juli 1832 erfolgte Tod des Herzogs von Reichstadt, des einzigen ehelichen Sohnes Napoleons I., der Louis Napoleon zum

Rechtserben des Kaisers machte, lenkte seine Blicke von Neuem und mit verschärfter Spannung auf Frankreich. Der Plan, plötzlich in das Land einzufallen, dreist als berechtigter Thron-Prätendent aufzutreten und so sein Glück bei der Armee und der Nation zu versuchen, dieser Plan scheint nicht in seinem Kopf allein entsprungen zu sein. Auch mag seine Mutter nur mittelbar denselben verschuldet haben. Dauerte es doch reichlich vier Jahre, ehe man zur Ausführung schritt! Wahrscheinlicher ist es, daß Männer wie Persigny, Parquin, Vaudrey und vor Allen die Sängerin Gordon, die werkthätig an dem Straßburger Handstreich Theil nahmen, des Prinzen Rathgeber gewesen sind.

6.

Der Straßburger Handſtreich.

Wie tollkühn auf den erſten Anblick das Wagniß erſcheint, eine von ſechs Regimentern Soldaten, Infanterie und Artillerie, vertheidigte Feſtung mit einer Hand voll Spießgeſellen zu überfallen und lediglich auf den Namen „Napoleon" Garniſon und Bürgerſchaft zum Treubruch gegen Fahneneid und Geſetz aufzurufen: Stellung und Eigenſchaft der an dem Unternehmen Betheiligten ſchützten daſſelbe vor dem Vorwurf der Unbeſonnenheit und Unüberlegtheit. Nach Lage der damaligen öffentlichen Verhältniſſe in Frankreich war es denkbar, daß, wenn der Streich in Straßburg gelungen, das ganze Elſaß dem Sieger beipflichten, und auf den Weitermarſch nach Paris der Anhang des Prätendenten lavinenartig anwachſen würde, ähnlich wie bei der Rückkehr Napoleons von Elba, die ſeinen Epigonen hierbei als Muſterbild vorſchweben mochte.

An Leuten, die mit dem Königthum der Bourgeoisie unzufrieden waren, fehlte es im Lande keineswegs, und die Regierung hatte fortwährend gegen Unruhen anzukämpfen. Die Herzogin von Berry, eine Art legitimischer Hortense, die mit ihrem Heinrich V. gewissermaßen ein Seitenstück zu Louis Napoleon lieferte, hatte schon im Frühjahr 1832 die Vendée zu revolutioniren versucht. Der Aufruhr ward zwar bald unterdrückt, aber die Nachwirkungen dauerten fort. Den Arbeiteraufstand zu Lyon von 1831 beuteten die Repuplikaner aus. Die Militair-Rebellionen von 1834 bewiesen thatsächlich, daß die Armee von der forcirten Bürgerfreundlichkeit Ludwig Philipps eben nicht erbaut war. Attentate auf das Leben des Königs hatte es gegeben — 1832 anonym — 1835 Fieschi — 1836 Alibaut. Zuletzt hatte ein Mißgriff der Orleanisten bei der Verfolgung des Spions Conseil, der mit Alibaud conspirirt haben sollte, die Schweiz mit Frankreich entzweit. Das war der Zeitpunkt, den der Prätendent von Arenenberg für geeignet halten konnte, sein Glück zunächst einmal im benachbarten Elsaß zu versuchen.

Der genannte Conseil, sagt man, habe eigentlich im Auftrage und Interesse der französischen Regierung gewühlt, Revolutionen zu machen gesucht, die diese dann bekämpfen konnte, und er wird zugleich den unheimlichen Gestalten beigezählt, mit denen Louis in der Schweiz verkehrte. Ein anderer zeitweiliger

Gast, der dem Prinzen in Arenenberg stark zusprach, war der eifrige Bonapartist, Unterofficier a. D. Victor Fialin, der sich später nach einem kleinen Gute seiner Mutter (Cremaux in Forey) Fialin de Persigny nannte. Er bewies dem Prinzen so viel Aufopferung bei dessen politischen Unternehmungen, daß dieser ihn später kaiserlich belohnte. Der ehemalige Unteroffizier ward nach 1848 Oberst, General, mehrere Male Gesandter, Minister des Innern, Marquis und Gemal der mehrere Millionen Frcs. schweren Prinzessin von der Moskwa.

Noch eine wichtige Person im Complot des Prätendenten war Eleonore Gordon, ihres Zeichens Sängerin, Tochter eines früheren Capitains in Napoleons Armee Namens Brault, vorübergehend Gattin eines wohlhabenden Engländers, von dem sie sich jedoch sehr bald wieder trennte.*) Sie hing mit Leidenschaft an dem Prinzen und arbeitete unter dem Deckmantel ihrer Kunstreisen eifrigst für seine Erhebung, durch die sie selbst noch einmal eine Krone davon zu tragen hoffte. Was für Glücksritter sich zum Theil unter den Verschwörern befanden, und welche Beweggründe Manchen von ihnen bestimmt haben mögen, das abenteuerliche Unternehmen mitzu-

*) In den gerichtlichen Verhandlungen, wie sie die „Augsb. Allg. Zeitung" wiedergiebt, heißt sie Eleonore Brault; Delord nennt sie Eleonore Archer.

machen, darüber giebt ein bei der späteren Untersuchung mit zur Verlesung gekommenes Schreiben des Angeklagten von Gricourt an einen anderen Mitschuldigen trefflichen Aufschluß. „Ich will Geld“, heißt es in dieser vertraulichen Mittheilung, „Orden, Titel und den gestickten Generalsrock; und mein Degen soll mir dieses alles erobern. Wir werden zwar keine Millionen bekommen, — denn des Geldes bedarf unser künftiger Gebieter, wie ich weiß, für sich selbst, aber ich denke, wir werden uns doch 20,000 Frcs. Rente herausschlagen, die wir noch täglich vermehren werden. Wir werden es recht behaglich haben: schnelles und hohes Avencement, Titel, Federhüte, Geld und schöne Frauen — den Wein nicht zu vergessen. Der Prinz hält auf so etwas große Stücke.“

Der Herd der Verschwörung war eigentlich Baden-Baden. Hierher kam Louis öfter, die Tante Stephanie und ihre Töchter zu begrüßen; hier konnten Vaudrey, Parquin und die anderen Straßburger und Elsasser Officiere, hier Persigny, Mirès und die Gordon sich frei umhertummeln, ohne in der Menge der Gäste auffällig zu werden. Aber in den höheren Gesellschaftskreisen blieb das Vorhaben doch kein Geheimniß. Die Regierung erfuhr davon, der König lachte dazu, Tante Stephanie warnte davor, Hortense hatte trübe Ahnungen und steckte ihrem Sohne, der nach Sigmaringen auf die Jagd zu

gehen vorgab, beim Abschiede den Trauring Josephine's an den Finger. Oberst Vaudrey, Commandeur des 4ten Artillerie-Regimentes in Straßburg und trotz seines Bonapartismus allgemein beliebt bei der Garnison, machte noch in letzter Stunde seinen Schutzgenossen auf das Bedenkliche des Unternehmens aufmerksam, erklärte aber, da der Prinz bei seinem Entschluß beharrte, ihn nicht im Stich lassen zu wollen. Den 30sten Oktober mit Tagesanbruch sollte das Stück in Scene gehen. Louis Napoleon fand sich bereits am 29sten Abends ein, stieg in Persigny's Wohnung ab und ging dann zur Gordon, der er alle Papiere einhändigte, die im Fall des Mißlingens irgend Jemanden compromittiren konnten. Sie sollte dieselben unverzüglich verbrennen, sobald sie Gefahr witterte. Den Rest der Nacht brachte der Prätendent bei den Verschworenen zu. Was nun folgte, geben wir in den Hauptmomenten auszugsweise nach der Darstellung eines preußischen Officiers, der, damals zufällig in Straßburg anwesend, einen Bericht darüber in der „Preuß. Wehrzeitung" von 1851 geliefert hat. Mit dem Schlage 6 Uhr Morgens trat Vaudrey's Regiment im Hof der Austerlitz-Caserne unter das Gewehr und formirte ein Carré, in welches der Oberst mit dem Prinzen eintrat. Der Letztere war à la Napoleon I. costümirt, trug die Uniform eines Stabs-Officirs der Artillerie, den Hut und die hohen Stiefel des Kaisers,

sowie einen schweren Cavallerie-Säbel. Auch in Haltung und Bewegung ahmte er möglichst dem Oheim nach, und seine Anrede an die Truppen, wie seine Proclamationen, strotzten von Phrasen des ersten Kaiserreichs. Der Oberst stellte ihn dem Regiment mit den Worten vor: „Soldaten des 4ten Artillerie-Regiments! Eine große Revolution beginnt in diesem Augenblick. Der Neffe des Kaisers Napoleon steht vor euch und will sich an unsere Spitze stellen. Er betritt den Boden des Vaterlandes, um dem Volke die ihm genommenen Rechte, der Armee den Ruhm, den sein Name umfaßt, Frankreich die aberkannten Freiheiten wiederzugeben. Er zählt auf euern Muth, euere Ergebenheit und Vaterlandsliebe, um diese große und ruhmvolle Sendung zu erfüllen. Soldaten! euer Oberst hat für euch gut gesagt, wiederholt mit ihm den Ruf: Es lebe Napoleon! es lebe der Kaiser!“

Die Ansprache zündete. Alles schrie: „Vive Napoléon! vive l'empereur!“ Die Aufregung war unbeschreiblich, bis der Commandeur Stille gebot und der Prätendent das Wort ergriff. „Soldaten!“ redete er die Berauschten an. „Nach Frankreich berufen durch eine Vertretung der Städte und Truppenbesatzungen des Ostens und entschlossen, zu siegen oder zu sterben für den Ruhm und die Freiheit des französischen Volkes, seid ihr die Ersten, denen ich mich habe vorstellen wollen, weil euch und mich ein

Band großer Erinnerungen umſchlingt. In euerem Regiment hat der Kaiſer Napoleon, mein Oheim, als Cap tain gedient; mit euch hat er bei der Belagerung von Toulon ſo großen Ruhm davon getragen; euer braves Regiment endlich war es, was ihm die Thore von Grenoble öffnete bei ſeiner Rückkehr von Elba. Jetzt iſt euch wiederum eine große Auszeichnung beſtimmt, — der Ruhm, ein neues Unternehmen zu eröffnen; die Ehre, den Adler von Auſterlitz und Wagram zu allererſt zu begrüßen.“ Hierauf einem neben ihm ſtehenden Officier den Adler aus der Hand nehmend, fuhr er fort: „Seht hier, Soldaten, das Sinnbild des franzöſiſchen Ruhmes, welches hinfort zugleich das Wahrzeichen der Freiheit ſein ſoll. Funfzehn Jahre hindurch hat er unſere Väter zum Siege geführt, auf allen Schlachtfeldern geglänzt, alle Hauptſtädte Europa's durchkreuzt. Soldaten! ſammelt euch um dies edle Banner; eurer Ehre, eurem Muthe vertraue ich's an. Rücken wir gemeinſchaftlich den Verräthern und Unterdrückern des Vaterlandes entgegen unter dem Ruf: Es lebe Frankreich! es lebe die Freiheit!“

Neue Zurufe erſchütterten die Luft. Das Muſikcorps ſpielte Hortenſias Lieblingslied „Partant pour la Syrie“, und die Truppe ſetzte ſich in Marſch, Oberſt Vaudrey und Rittmeiſter Parquin mit dem Prinzen an der Spitze. Vor der Wohnung des Commandirenden wurde Halt gemacht und der-

ſelbe aufgefordert, ſich der Bewegung anzuſchließen. Da General Voirol dies verweigerte, ließ Parquin eine Sicherheitswache zurück, um ihn zu Hauſe feſt zu halten. Inzwiſchen hatte Laity das Genie-Bataillon gewonnen, Perſigny den Präfecten verhaftet, Pietri den Telegraphen zerſtört; zwei andere Officiere bewirkten, daß das 3te Artillerie-Regiment mit dem 4ten gemeinſame Sache machte. Mit verſtärkten Kräften ging es nun nach der Finkmatteaſerne, das dort quartirte 46ſte Infanterie-Regiment mit fortzuziehen. Hier aber kehrte das Glück dem Prätendenten entſchieden den Rücken. Ein abſichtlich ausgeſprengtes falſches Gerücht, was bei dem Regimente Glauben fand, machte der ganzen Schilderhebung ein ſchnelles und klägliches Ende. Schon zeigte ſich ein Theil der Soldaten zum Abfall geneigt, als plötzlich von der andern Seite her ihr Commandeur, der Oberſt Taillandier, ſie mit einer Kriegsliſt zur Umkehr brachte. „Man täuſcht euch, Soldaten," rief er, „das Männchen da, dem ihr zujubelt, iſt ein Abenteurer, ein Betrüger." — „Ja," fügte ein Stabsofficier erläuternd hinzu, „es iſt nicht der Neffe des Kaiſers, es iſt der Neffe des Oberſten Baudrey, ich kenne ihn." Wüthend darüber, daß man ſie ſo zu äffen gewagt habe, fiel nunmehr die Infanterie über die Kanoniere und ihre Anführer her. Es kam zu einem Handgemenge, in welchem Letztere den Kürzeren zogen. Der Prinz, welcher entfliehen wollte,

wurde an eine Mauer gedrängt und schließlich verhaftet. Auch seine Mitschuldigen wurden festgenommen.

Es lag im Interesse Ludwig Philipps, von dem Vorfall kein großes Aufheben zu machen. Der Prätendent selbst ward, da sich seine Mutter noch einmal beim Könige für ihn verwandte, gar nicht vor Gericht gestellt, sondern nach ohngefähr achttägiger Haft nach Paris gebracht, von wo er in die Verbannung nach Nord-America geschickt wurde. Man behandelte den Putsch wie einen Knabenstreich, wünschte aber doch kein Dacapo. Ludwig Philipp benahm sich bei der ganzen Sache eben so politisch als edelmüthig. Da der Prinz von Reise- und Zehrungsmitteln ganz entblößt war, ließ er ihm durch den Unter-Präfecten Villemain 16,000 Frcs. in Gold zustellen. Der König wußte auch, daß gar manche unter den höher gestellten Militairs und Beamten aus der Kaiserzeit in das Straßburger Complott mehr oder weniger eingeweiht waren, aber er wollte es nicht wissen. General Excelmans hielt es für Pflicht, dem Monarchen persönlich seine Unschuld zu betheuern. Der König versicherte, nicht daran gezweifelt zu haben, äußerte aber hinter seinem Rücken: „Excelmans giebt sich sehr schnell an.“ Andere thaten später dasselbe. Was für Louis bei der für ihn ausgewählten Strafe das Empfindlichste war, bestand in der Unwissenheit, in der man ihn rücksichtlich des Ortes ließ, wo er an's Land gesetzt werden sollte. Der Capitain der

„Andromeda“, dem er übergeben ward, bekam einen versiegelten Befehl mit, den er erst unter dem 32sten Breitengrade entsiegeln durfte. Derselbe lautete dann auf New-York als Ziel, aber mit dem Umwege über Brasilien, was die für den Prinzen ohnehin langweilige Fahrt noch um 3000 Meilen verlängerte.

Uebrigens ist es richtig, daß Louis vor seiner Abreise sich noch einmal brieflich an Ludwig Philipp wandte, aber nicht um für sich, sondern für seine gefangen gehaltenen Freunde zu bitten. Ihn allein, schrieb er, träfe alle Schuld; jene seien lediglich durch seine Ueberredung in eine Sache hineingezogen, die sich anders verhielt, als er ihnen vorgestellt hätte; um sie zu gewinnen, habe er ihnen Vorspiegelungen machen müssen, die jetzt eben so viel Milderungsgründe für sie abgäben. Daß man ihm das Leben gelassen, bedeute ihm nicht viel; das Loos seiner Freunde dagegen mache ihm den größten Kummer, und wenn der König die in Straßburg in Haft gehaltenen Officiere begnadigen wolle, würde er Sr. Majestät dafür eine ewige Dankbarkeit bewahren.

Die Staatsgefangenen erlangten in der That bald darauf ihre Freiheit, aber nicht durch königlichen Machtspruch, sondern durch Verdict des Geschwornen-Gerichts zu Straßburg, welches sie von aller Schuld freisprach.

7.

New-York, Arenenberg und London.

Am 10ten November 1836 hatte Louis Napoleon das Gefängniß in Straßburg verlassen, am 20sten segelte er mit der Fregatte „Andromeda," Capitain Villeneuve, nach der neuen Welt ab. Erst aber am 3ten April 1837 langte er in New-York an, von wo er noch vor der Mitte September wieder nach Europa zurückkehrte. Mithin dauerte sein Aufenthalt zur See beinahe ebenso lange, als der in America, und darin bestand schon ein Haupttheil seiner Strafe. Wiewohl er von dem Corvetten-Capitain, den Officieren und der übrigen Mannschaft mit so viel Rücksicht und Artigkeit behandelt wurde, als sich irgend mit ihren Pflichten vertrug, auch aller Comfort, der am Bord zu haben war, für ihn aufgeboten wurde, bemächtigte sich seiner doch bald eine tief sentimentale und düstere Stimmung, der er gelegentlich in einem Brief an seine Mutter Ausdruck gab. „An eine Kanone gelehnt," schrieb er ihr

unter dem 18ten December," „auf dem Hintertheil des Schiffes, sinne ich über das Geschehene nach und denke an Arenenberg und Sie. Ich finde, daß unsere Zustände zum größten Theil von den Stimmungen unseres Innern abhängig sind." Und nun ergeht er sich in süßen Erinnerungen voll Heimweh an Arenenberg, an sein Zusammenleben mit der Mutter und an die dort mit Mathilde Jerome verlebten schönen Stunden. Hatte er früher sehnlichst gewünscht, in Nord-America sich anzusiedeln und die Mutter dorthin nachzuziehen, so rieth er der Letzteren jetzt, in der Schweiz zu bleiben und stellte in Aussicht, daß er möglicher Weise selbst bald wiederkehren dürfte. Auch fiel es ihm bereits schwer auf das Herz, wie er in America seinen Unterhalt finden werde, „fremd in der neuen Welt und ohne Hülfsmittel," wie er sich selbst gestand. Wir werden sehen, auf welche Abwege ihn seine fortwährenden Geldverlegenheiten führten.

Außer mit Schreibereien füllte er seine unfreiwillige Muße am Bord häufig mit Lectüre aus. Mit Vorliebe las er Chateaubriand, dem er persönlich verbunden war, und Rousseau, mit dessen Anschauungen und Grundsätzen er damals sympathisirte. Rudolph Gottschall, dessen erste 1859 veröffentlichte biographische Studie „Kaiser Napoleon III." war, meint, daß Louis aus dem „Contrat social" vorzugsweise die politischen Ueberzeugungen geschöpft

habe, die ihn in allen Krisen immer wieder an das Volk appelliren ließen.

Ein rechtschaffener echter Sturm, den das Schiff in den ersten Tagen Januars erlebte, brachte einige Abwechslung in die einförmige Seefahrt, die nicht ohne große Gefahr, aber, da sie glücklich verlief, auch nicht ohne Reiz war. Am 28sten Februar legte die Fregatte vor Rio an, allein der Prinz mußte sich mit dem Anblick der großartigen Stadt vom Schiff aus begnügen. Der Capitain ließ ihn während seines funfzehntägigen Aufenthaltes daselbst nicht an's Land steigen. Doch erhielt er hier die für ihn erfreuliche Nachricht, daß seine Mitschuldigen am 18ten Januar von der Jury in Straßburg freigesprochen seien.

Als die Andromeda endlich im Hafen von New-York einlief, war der so lange gefangen gehaltene Umsturzversucher völlig wieder Herr seiner selbst. Da es bereits spät am Abend war, ließ ihm Villeneuve die Wahl, ob er die Nacht noch an Bord zubringen, oder lieber in der Stadt schlafen wolle. Der Prinz ließ sich sofort mit seinen wenigen Habseligkeiten nach der Stadt fahren und stieg in einem der ersten Hôtels ab, was seinem Range, weniger seiner Casse angemessen war und darum sehr verhängnißvoll für ihn wurde. Zuvor hatte er die Absicht gehabt, die Kostspieligkeiten des Gasthoflebens möglichst zu vermeiden. Grund genug war ja dazu

in seinem Mangel an Mitteln. Von Rio aus hatte er noch seiner Mutter wiederholt und diesmal deutlicher geschrieben: „Wo ich auch immer bin, muß ich arbeiten, mein Brod zu verdienen.“ Er hat gearbeitet und sein Brod verdient, aber wie? das ist nur wenig Eingeweihten zuverlässig bekannt. Die Memoiren- und Anekdotenschreiber wissen viel zu erzählen, wie er sein Glück im Spiel, in Wetten, in der Liebe, in andern noblen Passionen versucht habe. Wir lassen die Glaubwürdigkeit dieser Mittheilungen auf sich beruhen und unbenutzt. Ein derartiger Artikel, den die New-York-„Gazette“ vom 7ten Juni 1837 zuerst brachte und der, wie manche unserer Leser sich wohl noch erinnern, dann auch durch deutsche Zeitungen lief, reicht aus, zu zeigen, wie tief herab es in America mit dem Prätendenten gegangen sein soll. Louis Napoleon trat jener Zeitungsnachricht zufolge am 7ten Juni öffentlich als Schnelläufer auf. In Folge einer Wette mit Mr. Snow hatte er sich anheischig gemacht, den 820 Fuß im Umfange messenden Circus im Vauxhallgarten in der Bowery binnen 140 Minuten 116 mal zu durchlaufen, ohne abzusetzen.

Die Sache ging vor sich unter Aufsicht von Zeugen und Schiedsrichtern. Eine ungeheure Menschenmenge fand sich als Zuschauer ein. Der Prinz ward mit Acclamation empfangen. Die ersten 60 Kreisläufe legte er jeden binnen einer Minute zurück.

Nachher blieb er mehr und mehr hinter der berechneten Zeit. Nach dem 68sten Umlauf fing er an zu taumeln und würde niedergefallen sein, wenn ihn nicht seine Kameraden in ihre Arme aufgefangen hätten.

Als schlichter Bürger und Privatmann würde er mit seinen beschränkten Mitteln immer noch gut haben auskommen können. Seine Mutter, deren Reichthümer allerdings unter den großartigen Unternehmungen und harten Schicksalsschlägen ihres Sohnes in den letzten Jahren sehr zusammengeschrumpft waren, schickte ihm von Zeit zu Zeit einige hundert Dollars. Auch seine Verwandten in der Union, Achille und Lucian Mürat und Madame Patterson, die geschiedene Gattin von Jerome Napoleon, sollen ihn vor den drückendsten Verlegenheiten mit geschützt haben. Das reichte indeß bei der Lebensweise, die der Prinz einmal eingeschlagen hatte und von der er hinterher nicht wieder loskommen konnte, nicht weithin.

So lange er in Europa weilte, angeregt durch die Partei, welche auf seinen Namen speculirte, den Kopf voll politischer Entwürfe, ließ Louis sich zwar zu manchen Ausschweifungen hinreißen, die aber wenigstens nicht gegen bürgerliches Recht und Sitte verstießen. Durch seinen Umgang mit den lockern Industrierittern America's dagegen gerieth er in ein kostspieliges geschäftiges Nichtsthun, an dessen Nachwehen er später in London, als nach dem Tode der Mutter seine finanziellen Verhältnisse sich wieder

gebeſſert hatten, Jahre lang leiden ſollte. Neuerdings war Hortenſe bedenklich erkrankt. Sie hatte Dr. Lisfranc von Paris kommen laſſen und ſollte ſich einer Operation unterwerfen, die für ihr Leben fürchten ließ. Was unter andern Verhältniſſen für ihn ein trauriges Geſchick geweſen wäre, ward ihm jetzt zur Wohlthat. Es riß ihn aus ſeiner Erſchlaffung heraus und ließ ihn den Entſchluß faſſen, nach Arenenberg zurückzugehen, um ſeiner Mutter Beiſtand zu leiſten, möchte danach folgen, was wolle.

Schon am 3ten April hatte Hortenſe ihm eine Art Abſchiedsbrief geſchrieben voll rührender Zärtlichkeit. Einige Monate ſpäter, am 8ten September, erhielt er ein Schreiben von Herrn von Marmold, dem alten Intendanten des Hauſes, dem einige Zeilen von der Hand des Ex-Königs Ludwig beigeſchloſſen waren. Beide gaben zu verſtehen, daß der Zuſtand der Herzogin von St. Leu hoffnungslos ſei. Da duldete es den Sohn nicht länger in der fremden Welt. Am 12ten September Mittags beſtieg er den Dampfer „John Adams“, der eben nach Hull abgehen wollte. Hier am 26ſten anlangend, ſetzte er ohne Aufenthalt ſeinen Weg über Oſtende nach der Schweiz fort und traf am 30ſten in Arenenberg ein. Er kam eben noch zu rechter Zeit, den letzten Segen ſeiner Mutter zu empfangen und ihr die Augen zuzudrücken. Sie ſtarb am 5ten October ruhig und gottergeben. Ihre letzten Worte waren: „Ich habe Niemanden Böſes

gethan, Gott wird mir barmherzig sein.“ Ihr Sohn war lange untröstlich über den für ihn unersetzlichen Verlust. Später sorgte er, daß der Leichnam, nach dem Wunsch der Verstorbenen, nach Frankreich gebracht und in Rueil neben dem Grabmal Josephine's beigesetzt wurde. Ihr Andenken bei den Schweizern, die ihre Wohlthätigkeit gegen Nothleidende nicht genug zu rühmen wußten, hielt der Sohn aufrecht durch große Freigebigkeit an milde Stiftungen, was ihn schnell wieder im Thurgau und den benachbarten Cantonen beliebt machte.

Wie weit die Theilnahme der Republik für ihren Schutzgenossen und Ehrenbürger Stand hielt, sollte bald erprobt werden. Louis Philipp verlangte seine Auslieferung. Zunächst ward in einer Broschüre behauptet, Louis Napoleon sei für immer nach America verbannt worden und hätte sich mit Ehrenwort verpflichtet, nie wieder nach Europa zurückzukehren. Dann wieder sollte er diese Verpflichtung wenigstens auf 10 Jahre eingegangen sein. Der des Wortbruchs Beschuldigte bestritt die eine wie die andere Versicherung. Inzwischen fing man in Paris an, vor heimlichen Umtrieben und offener Schilderhebung der Bonapartisten immer mehr besorgt zu werden. Zwei neue Blätter waren entstanden, von denen das eine die hohe Politik, das andere die Handelsinteressen im kaiserlichen Sinne vertrat. Auch hatten sich mehrere Clubs von ähnlicher Tendenz ge-

bildet. Zu allem dem kam nun gegen Ende des Jahres ein neuer Mordversuch auf den König, das Attentat Meunier (27sten December 1837). Genug, in den ersten Tagen des neuen Jahres erhielt der französische Gesandte bei der Schweizer Tagsatzung, Herzog von Montebello, Befehl, der Schweiz ernst zu Leibe zu gehen. Er forderte einstweilen die Ausweisung der politischen Flüchtlinge überhaupt, ohne den Napoleoniden zu nennen. Als er dann diesen besonders namhaft machte und dessen „Extradition“ beantragte, wies die eidgenössische Regierung diese Zumuthung, als gegen Souverainetät und Asylrecht streitend, entschieden zurück und betonte namentlich, daß der genannte Prinz Schweizer Ehrenbürger sei. Machte diese Erwiderung schon einen unangenehmen Eindruck auf das Pariser Cabinet, so ward die Empfindlichkeit des Königs noch mehr gereizt durch einen Zwischenfall, bei dem der ihm feindselige Prätendent persönlich mit im Spiele war.

Einer der Theilnehmer an dem Straßburger Insurrectionsversuch, der Lieutenant Laity, hatte zur Vertheidigung des verspotteten Unternehmens und zur Verherrlichung des Bonapartismus eine Broschüre „Der Prinz Napoleon in Straßburg“ geschrieben, die mit Zusätzen von des Prinzen eigener Hand in die Oeffentlichkeit ging. Das war Hochverrath gegen die Orleanisten. Laity wurde vor die Pairskammer gestellt, die sich zu einem Staatsge-

richtshof conſtituirte, und zu 5 Jahren Kerker und 10,000 Frcs. Geldbuße verurtheilt. Zum Glück ſetzte ihn bald darauf ein reicher und kinderloſer Geſinnungsgenoſſe in Lyon, den das Schickſal des jungen Mannes rührte, zu ſeinem Univerſalerben ein. Da man dem Prinzen, ſo lange man ihn nicht hatte, nicht in gleicher Weiſe beikommen konnte, wurde von Neuem ſeine Ausweiſung gefordert. Zugleich wies der Premierminiſter Molé den Geſandten an, ſeine Päſſe zu verlangen, wenn die Schweiz ſich den Wünſchen des Königs nicht fügen würde. Noch rathſchlagte die Tagſatzung hierüber, als bereits 20,000 Mann an die Grenze rückten. Zwei Bataillone beſetzten Gex, die Artillerie von Lyon machte ſich marſchfertig, und General Aymar erließ einen drohenden Tagesbefehl.

Nun griff auch die Schweiz zu den Waffen ohne alle Kriegserklärung. Schon ſtarrten Berg und Thal von Gewehren und Säbeln und die Kuppen der Höhen von Kanonen. Ein zweites Murten ſchien ſich in Scene zu ſetzen. Da kam der Gegenſtand des ganzen Haders, Louis Napoleon ſelbſt, durch großmüthigen freiwilligen Verzicht dem Kriege zuvor. Er hatte erreicht, was ihm zu weiterem Emporkommen dienen konnte; er war ein vielgenannter, geachteter und gefürchteter Mann geworden, deſſentwegen zwei Nationen ihr Gut und Blut einſetzen wollten. Sein Ruf war gemacht, um ihn

überall eine Rolle ſpielen zu laſſen. Er erklärte daher in einem (von Renault dem Wortlaute nach veröffentlichten) Schreiben an den Präſidenten des kleinen Rathes von Thurgau, Landammann Anderwert, er wolle nicht die Urſach ſein, daß es zwiſchen Frankreich und der Schweiz zum Blutvergießen komme, und bitte deshalb, der Tagſatzung anzuzeigen, daß er das ihm theuere Land verlaſſen wolle, ſobald er von den Geſandten der fremden Mächte ſeine Päſſe erhalten haben werde. Schließlich ſprach er die Hoffnung aus, daß die Trennung keine für die Ewigkeit ſein werde, und verſicherte, für alle Beweiſe von Werthſchätzung und Achtung, welche er in der Schweiz genoſſen, dieſer ſtets ein dankbares Andenken bewahren zu wollen.

Darauf entwaffneten die ſtreitenden Parteien. Louis Napoleon verabſchiedete ſich von Arenenberg Ende September 1838 und ging unangefochten nach England, wo er auch am 14. October 1838 wohlbehalten eintraf.

In London, wo er diesmal beinahe zwei Jahre zubrachte, ſchien er lange Zeit aller Politik entſagt zu haben. Er gefiel ſich in der Rolle eines ariſtokratiſchen Dandy, lief dann mit der Londoner jeuneusse dorée, ſo lange er Mittel beſaß, und fiel, als ihm das Geld ausgegangen, in das Abenteurerleben von New-York und in die amerikaniſche Schuldenmacherei zurück. Erſt als er nichts anderes mehr

zu verwerthen hatte, als seinen Namen und die damit zu verbindenden Ansprüche, setzte er dies ihm angeborene Gut noch einmal zum höchsten Preise auf's Spiel, verband sich von Neuem mit den alten Gefährten von Straßburg, warb neue Freunde dazu, die mit ihm auf den Bonapartismus in Frankreich speculirten, und schloß mit dem viel verspotteten Ueberfall von Boulogne, der, in seinem Beginnen noch chimärischer, als der Straßburger Putsch, denn auch viel kläglicher endete. Auf sein Traum- und Taumelleben in der britischen Hauptstadt konnte später der Prätendent selbst nicht ohne Reue und Bedauern zurückblicken, und wenn für keine andere Schuld, hätte er schon für jene Vergeudung seiner besten Jugendkräfte und Mittel, für jene Vergessenheit dessen, was ihm als seine Bestimmung von Kindesbeinen an eingeprägt worden, die Buße in Ham verdient.

Gentlemännischer im Aeußern hielt sich indeß sein Abenteurern unter den Briten, als in Amerika. Hatte er in New-York vor dem Publikum als Schnell-Läufer debütirt, so gab er hier zu einer Zeit, da er schon tief im Netze seiner Gläubiger fest saß, eine Abschiedsvorstellung als mittelalterlicher Cavalier im schönsten Ritter-Costüm bei dem Turnier, welches Lord Eglinton im Sommer 1840 auf seinem Schloß in Schottland zur Aufführung brachte und bei welchem Lady Seymour die Königin des Festes spielte.

Schon ein Jahr früher hatte sich inzwischen der herabgekommene Prätendent seiner ihm durch die Verhältnisse vorgezeichneten Lebensaufgabe in etwas wieder erinnert und ihrer Erledigung in ruhigen Augenblicken mit der Feder vorzuarbeiten begonnen. Aus dem Jahre 1839 datirt sein Buch „Napoleonische Ideen“, worin er das Verfahren seines Musters, des alten Napoleon, nicht nur zu vertheidigen, sondern auf eine feste Theorie zu bringen versucht. Als Inbegriff aller Regierungskunst preist er hier, was er ja später als Präsident und Kaiser so oft im Munde geführt, die Vereinbarung der Freiheit mit der Ordnung, so jedoch, daß er den Hauptton immer auf die Ordnung legt; denn Freiheit gewährt auch die Republik, aber Ordnung in einem großen Reiche aufrechtzuerhalten, das vermag nach seiner Annahme nur eine auf republikanischer Grundlage ruhende Monarchie, wie die Napoleonische. „Die Napoleonische Idee,“ sagt Taxile Delord, „ist aus zwei Elementen zusammengesetzt, dem Bonapartismus und dem Imperialismus; der erstere repräsentirt die zu Gunsten des Volks ausgeübte Dictatur, der letztere die Gesammtheit der durch den Kaiser Napoleon I. gegründeten bürgerlichen und politischen Institutionen.“

Um diese Zeit schickte sich Louis Philipp auf Rath von Thiers, des Biographen Napoleons I., an, dem Andenken des gefeierten Corsen seine Verehrung

zu bezeugen. Man traf Anſtalt, die Aſche des ehemaligen Kaiſers der Franzoſen von St. Helena nach Paris zu ſchaffen. Das weckte mächtig wieder alle noch in Frankreich ſchlummernden Sympathien für Napoleon. Um den Neffen in London ſammelten ſich jetzt von Neuem die Straßburger Schickſalsgenoſſen, wie Perſigny, Parquin, von Querelles, die Gordon, und dazu andere Bonapartiſten von Namen und Gewicht, wie General Montholon, der dem Kaiſer bis zu deſſen Tode auf St. Helena Geſellſchaft geleiſtet, Oberſt Voiſin, Oberſtlieutenant Laborde, Faure, Méſonan, Dunin, Hortenſe's Leibarzt Dr. Conneau. Unter ihrem Beirath reifte der Plan, daß der Prinz noch einmal auf franzöſiſchem Boden als Prätendent auftreten und den Juli-König zu vertreiben ſuchen ſolle. Boulogne ward zum Angriffspunkt auserſehen, weil es von London aus leicht zu erreichen und nur ſchwach beſetzt war. Die ganze Garniſon beſtand aus 2 Compagnien Füſilliren vom 42. Regiment, einiger Artillerie und einer Compagnie Gensdarmen und Douaniers. Die Verſchworenen hatten freilich faſt gar keine wirkliche Soldaten am Bord, aber deſto mehr Uniformen für ſolche, die es werden wollten.

8.

Der Theater-Coup von Boulogne.

Es iſt noch nicht genügend aufgeklärt, woher der ſonſt ſo ſehr um Geld verlegene Prinz die hohen Summen bekommen, die auf den Ueberfall von Boulogne verwendet wurden. Die Einen ſagen, es ſei Geld zu höchſten Zinſen angeliehen; die Andern und Louis ſelbſt behaupteten, König Wilhelm von Holland habe ihm für Diamanten, die einſt Hortenſe im Haag zurückgelaſſen, kurz vorher gegen 1 Million Frcs. gezahlt. Intimere Freunde und intelligentere Perſonen zählte der Prätendent etwa zwanzig unter ſeinen Begleitern. Das übrige Gefolge, kaum 40 Mann ſtark, beſtand aus Leuten vom Volk, meiſt mißvergnügten Franzoſen, Italienern und Polen. Dieſe wurden erſt bei der Ueberfahrt mit dem Zweck der Expedition bekannt gemacht, nachdem man ſie vorher reichlich beköſtigt und mit Champagner und Bordeauxwein getränkt hatte. Proviant und Luxusweine waren nach Ausſage des Schiffscapitains ſo

viel an Bord, daß man auf 14 Tage damit ausgereicht haben würde. Es war übrigens das Packetboot „Edinburg Castle", welches man zu der Unternehmung gemiethet hatte, unter dem Vorgeben, es handle sich um eine Geschäfts- und Vergnügungsreise nach Hamburg. Wie mit Mundvorräthen wurde die Mannschaft auch mit Geld reichlich versehen; beim Einsteigen erhielt Jeder 100 Frcs. und nach gethaner Arbeit sollte Mann für Mann noch einmal so viel bekommen. Außerdem führte der Prätendent ganze Ballen von Proclamationen und Manifesten mit, für Militair und Civil, für bestimmte Städte und ganze Departements. Den Haupttreffer aber, von dem er Wunderdinge erwartete, bildeten zwei Adler, ein neu vergoldeter Fahnenadler und ein wirklicher lebendiger Aar, den ihm ein Schweizer einst geschenkt hatte, und der so abgerichtet war, daß er auf gewisse Witterung aufstieg und über dem Haupte des jungen Cäsaren schweben blieb. Die Uniformen, die man mitgenommen, waren Mäntel und Tschacko, wie sie das in der Nachbarschaft garnisonirende 40ste Linien-Regiment trug.

Man fuhr am 5ten August 1840 bei Margate aus der Themse und traf am 6ten, Nachts 2 Uhr, an der gegenüberliegenden Küste bei Vimereux ein. Hier ward die Mannschaft an das Land gesetzt und bewaffnet, wogegen das Packetboot nach dem Boulogner Hafen steuerte. Der Capitain sollte mehrere

kleine Boote anschaffen, um die Verbindung zwischen seinem Schiff und dem Lande offen zu halten. Dies unterblieb jedoch, wie man überhaupt die Möglichkeit eines Rückzuges nicht für denkbar gehalten zu haben scheint.

Die Zollwächter an der nahen Grenz-Controlle zwang man, sich dem Zuge nach der Stadt, die noch eine starke Meile entfernt lag, anzuschließen. Ihrem Vorgesetzten, dem man auf dem Marsche begegnete, wurden 1200 Frcs. geboten, wenn er zu Napoleon überträte, was er aber mit Unwillen zurückwies. Es widerfuhr hier im Kleinen dem Prätendenten selbst, was im Großen seinem Agenten in Lille bereits widerfahren war. Dort hatte Méſonan dem Generallieutenant Magnan 100,000 Frcs. anbieten müssen, wenn er dem Prinzen Beistand leisten wolle, und 300,000 Frcs. für den Fall zugesichert, daß er deswegen sein Commando verlieren sollte. Für den günstigeren Fall aber, daß der Aufstand zum Ziele führe, versprach man ihm den Marschallsrang. Magnan wies, scheinbar sittlich entrüstet, den Frechen zur Thür und zum Thor hinaus.

Der Einzug in Boulogne selbst machte sich ohne Schwierigkeit. Wie in Straßburg, hatte man die frühen Morgenstunden dazu gewählt. Um 5 Uhr bereits war man vor der Caserne. Lieutenant Aladenize, der einzige Officier der Garnison, der sich mit den Verschworenen im vollen Einverständniß be-

fand, ließ die Soldaten heraustrommeln. Man empfing sie mit Vivat auf den Kaiser, warf Geld unter sie und überreichte ihnen Proclamationen. Mit Einzelnen wurde über Beförderung und Decoration parlamentirt; jeder Sergeant sollte Capitain werden, jeder Soldat ein Ehrenzeichen haben. Inzwischen kam aber der von einem Officier herbeigerufene Chef der Truppen, Capitain Col-Puygélier hinzu. Nach lebhaftem Wortwechsel schritt man zu Thätlichkeiten, und zuletzt feuerte Louis Napoleon selbst eine Pistole auf den getreuen Ritter seines Königs ab. Der Schuß ging fehl und traf einen nebenstehenden Grenadier, ohne ihn zu tödten. Hierauf zogen, noch unverfolgt, die Aufrührer weiter nach der oberen Stadt und der Citadelle hin, um sich der dort lagernden Waffen zu bemächtigen, unter fortwährendem „Hoch der Kaiser", unter beständiger Austheilung von Geld und Proclamationen an die, welche des Weges kamen. Die Thore der Citadelle einzubrechen, gelang ihnen jedoch nicht, und da inzwischen auch die Nationalgarde allarmirt worden, blieb ihnen nichts übrig, als den Rückweg nach dem Hafen anzutreten.

Allein seinen letzten Trumpf hatte der Prätendent ja noch auszuspielen. An der sogenannten „Säule der großen Armee" machte die lächerlich kleine Armee noch einmal Halt, um die Adler von den Nachziehenden anstaunen zu lassen. Einer der In-

ſurgenten-Officiere befeſtigte den Fahnen-Adler an die Säule, ein anderer dirigirte den lebendigen Kaiſer-Vogel oben nach der Spitze hinauf. Dabei ſchrieen Alle, aus Verzweiflung jubelnd, ſo laut ſie konnten: „Es lebe der Kaiſer! es lebe Louis Napoleon!“ Da dies Manoeuvre aber auch auf die Umſtehenden nicht den gewünſchten Eindruck hervorrief und während des Aufenthaltes Nationalgarde und Linien-Militair immer näher rückten, trieben die Führer zum Aufbruch und zur Flucht. Der Prinz allein will nicht von der Stelle. „Ich habe geſchworen“, ſagt er, „auf Frankreichs Boden zu ſterben; die Stunde iſt gekommen, meinen Eid zu erfüllen; geht ihr fort, mich aber laßt hier“. Indeß die Nachdringenden reißen ihn dennoch mit fort: in buntem Getümmel eilt man zur See, und hier erlangt nun das ernſt-heiter begonnene Schauſpiel ſeinen trauervollen Schluß.

Das Packetboot „Edinburg Caſtle“ lag ohngefähr 300 Schritte vom Ufer vor Anker. Boote zwiſchen hier und dem Hafen hin und her fahren zu laſſen, hatte man verſäumt oder nicht ermöglichen können. Jeder muß ſich alſo retten, wie er kann. Die Einen ſpringen in Fiſcherkähne, Andere bemächtigen ſich der Douanen-Fahrzeuge, noch Andere verſuchen ihr Heil im Schwimmen. Der Nachen, in welchen der Prinz geſtiegen und der außer ihm noch ſechs von ſeinem Gefolge aufnimmt, iſt überladen

und schlägt um. Die Kugeln der Verfolger sitzen den Davoneilenden bald auf den Fersen und im Nacken. Faure wird getödtet, Boisin verwundet, Dunin (d'Hunin) ertrinkt. Die Uebrigen läßt der Hafen-Lieutenant Pollet aus dem Wasser fischen und gefangen nehmen, unter ihnen den Prinzen selbst. „Das Kaiserreich", bemerkt la Gueronnière hierzu, „fällt in's Wasser, man schafft es an's Ufer, aber nicht um es zu salben, sondern um es zu entwürdigen". Thiers, dem der Prätendent das erste Minister-Portefeuille des neuen Kaiserreichs zugedacht haben soll und der bald darauf Ludwig Philipp's Minister ward, äußerte, als man ihm dies vorhielt: „Wie würde ich wohl jemals ein Portefeuille aus der Hand eines Mannes angenommen haben, der sich, wie eine Ente im Teich, mit der Angel fischen läßt!"

Mit Einschluß Derer, die in den Straßen der Stadt und auf den Feldern ergriffen wurden, so wie der Schiffsmannschaft und ihres Capitains, zählte man 67 Gefangene. Man brachte sie von Boulogne nach Ham und von da die Haupträdelsführer, deren Proceß vor dem Pairshof anhängig gemacht wurde, nach Paris. Die Regierung behandelte diesen Kriegs-Theaterstreich strenger, als den Straßburger Putsch, obschon er seiner Zurüstung nach abenteuerlicher und darum gefahrloser scheinen konnte. Aber es geschah, um die bonapartistischen, wie die legitimistischen und

republicanischen Revolutionaire möglichst nachhaltig einzuschüchtern. Hatte doch erst das Jahr zuvor (12. Mai 1839) wieder ein toller Aufstandsversuch unter Barbès stattgefunden. Bereits am 9ten August, also am dritten Tage nach dem Vorgang, erschien die königliche Ordonnanz zur Zusammenberufung des Pairshofes; am 28sten September begannen die Verhandlungen; am 6ten October fand die letzte Sitzung statt, in der den Angeklagten das Urtheil gefällt wurde. Die Verhandlungen selbst bildeten, entgegengesetzt den Erwartungen des Königs und seiner Räthe, die mächtigste Reclame für den Prätendenten und halfen zu einer Propaganda für die Bonapartisten, wovon die Nachwirkungen bei und nach der Februar-Revolution augenfällig genug zu Tage traten. Das zweite Kaiserreich hätte ohne diesen Proceß vielleicht niemals das Licht der Welt erblickt. Mehr, als Louis Napoleon durch den chimärischen Ueberfall von Boulogne in der öffentlichen Meinung verloren hatte, gewann er durch seine muthige und gedankenvolle Vertheidigung vor dem höchsten Richterstuhl Frankreichs. Unter diesem Gesichtspunct faßte er selbst von vorn herein sein Auftreten vor den Richtern auf und in diesem Sinne führte er es durch. Keine juristische, sondern eine politische Rechtfertigung dessen, was er gethan, hatte er im Auge.

„Ohne Stolz und ohne Schwäche", sagte er unter Anderem, „berufe ich mich auf die Rechte,

welche die Nation in die Hände meiner Familie gelegt hat, um zugleich an die Pflichten zu erinnern, die sie damit uns allen auferlegt. Die Volkssouverainetät ist das durch die Revolution seit 50 Jahren für Frankreich geheiligte Princip. Alles, was ohne sie geschehen, ist, wie der Kaiser selbst erklärt hat, ungesetzlich (illegitim). Als 1830 das Volk seine Souverainetät wieder eroberte, hielt ich alsbald diese Revolution für eine gesetzmäßige und rechtsgültige und meinte Frankreichs Loos für alle Zeit dadurch gesichert. Aber das Land hat die traurige Erfahrung der letzten zehn Jahre gemacht, und so habe ich gedacht, daß die Stimme von 4 Millionen Bürgern, die meine Familie erhoben, uns mindestens verpflichtete, jetzt noch einmal die Nation um ihren Willen zu befragen." (Damit suchte der Prätendent diejenigen Stellen in den von ihm veröffentlichten Proclamationen und Manifesten zu legitimiren, in denen er von Absetzung der Orleans, Auflösung der Kammern, Einberufung einer Nationalversammlung, Aufstellung einer neuen Charte und Revision der Gesetze gesprochen hatte). „In der Nationalversammlung", fuhr er fort, „würden sich die Wünsche des Volkes haben aussprechen können. Ich selbst würde hier die glänzendsten Erinnerungen des Kaiserreiches wach gerufen, den Aeltesten der Familie Bonaparte, den tugendhaften Joseph, zum Nachfolger Napoleons vorgeschlagen haben."

Nachdem der Prinz dann noch für seine Mitangeklagten gesprochen, die um den eigentlichen Kern des Unternehmens gar nicht gewußt hätten, schließt er mit der kühnen Erklärung: „Ich vertrete vor Euch ein Princip, eine Sache und eine Niederlage. Das Princip ist die Volkssouverainetät, die Sache das Kaiserreich, die Niederlage Waterloo! Das Princip habt Ihr anerkannt, der Sache habt Ihr gedient, die Niederlage habt Ihr rächen wollen. Darin sind wir also mit einander einig, und hoffentlich werde ich nicht für den Abfall von einem ganz anderen Jemand büßen sollen. Euere Formen täuschen Niemanden. In dem Kampfe, der sich eröffnet, giebt es nur einen Sieger und einen Besiegten. Gehört Ihr der Partei des Siegers, so habe ich keine Gerechtigkeit von Euch zu erwarten, und Euere Großmuth mag ich nicht.“

Diese Worte des Angeklagten riefen in der Versammlung eine lange und anhaltende Bewegung hervor. Der General-Procurator Franc-Carré hatte sich keins derselben entgehen lassen und blieb in seinem Requisitorium auch die Antwort auf keins derselben schuldig. Auch er sprach mit unwiderleglicher Beweiskraft und mit einer erschrecklichen Rücksichtslosigkeit, so daß der Prinz am Schluß dieser Rede dem General Montholon in's Ohr raunte: „Wenn ich selbst freigesprochen würde, bliebe es die härteste Strafe für mich, so etwas mit anhören zu

müſſen.“ Zuerſt hob der Anwalt der Regierung das Verbrecheriſche bei Abſicht und Plan des Unternehmens hervor und zeigte an den Einzelnheiten der Ausführung das Hochverrätheriſche und Staatsgefährliche derſelben auf. Sodann geißelte er mit bitterem Spott den kindiſchen, läppiſchen Zuſchnitt bei den Rüſtungen, mit denen man die Erſtürmung Boulogne's hatte in Scene ſetzen wollen, einen Sturm im Glaſe Waſſer, wenn es nicht damit ernſt gemeint geweſen wäre und Blut gekoſtet hätte. Wohl wiſſend, daß ein großer Theil der Richter und die Vorſitzenden zumeiſt ſelbſt alte Bonapartiſten waren, welche ihre Erhebung und ihre erſten Decorationen dem Kaiſerreich verdankten, brachte er dem Genie und den Verdienſten Napoleons um Frankreich freiwillig ſeine Huldigungen dar, aber nur, um den Unterſchied zwiſchen dem großen Vorfahren und dem winzigen Nachkommen deſto greller in's Licht zu ſetzen. „Dieſer junge Mann“, ſo lautete eine ſeiner Zurechtweiſungen, „durch die zwei Unbeſonnenheiten von Straßburg und Boulogne bekannt, wagt zu verſprechen, daß er nicht eher ruhen werde, als bis er den Degen von Auſterlitz wieder gewonnen habe. Der Degen von Auſterlitz! er iſt zu ſchwer für ſo ſchwache Hände! Dieſer Degen iſt der Degen Frankreichs! Wehe dem, der es wagt, ihm denſelben zu nehmen! Wer ſind Sie denn (an den Angeklagten ſich wendend), um ſich zum Repräſentanten der Volksſouverainetät

in dieſem Lande aufzuwerfen, wo ein Fürſt herrſcht, den die Nation gewählt hat? Wer ſind Sie, daß Sie ſich zum Repräſentanten der Epoche des Ruhms und des Genies anbieten? Sie, der Sie ſo viel Armſeligkeit in Ihren Unternehmungen zeigen, durch Ihre Handlungen ſo ſehr gegen den geſunden Menſchenverſtand verſtoßen? Der Kaiſer konnte Niemanden des Scepter vermachen, ſein Ruhm iſt das Erbtheil Frankreichs, die wahren Repräſentanten des Kaiſerreiches ſind nicht Sie, noch Ihre unbedeutenden Freunde; es iſt das Genie des Kaiſers, das noch in unſern Geſetzen lebt; es ſind die Männer, denen ſeine Ueberlieferungen übergeben ſind, die an der Spitze der Armee oder im Rathe die Ehre des Vaterlandes, die Stütze der Königsherrſchaft ſind. Sagen Sie nicht, daß Sie als Beſiegter vor die Männer des Sieges geſchleppt wurden. Dieſe Behauptung iſt ſehr gewöhnlich unter den Aufrührern. Aber es genügt nicht, die Juſtiz zu verleugnen, um ſie aufzuheben, noch dem Geſetze, welches verdammt, Trotz zu bieten, um ſich rein zu brennen.“

Den tiefen Eindruck, den dieſe Strafrede bei allen Anweſenden zurückließ, vermochte der Rechtsbeiſtand des Prinzen, Advocat Berryer, trotz all' ſeiner glänzenden Beredſamkeit, nicht wieder zu verwiſchen. Er begnügte ſich, wie ſein Client, die Sympathieen anzurufen, die neuerdings im ganzen Lande für das Kaiſerreich von Neuem erweckt ſeien

durch Abführung der Aſche Napoleons von St. Helena nach Paris. Man ſollte es entſchuldbar finden, wenn des Kaiſers Neffe und nächſter Erbe dadurch berauſcht worden ſei. Er machte auf die Nachtheile aufmerkſam, welche die vielen Regierungen, die ſeit dem Sturz Ludwigs XVI. in Frankreich einander gefolgt ſeien, für das Rechtsgefühl und für den Rechtsbegriff gehabt hätten. Den Hauptton aber legte er darauf, daß bei jeder Revolution wie beim Kriege der Erfolg ſtets das Urtheil bedinge. „Würden Sie“, rief er den Richtern zu, „wenn das Unternehmen geglückt wäre, wohl — die Hand auf's Herz, vor Gott und vor dem Lande — das Recht dazu verleugnet, jede Theilnahme an der neuen Staatsgewalt abgewieſen, ſie mißkannt und zurückgeſtoßen haben? Wer mir ſagt: Wenn es geglückt wäre, hätte ich dies Recht dennoch verleugnet! — wer mir das ſagt, den allein nehme ich als Richter an.“ — Dieſe Worte erregten Senſation unter den Zuhörern, wie Berryer's Schlußerklärung, aber ſie übten keinen Einfluß mehr auf das Urtheil der Pairs.

Louis Napoleon ward von dem Pairshof, trotzdem daß die Mitglieder zum größeren Theil noch Männer aus der Kaiſerzeit waren, die Napoleon I. zu hohen Ehren und Würden erhoben hatte, zu lebenslänglicher Gefangenſchaft in einer Feſtung des nördlichen Frankreichs, Montholon und Perſigny

zu zwanzigjähriger Feſtungshaft, die Uebrigen zu zehn bis fünfzehn Jahren Gefängniß verurtheilt. Der Prinz wurde nach der ſchauerlichen alten Zwingburg Ham in der Picardie geſchafft; Graf Montholon und Dr. Conneau verbüßten dem Prinzen zur Geſellſchaft ihre Strafe freiwillig an demſelben Platz.

9.

Der Staatsverbrecher in Ham.

Am 6. October 1840 Nachmittags 4 Uhr waren die Verurtheilten mit der über sie verhängten Strafe bekannt gemacht; um 12 Uhr Nachts ward der Hauptschuldige Bonaparte nach Ham gebracht, begleitet von einer berittenen Sicherheitswache unter Anführung eines Obersten der Municipalgarde. Man wies dem Gefangenen hier die Zellen an, worin bis zum Jahre 1836 der Minister Polignac, Urheber der Ordonnanzen Karls X., inne gehabt hatte. Die Zimmer waren im Zustande großer Verfallenheit; für ihre Aufbesserung wurden später 600 Frcs. bewilligt, dennoch ward man damit der in ihnen herrschenden Feuchtigkeit nicht Herr.

Ham, ein Ort von damals etwa 2000 Einwohnern, liegt an der Somme und dem Angoulêmecanal in einer sumpfigen Niederung. Die Citadelle ist ein altes festes Burgschloß mit starkem Bollwerk umkleidet und von einem colossalen, aber unförm-

lichem Thurm überragt, der 100 Fuß in der Höhe und eben so viel im Durchmesser mißt. Zur Bewachung der Strafgefangenen diente eine Besatzung von 400 Soldaten, von denen durchschnittlich jeden Tag 40 Mann den Wachtdienst im Schloß versahen. Louis Napoleon ward mehr wie jeder Andere auf Schritt und Tritt überwacht. Stadt und Umgegend selbst standen mit Bezug auf ihn fortwährend unter polizeilicher Controlle, um jede Verbindung mit der Außenwelt, die sich nicht als völlig unverfänglich legitimirt hatte, zu verhüten. Für seine Beköstigung wurden einmal für immer 7 Frcs. täglich festgesetzt, 3 Frcs. weniger, als man für Unterhalt der Minister Karl's X. bewilligt hatte.

Begreiflich dauerte es einige Zeit, ehe der Prinz sich in diese neue Lebensweise, die so sehr gegen seine bisherige abstach, hineinfand und mit ihr vertragen lernte. Er kränkelte Anfangs einige Male, erholte sich indeß bald wieder und brachte dann im Ganzen ohne Gefahr für seine Gesundheit 5 Jahre und 9 Monate auf solche Art in Ham zu. Auch erfreute er sich mancher Annehmlichkeiten, die Andern nicht zu Gebot standen. Außer seinen regelmäßigen Spaziergängen, die er jeden Tag — 40 Schritte hin und 40 zurück — auf dem Walle machte, wurde ihm auf ärztliche Verordnung auch Bewegung zu Pferde gestattet, wobei er indeß seine Reitübungen auf den inneren Kreis des Schloßhofes zu beschränken hatte.

In Gegenwart des Commandanten durften ihm Graf Montholon und Dr. Conneau Gesellschaft leisten. Aus freiem Entschluß war ihm sein treuer Kammerdiener Thelin, ein Vermächtniß seiner Mutter, in die Gefangschaft gefolgt, nachdem der Pairshof denselben zu 5 Jahren Detention verurtheilt hatte. Freilich dauerte es beinahe ein ganzes Jahr, bevor man erlaubte, daß Thelin mit dem Prinzen eine und dieselbe Wohnung bezog. Officiere und Soldaten widmeten ihm Rücksichten und eine gewisse Ehrerbietung, wozu sie nicht verpflichtet, sondern die ihnen geradezu untersagt waren. Der Wachtposten, an dem er vorbei kam, präsentirte gewöhnlich das Gewehr. Mancher Officier erfreute ihn mit Beweisen von Aufmerksamkeiten anderer Art. Louis hatte sich auf der Wall-Rampe ein Blumenbeet angelegt, worin er besonders das Veilchen von Parma, Hortense's Lieblingsblume, mit besonderer Sorgfalt pflegte. In Folge dessen ward er von den Officieren häufig mit Blumen beschenkt. Seine Correspondenz stand unter der üblichen Gefängniß-Controlle, war aber sonst unbehindert, und der Prinz machte den ausgedehntesten Gebrauch davon. Er nahm auch — und das war das Beste, was er unter den obwaltenden Umständen thun konnte — auf das Ernsteste seine wissenschaftlichen Studien und Arbeiten wieder auf, und wenn von den vielen Schriften, die er während seiner Haft ausarbeitete und theils sofort, theils

ſpäter herausgab, einige einen praktiſchen Werth für das öffentliche Intereſſe gehabt haben oder noch haben, ſo iſt dies vorzüglich mit ſeiner unfreiwilligen Muße in Ham zu danken. Wir werden weiter unten die namhafteſten ſeiner Arbeiten anführen.

Durch ſeine unausgeſetzte literariſche Beſchäftigung kam Louis Napoleon mit den Autoritäten und Capacitäten verſchiedenſter Richtungen und Fächer in Briefwechſel, mit Männern wie Arago, Chateaubriand, Béranger, Louis Blanc, der George Sand u. A. Galanter und politiſcher Weiſe vernachläſſigte er auch die Correſpondenz mit einflußreichen und angeſehenen Damen Frankreichs und Englands nicht. Die ſpäter ſo viel beſprochene Miß Howard ſoll ihn ſogar in Ham beſucht haben. Die Bücher und größeren Werke, deren er zu ſeinen Studien bedurfte, wurden ihm auf Befürwortung des Unterrichts-Miniſters aus den Landesbibliotheken übermacht. In dieſer Rückſicht nahmen ſich ſeiner die Herren Villemain und Salvandy ſehr angelegentlich an. Auch Beſuche durfte der Staatsgefangene von Ham empfangen und empfing deren wirklich bisweilen von bedeutenden Perſonen, wiewohl es immer mit Schwierigkeiten und Weitläuftigkeiten verbunden war, zu ihm zu gelangen. Man mußte, wie Renault, (ein Napoleoniſt ganz nach dem Herzen des Prätendenten) berichtet, ſich deshalb zuvörderſt an den Miniſter des Innern wenden. Hatte dieſer ſeine Zuſtimmung

ſchriftlich gegeben, ſo reſpectirte ſie der Commandant nicht, wenn ſie nicht zuvor vom Polizei-Commiſſar in der Stadt unterſucht und richtig befunden war. Dann erſt ließ man die alſo Legitimirten unter Aufſicht von Beamteten zum Prinzen hinzu.

Für gewöhnlich hatte Louis jeden Tag dieſelbe Lebensordnung und Stundeneintheilung. Er ſtand Morgens ziemlich zeitig auf und arbeitete bis zum Frühſtück, das er um 10 Uhr einnahm. Nach dem Frühſtück trat er ſeinen Spaziergang an und beſchäftigte ſich mit ſeinen Blumen. In ſein Zimmer zurückgekehrt, beſorgte er ſeine Correſpondenz, oder nahm ſeine Lectüre und Arbeiten wieder auf bis zum Mittagstiſch. Nach dem Diner pflegte er der Unterhaltung mit ſeinen Schickſalsgefährten und empfing dann den amtlichen Beſuch des Commandanten. Den Schluß am Abend machte eine Whiſtpartie mit Montholon und Conneau, bei welchen der Commandant, wenn er ſeine Ronde beendet und Alles unter Schloß und Riegel gebracht hatte, meiſtentheils den vierten Mann abgab.

Von den ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen des Prinzen ſind die bemerkenswertheſten folgende: „Der Napoleon'ſche Gedanke“ (L'idée Napoléonienne,) aus dem Jahre 1840 und noch vor der Gefangennehmung des Verfaſſers geſchrieben, erhebt eine Regierung nach Napoleon'ſcher Maxime zum Ideal aller Staats- und Völkerregierungen. Da iſt

Alles edel, gut, gerecht, vernünftig und frei. Wird sie aber durch unabläſſige Verfolgung zur Verzweifelung getrieben, heißt es weiter, ſo predigt ſie nicht den Frieden, ſondern den Krieg und iſt in der ſchonungsloſen Verfechtung ihres Ruhms und ihrer Ehre unerbittlich, zertrümmert rückſichtslos die angebeteten falſchen Götzen. Aus dem erſten Jahre ſeiner Gefangenſchaft (1841) ſtammen „Hiſtoriſche Fragmente“ (Fragments historiques), worin der Fall der Stuarts beleuchtet und die Erhebung Wilhelms von Oranien auf den britiſchen Thron gefeiert wird, eine Schrift, die von gutem Quellenſtudium zeugt und derentwegen ſogar einer ſeiner früheren Gegner, Sismondi, ein ſehr ſchmeichelhaftes Anerkennungsſchreiben an den Verfaſſer richtete, während ein rheiniſches Blatt, das ſpäter ſich zum Organ der kaiſerlichen Börſenherrſchaft aufwarf, in Louis Napoleon ſelbſt den Oranier finden wollte. Im Jahr 1842 lieferte er mehrere kleinere Schriften über Gegenſtände verſchiedenſter Art, über die Zuckerfrage (Analyse de la question du sucre,) über das Recrutirweſen (Réflexions sur le recrutement de l'armée) und über den Nicaragua-Canal (Le canal de Nicaragua). In den erſten dieſer Schriften erklärt er ſich gegen das Privilegium der Colonien Betreffs der Zucker-Production und des Zuckerhandels und empfiehlt deſto dringlicher die einheimiſche Runkelrübenzuckerfabrication; in der zweiten

ſtellt er die Heerergänzung und die ganze Armee-Organiſation Preußens als die zur Zeit relativ beſte dar; mit der dritten endlich, der Canalfrage von Nicaragua, hatte es ein eigenes Bewandniß.

Eines Tages erſchien bei dem Prinzen in ſeinem Kerker der Abgeordnete der centralamericaniſchen Staaten Guatemala, San Salvador und Honduras von Caſtellan und ſchlug ihm vor, die Oberleitung des großartigen Canalbaues zu übernehmen, durch welchen der atlantiſche mit dem ſtillen Ocean verbunden werden ſollte. In Hoffnung und unter Vorbehalt, für dieſen Fall von Ludwig Philipp freigelaſſen zu werden, nahm Ludwig das Anerbieten an, machte danach ſeine theoretiſchen Vorarbeiten und empfahl das Project ſehr warm in der bezeichneten Schrift. Er machte darauf aufmerkſam, daß, wenn der Canal dem Lande und den Nachbarſtaaten von Segen werden ſolle, die Landenge nicht gerade da durchſchnitten werden müſſe, wo ſie am ſchmalſten ſei, ſondern in ſolcher Gegend, wo ſie die belebteſten und fruchtbarſten Landſchaften darbiete. Die Häfen Juan und Realejo ſollten beſonders berückſichtigt, die Binnenſeen möglichſt benutzt, die Hauptſtadt Leon jedenfalls vom Canal berührt werden. Dieſe Schrift erregte Senſation und fand Beifall. Der bevollmächtigte Miniſter Nicaraguas von Montenegro erklärte 1845 dem Prinzen, daß er berufen ſei, an die Spitze des Unternehmens

zu treten, und daß der Canal nach ihm den Namen „Napoleons-Canal“ empfangen solle. Indeß die Regierung gab den Gefangenen nicht frei, und so zerschlug sich auch dies Vorhaben wieder.

Viel von sich reden machte auch Louis Napoleons Buch „Ausrottung der Armuth“ (Extinction du pauperisme) aus dem Jahre 1843. Es trug ihm eine Ovation von Seiten der arbeitenden Classe ein. Diese Leute würden sich jedoch, wenn die in der Schrift ausgesprochenen Ideen wirklich zum Vollzug gekommen wären, wahrscheinlich dafür bedankt haben, sich in den von der Kaiserlichen Hoheit vorgeschlagenen Arbeiter-Colonien anzusiedeln, da die Organisation eine strengmilitairische sein, der Arbeiter täglich nicht über 30 Cent. Lohn empfangen und überhaupt möglichst an bescheidene Lebensweise gewöhnt werden sollte. Béranger belobte den Prinzen, daß er sich überhaupt des duldenden Volkes in solcher Weise annehme. Aber der Dichter machte sich wegen der Ausführbarkeit des Vorschlags gewiß wenig Sorge. Louis Blanc, der hierauf hin einmal den prinzlichen Socialisten in Ham besuchte, erhielt ein Exemplar des Buches mit der Widmung: „Ich verspreche meinem Freunde Louis Blanc, immer nur im Interesse jener Majorität des Volkes zu arbeiten, welche heute, obgleich sie die Quelle aller Rechte und alles Reichthums, ohne politische Rechte wie ohne gesicherten Wohlstand ist.“ (Man

vergleiche hierüber Blanc's eigenen Bericht in seinen „Révélations" (Enthüllungen), jener gegen Lord Normanby gerichteten Streitschrift über die Februar-Revolution, nach welcher letzteren der Prinz gerade von L. Blanc als socialistischer Candidat empfohlen wurde.)

Von dem größeren Werke Louis Napoleons über Vergangenheit und Zukunft der Artillerie (Etudes sur le passé et l'avenir de l'artillerie) erschien der erste Band 1848, der zweite – es sind im Ganzen 5 Bände in Quart mit Abbildungen — erst 1851 und die andern noch später. Hatte schon sein 1835 herausgegebenes „Handbuch der Artillerie" viel Aufmunterung gefunden, so fehlte es bei diesem größeren Werke nicht an berühmten Fachmännern, die, wie der General Paixhans, demselben eine große Bedeutung zuschrieben.

Neben den umfangreicheren Arbeiten verfaßte der fleißige Schriftsteller in Ham noch mehrere Journalartikel, die meisten für das damals in Calais erscheinende Blatt „Progrès du Pas-de-Calais." Auch an poetischen Ergüssen und Versuchen, die ihr Entstehen seiner unfreiwilligen Muße danken, mangelt es nicht. Es war im dritten Monat seiner Haft, am 15ten December, daß der von St. Helena abgeholte Leichnam Napoleons I. in Paris eintraf, mit ungeheurem Pomp durch Ludwig Philipp in Empfang genommen und im Dom der Invaliden feierlich

beigesetzt wurde. Das begeisterte den Neffen und vermeintlichen Erben kaiserlichen Ruhms und napoleon'scher Größe zu einer Apostrophe an die Manen des Kaisers, voll schwerer Anklagen gegen seine Feinde in und außerhalb Frankreich, voll bitterer Vorwürfe für seine ihm so wenig ebenbürtigen Nachfolger an der Spitze der Franzosen. Schon vorher, während seiner Untersuchungshaft in Paris, hatte Louis sich daran gemacht, Schiller's „Ideale" in französische Prosa zu übersetzen. Allein die Sprache in dieser Uebersetzung ist nicht nur eine prosaische, sondern auch der Gedanke ein ganz realistischer. Treffend bemerkt Rudolph Gottschall darüber: „Seine Stimmung war im Einklange mit der des Dichters, aber wie himmelweit verschieden sind ihre Voraussetzungen! Bei Schillers Worten:

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht —

denkt der überschwängliche Verehrer Napoleons unwillkürlich an den Ruhm des Kaisers und an die Stirn des Bürgerkönigs; die Stelle

Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug u. s. w.

erinnert ihn noch unzweideutiger an Boulogne und den Aufflug seines Adlers daselbst, denn der Dichter-Prätendent übersetzt: „Le vol altier des projets l'emportait jusqu'au sommet du firmament;

rien n'était trop loin, pour que dans son ivresse il ne crût pouvoir l'atteindre.“

Doch genug des kindlichen Vergnügens! Es folgt ein anderes Abenteuer, bedenklicher in seinem Beginn, gerechtfertigter in seinen Motiven, voll gesünderen Humors in seiner Ausführung, glücklicher in seinem Fortgang und von ungleich größerer Wichtigkeit in seinen Folgen.

10.

Die Flucht von Ham.

Die klug und planvoll angelegte und eben so geschickt und glücklich vollführte Entweichung Napoleon's aus seiner Haft ist vielleicht das interessanteste Capitel aus dem Verlauf seines vorpolitischen Lebens überhaupt, und gerade von diesem Wendepunct seines Schicksals besitzen wir sehr anziehende authentische Mittheilungen, welche von den deutschen Biographen noch wenig benutzt sind. Die Flucht selbst schildert in spannender Weise der Kammerdiener Thelin, der an derselben persönlich Theil nahm; wie dieselbe aber auf der Citadelle vorbereitet worden und was sich daselbst nach dem Verschwinden des Gefangenen zugetragen, erzählt keck und kurzweilig Dr. Conneau, ohne dessen Hülfe dieser Hauptstreich unausführbar geblieben oder mißglückt wäre.

Wir müssen voranschicken, daß, nachdem der Hochverräther von Boulogne ohngefähr vier Jahre von der ihm zuerkannten Strafe abgebüßt hatte, die

Regierung Ludwig Philipp's von ſelbſt wiederholt ihre Geneigtheit zu erkennen gab, den Prinzen gegen gewiſſe Garantieen ſeinerſeits in Freiheit zu ſetzen. Der Sohn des Marſchalls Beſſière, Herzog von Iſtrien, eröffnete ihm bei einem Beſuche, den er ihm im Sommer 1845 in Ham abſtattete, daß, wenn vom Cabinet aus beim Könige ſeine Freilaſſung beantragt werden ſolle, von ſeiner Seite mindeſtens Zweierlei vorangehen müſſe: 1) vollſtändigſte Verzichtleiſtung auf irgend welche Anſprüche auf den Thron Frankreichs, 2) das feierliche und unverbrüchliche Verſprechen, niemals wieder etwas gegen die herrſchende Dynaſtie zu unternehmen. Gegen die erſte Zumuthung ſperrte ſich Louis Napoleon; die andere zu erfüllen, erklärte er ſich bereit. Die Unterhandlungen wurden von Neuem aufgenommen und officiell geführt, als bald darauf von Florenz die Nachricht einlief, daß der alte Exkönig von Holland, Graf von St. Leu, bedenklich erkrankt ſei. Es ſcheine mit ihm zu Ende zu gehen, und er habe keinen ſehnlicheren Wunſch mehr, als vor ſeinem Tode noch einmal ſeinen Sohn zu umarmen. Um die Mitte Auguſt ſandte er Herrn Poggioli nach Paris mit eigenhändigen Schreiben an die Miniſter Molé, de Cazes und Montalivet. Da Poggioli bei dieſen nichts ausrichtete, ſchrieb Louis Napoleon ſelbſt an den Miniſter des Innern Duchatel, dann an den König, dem er verſprach, wenn es verlangt

würde, werde er, sobald seine Kindespflicht in Florenz erfüllt sei, sich wieder einstellen und seine Gefangenschaft von Neuem antreten. Man glaubte aber schon seinen Versicherungen nicht mehr. So nützte es ihm auch nichts, als er sich später an einflußreiche Parlamentsmitglieder wendete. Thiers betheuerte, er könne rein gar nichts in der Sache thun. Odilon Barrot rieth ihm, sich noch einmal an den König zu wenden und in dies Schreiben etwas mehr von Großmuth Ludwig Philipp's und von Dankbarkeit, wozu diese den Prinzen verpflichte, einfließen zu lassen. Dagegen sträubte sich sein Stolz, und Andere widerriethen es ihm ganz. Genug, von Seiten der Regierung ließ man sich auf nichts ein, selbst als ein Verein von 33 Deputirten und später noch ein englischer Lord sich für ihn verwendeten. Also glaubte Louis Napoleon nunmehr, nicht nur ein Recht, sondern im Hinblick auf die Wünsche seines dahinwelkenden Vaters sogar die Pflicht zu haben, mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln seine Selbstbefreiung zu wagen.

Die Ersten, mit denen er sein Vorhaben berieth und deren Mitwirkung er in Anspruch nahm, waren Thelin und Dr. Conneau. Um den Commandanten sicher zu machen, wurde diesem wiederholt vorgeredet, das Ministerium habe beschlossen, den Prinzen demnächst in Freiheit zu setzen. Da um diese Zeit gerade in dem Gebäude, welches Louis

und Graf Montholon bewohnten, Treppen und Corridore aufgebeſſert werden ſollten, wozu Maurer, Zimmerleute, Tiſchler, Maler u. ſ. w. nothwendig waren, wollte man den Umſtand benutzen und den Prinzen in der Verkleidung eines dieſer Arbeiter, eines Tiſchlers, ausführen. Thelin, der die Rolle des Entführers übernommen hatte, ſuchte um Urlaub und Paß zu einem Abſtecher nach St. Quentin nach und erhielt Beides. Er ſowohl wie Dr. Conneau hatten ihre Strafhaft bereits verbüßt, ſtanden aber, weil freiwillig im Dienſt des Prinzen, noch unter polizeilicher Aufſicht und militairiſcher Controle. Sonnabend, der 23ſte Mai 1846, war der zur Flucht auserſehene Termin, weil an dieſem Tage gerade die Arbeiter zum letzten Male noch in größerer Zahl im Hauſe zu thun hatten; für die nächſte Woche waren bedeutend weniger Leute engagirt und dadurch das Entkommen mehr erſchwert. Endlich hatte man eine frühe Morgenſtunde gewählt, weil da in der Regel von den Wächtern, welche die Thür des prinzlichen Gefangenhauſes hüteten, ſich Einer immer auf einige Zeit zu entfernen pflegte, und weil der Commandant, der gewöhnlich nicht vor 8 Uhr aufſtand, Abends ſtrengere Aufſicht führte, als Morgens. Die Stunde wurde inne gehalten, dagegen nicht der Tag. Gerade am 23ſten Mai empfing Monſeigneur Beſuch von Perſonen, die ihn in England kennen gelernt hatten und die jetzt ſehen wollten,

wie er ſich in ſein Schickſal gefunden habe. Man ſah ſich deshalb genöthigt, das Unternehmen um zwei Tage zu verſchieben. Montag den 25ſten kam es zur Ausführung; wie? das erzählen wir am beſten nach des treuen, wenn auch ſchlauen Thelin's eigenen Angaben.

Die drei Verbündeten waren Morgens bei guter Zeit auf dem Platz und lauſchten, hinter die Vorhänge verſteckt, zu den Fenſtern hinaus, ohne Schuhe an den Füßen, um kein Geräuſch zu verurſachen, auf jede Regung und Bewegung draußen. Zu ihrem Schrecken bemerkten ſie, daß gerade derjenige Soldat eben jetzt die Wache vor der Thür hatte, der am meiſten als wahrer Argus und Cerberus von den Gefangenen gefürchtet wurde. Glücklicher Weiſe ward er jedoch um 6 Uhr abgelöſt. Zwiſchen 5 und 6 Uhr rückten die Arbeiter ein, die noch beim Bau beſchäftigt waren. Aber es waren nur Maurer und Maler. Die Tiſchler fehlten, und außerdem waren die Uebrigen wahrſcheinlich des blauen Montags wegen etwas beſſer im Anzuge als gewöhnlich, namentlich fehlten die Holzſchuhe. Louis entſchied ſich dennoch dafür, Holzſchuhe über die Stiefel zu ziehen, was ſeine Figur um einige Zoll erhöhete. Ganz verändert wurde ſein Anſehn dadurch, daß er ſeinen Schnurrbart opferte und ſich eine ſchwarze Perrücke aufſetzte. Eine alte Blouſe, eine abgetragene Hoſe, eine ſchmutzige Mütze und ein Pfeifen-

ſtummel im Munde vervollſtändigten die Verwandlung. Endlich nahm er noch, um für einen dringend beſchäftigten Schreiner zu gelten, ein Brett aus ſeinem Bücherbort auf die Schulter. Ein Viertel vor 7 Uhr berief Thelin die ſämmtlichen Arbeiter und den zu ihrer Beaufſichtigung commandirten Sträfling zu einem Morgentrunk, der ihnen ſchon vorher verſprochen war. Während dieſe ſich das Extra-Frühſtück reichlich munden ließen, brachen die Flüchtlinge auf, Thelin voran. Er ſtieß unten auf zwei Gefangenwärter und einen Arbeiter. Mit den Erſteren, die um ſein Reiſevorhaben wußten, wechſelte er auf das Unbefangenſte einige Worte, und ſie wünſchten ihm ſchließlich „glückliche Reiſe.“ Dabei hatte er ſich ſo geſtellt, daß ſie der Thür, die eben der Prinz paſſirte, den Rücken kehrten und alſo ihn nicht fixiren konnten. Mit einem paar Arbeitern, die noch des Weges kamen, ließ ſich Conneau in ein Geſpräch ein, um ihre Aufmerkſamkeit von ſeinem Schützling abzulenken. Einem Gefangenwärter, der den Davoneilenden zuletzt noch begegnete, hielt der improviſirte Tiſchler das Brett ſo vor die Augen, daß er ihm nicht in's Geſicht ſehen konnte. Bei dem äußerſten Wachtpoſten ließ er ſeine Pfeife aus dem Munde fallen; indem er ſich bückte, ſie wieder aufzuheben, entging er allen Phyſiognomieſtudien des Soldaten. Vor der Portier-Loge und bei dem Thürſchließer, einem Sergeanten, der den Prinzen ſchärfer

auf's Korn zu nehmen Luſt zeigte, hielt Thelin ſich hinter ſeinem Herrn und zog die Aufmerkſamkeit der Beiden auf ſich durch allerlei Neckereien mit dem Hunde Napoleon's, der den Namen „Ham“ führte und der als täglicher Begleiter des Kammerdieners in der Feſtung wie in der Stadt überall bekannt und wohl gelitten war.

Ein ſehr kritiſches Begegniß hatte der Entſprungene noch draußen zwiſchen den beiden Zugbrücken mit zwei Arbeitern, die ihn von allen Seiten auffallend beäugelten. Nahm er das Brett auf die linke Schulter, ſo muſterten ſie ihn von der rechten Seite, nahm er es auf die rechte, ſo traten ſie auf die entgegengeſetzte Seite. Endlich löſte ſich die peinliche Scene in Wohlgefallen auf. Sie entdeckten in ihm einen ihrer Kameraden, ſchrieen luſtig: „Ah, das iſt ja Berthoud!“ ließen ihn laufen und zogen weiter.

Thelin war inzwiſchen vorangegangen, das ſchon Tags vorher zu ſeiner Reiſe beſtellte Cabriolet aufzuſuchen. Der Prinz durchſchritt die Stadt, die er niemals zuvor betreten, mit Hülfe eines Planes, den ihm Conneau mitgegeben hatte, und gewann ſo die Straße von St. Quentin. Der Weg führte ihn an einem Kirchhof vorbei. Hier kniete er vor einem hölzernen Kreuze an einem der Gräber nieder, Gott zu danken, welcher, wie er meinte, der Flucht ſeines zu großen Dingen auserſehenen Werkzeuges ſeinen beſondern Beiſtand verliehen habe. Bald darauf

langte Thelin mit dem Cabriolet an, und nun ging es so rasch vorwärts, als nur die Pferde laufen konnten. Louis hatte bereits beim Einsteigen sein rettendes Brett in's Feld geworfen, vor St. Quentin vertauschte er auch seine Kleider mit besseren, zwar immer noch handwerkermäßigen, aber doch wohlanständigeren. Thelin war, trotzdem, daß er die meiste Zeit das Gesicht mit seinem Taschentuch bedeckte, unterwegs von mehreren Personen erkannt worden (unter Anderen auch vom Präsidenten des Tribunals von St. Quentin), die sich wunderten, daß er in so armseliger Gesellschaft fuhr.

Die Stadt St. Quentin mußte der Prinz abermal zu Fuß durchwandern, während Thelin in der Stadt für Extrapost mit frischen Pferden zu sorgen hatte. Auf der Straße von Cambrai wollten sie wieder zusammen treffen. Leider war die redselige Frau Postmeisterin Abric gegen ihren alten Freund und Gönner Thelin gerade heute die Liebenswürdigkeit selbst und hielt ihn, der so große Eile hatte, von einer Viertelstunde zur andern hin. Er sollte durchaus an dem bereits aufgetragenen Frühstück Theil nehmen. Statt dessen war er so frei, eine kalte Pastete, die mit auf dem Tische stand, in seinem und seines Gefährten Interesse zu annectiren und rollte dann davon. Unterdessen hatte die Verzögerung dem Prinzen schon Mißtrauen und Besorgniß erregt. Fürchtend, daß Thelin ihm vielleicht

vorbeigefahren ſei, hielt er eine ihn entgegenkommende Equipage an und fragte den im Wagen ſitzenden Herrn, ob ihm nicht eine Extrapoſt begegnet ſei, was derſelbe verneinte. Dies war, wie ſich ſpäter herausgeſtellt hat, keine geringere Perſönlichkeit, als der königliche Procurator oder Staatsanwalt von St. Quentin, ein Mann alſo, der dem Flüchtling noch jetzt ſehr gefährlich werden konnte. Jener aber erkannte den Prinzen anſcheinend nicht. Endlich erſchien Thelin mit der Poſt, und als Vorreiter das bellende Hündchen. Nun war man ſo ziemlich vor Verfolgungen ſicher. Trotzdem daß man beinahe 6 Stunden Weges zurückgelegt hatte, war es noch nicht 9 Uhr. Indeß Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit. Man trieb fortwährend den Poſtillon und dieſer wieder die dampfenden Pferde. So gelangte man um 2¼ Uhr Mittags nach Valenciennes, der letzten franzöſiſchen Station. Hier gab es eine Paß-Controle und einen unerwünſchten Aufenthalt von zwei Stunden, da der nächſte Eiſenbahnzug nach Brüſſel erſt um 4 Uhr abging. Noch einmal Extrapoſt zu nehmen, um ſo ſchnell als möglich die Grenze zu erreichen, würde Verdacht erregt haben und, weil ſelten noch vorkommend, möglicher Weiſe eben ſo viel Zeit gekoſtet haben. Man fügte ſich alſo in Geduld, und es ging auch Alles ohne Gefahr ab. Thelin hatte ſich außer ſeinem Paß noch mit dem eines engliſchen Couriers verſehen.

Dieſen zeigte er zuerſt vor, worauf man nach dem andern erſt gar nicht fragte. Ohne weiteren Aufenthalt dampften die Reiſenden nach Brüſſel, Oſtende und von da nach dem freien Boden Englands.

Was geſchah aber inzwiſchen in Ham? und wie wurde der Verluſt des koſtbaren Gefangenen dort aufgenommen? Das hat uns der Hauptmiſſethäter, der für die Entwiſchten am ſchwerſten zu büßen hatte, Dr. Conneau, auf das Treulichſte berichtet. Zunächſt ſchloß Conneau, als er die Deſerteure aus der Feſtung wußte, die Thür zum Schlafzimmer des Prinzen ab und ſagte Jedem, der Monſeigneur zu ſprechen wünſchte, Se. Hoheit ſei krank. Je dringender man ihn beläſtigte, deſto gefährlicher ſchilderte er des Patienten Unwohlſein. Um einen abſchreckenden Medicingeruch zu verbreiten, that er etwas Brotkrume in einen Caffeetopf, ließ es aufſieden und goß dann Salpeterſäure dazu, was einen abſcheulichen Geſtank verurſachte. Auch den Commandanten, der, ſobald er von der Unpäßlichkeit des Prinzen gehört, ſich gegen ſeine Gewohnheit ſchon am Vormittag zweimal zur Viſite einſtellte, wies der Doctor ab, unter dem Vorgeben, der Kranke bedürfe der Ruhe. Der Commandant ſeinerſeits benutzte den Umſtand, daß Thelin verreiſt ſei, dem Prinzen ſeinen eigenen Diener zur Aufwartung aufzudringen. Conneau ließ ihn zwar zu, trug ihm ſogar auf, das Bett des Prinzen zu machen, that aber ſo, als ob Hoheit

unterdeſſen auf dem Sopha im Nebenzimmer ruhe und unterhielt ſich ſogar ſcheinbar mit dem Patienten. Bis 7¼ Uhr faßte der Commandant ſich in Geduld. Nun aber kam er, noch einmal, nach dem ihm ſo ſchwer auf die Seele gebundenen Staatsgefangenen zu ſehen. „Wenn der Prinz leidend iſt,“ rief er mit erregter Stimme, „ſo muß ich ihn erſt recht ſprechen, ich muß den Prinzen ſprechen.“ Conneau ging an das Bett und redete den Prinzen an, der aber natürlich nicht antwortete. Der Doctor kehrte hierauf in den Salon zurück und machte dem Commandanten ein Zeichen, als ob der Prinz ſchliefe. „Nun gut,“ erwiderte dieſer,“ hoffentlich wird der Prinz nicht ewig ſchlafen; ich werde hier warten, bis er erwacht.“ Indeß blieb er nur ſitzen, bis der Tambour Retraite (Zapfenſtreich) trommelte. Dann brach er auf und drang, auf das Widerſtreben des Doctors nicht rückſichtigend, in das Schlaf-Cabinet, zog die Bettvorhänge zurück und fand — eine Gliederpuppe, die Dr. Conneau an des Prinzen Stelle in's Bett gelegt hatte. Bleich und beinahe ſprachlos vor Entſetzen, fragte er nur „Der Prinz iſt fort?“ — „„Ja!““ — „Seit wann?“ — „„Seit 7 Uhr Morgens.““ Nachdem er ſich ein wenig vom erſten Schreck erholt hatte, ſagte er dann: „Sie haben mich getäuſcht, das war Ihre Rolle. Was mich betrifft, ſo habe ich meine Pflicht gethan und werde ſie ferner thun bis auf's Aeußerſte.“ Hier-

auf rief er die beiden Wachtposten herein, übergab ihnen den Dr. Conneau zu strenger Obhut, schloß das Zimmer ab und traf draußen die weiteren nöthigen Anordnungen. Die Besatzung ward allarmirt, die Gensd'armerie in Bewegung gesetzt, Stafetten flogen nach Peronne, nach Amiens, nach Paris, die Zugbrücken wurden aufgezogen. Dann erst ging der Commandant nach Hause und machte seinem Herzen gegen seine Gattin Luft, die bei der Erzählung von dem, was vorgegangen, in Ohnmacht fiel.

Bei der in nächster Zeit vom Ministerium verfügten Untersuchung wurden die beiden Wachtposten und der zur Beaufsichtigung commandirte Sträfling für schuldig erkannt, daß sie den Prinzen fahrlässiger Weise hätten entschlüpfen lassen; Dr. Conneau dagegen und Thelin hatten thatsächlich die Flucht ermöglicht und befördert; Jener ward deshalb zu 3 Monaten, dieser als Abwesender in contumaciam zu 6 Monaten Kerker verurtheilt. Die Verhandlungen wurden vor dem Gericht in Peronne geführt, wohin Conneau, an den Händen gefesselt, von Gensd'armen gebracht ward. Der Commandant und die Gefangenwärter wurden frei gesprochen, weil ihrem Verhalten kein zu Recht bestehender Vorwurf zu machen war.

11.

Bürger-Volksvertreter.

Die erste Sorge des Prinzen Louis Napoleon, als er in London angekommen, war die, seine Flucht von Ham, die sich nicht legalisiren ließ, wenigstens mit Humanitätsrücksichten gegen seinen todtkranken Vater zu motiviren und damit zugleich die Erlaubniß zu erlangen, nach Italien zu gehen und den Leidenden zu trösten. Der alte Herr hatte sich zu dem Ende bereits von Florenz nach Livorno bringen lassen, dem Prinzen die Reise abzukürzen und zu erleichtern. Dieser aber erhielt die nachgesuchte Erlaubniß nicht, trotz aller Anstrengungen, die er dazu machte. Vergebens wandte er sich an Sir Robert Peel, an Lord Aberdeen, an den französischen Gesandten Grafen von St. Aulaire, an den österreichischen Gesandten in London, der zugleich Toscana mit vertrat. Vergebens endlich waren die Schritte, welche die Familie bei dem Großherzog Leopold in Florenz selbst unternahm. Es scheiterte

Alles an dem Starrsinn Ludwig Philipps, der bereits auf diplomatischem Wege bei allen europäischen Cabinetten energischen Einspruch gegen das Reiseproject Louis Bonaparte's erhoben hatte. Dagegen schien dem freien Verbleiben des Entwichenen in England nichts im Wege zu stehen. In dieser Beziehung hatte sogleich Anfangs Lord Aberdeen dem Prinzen die beruhigendsten Zusicherungen gegeben. „Nach den Erörterungen," schrieb er ihm, „die Sie mir mitgetheilt haben, kann Ihr Aufenthalt in England weder der Königin, noch der Regierung unangenehm sein."

Vielleicht sahen die britischen Staatsmänner schon damals voraus, wie die Bewegungen in Frankreich gegen die Juli-Monarchie verlaufen würden, und daß ein Nachkomme Napoleons, der schon wiederholt als Prätendent aufgetreten war, sich wohl noch einmal an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten dort emporschwingen und dann dem Interesse Groß-Britaniens wesentliche Dienste leisten könne, wie es ja auch später im Krimkriege gegen Rußland wirklich geschah.

Der Exkönig von Holland Graf von St. Leu starb am 25. Juli 1846. Obgleich Vater und Sohn bei Lebzeiten des Ersteren und namentlich so lange die Mutter noch da war, sich eigentlich wenig und immer nur zeitweise um einander gekümmert hatten, betrauerte dennoch Louis Napoleon den Tod des vielgeprüften Ehrenmannes geraume Zeit auf das

Tiefſte. Bald indeß ſuchte und fand er ſeinen Troſt in Wiederaufnahme ſeiner alten Bekanntſchaften und in neuer Arbeit, welche ihm die Zeitereigniſſe auferlegten. Nach dem, was von dem Prinzen und der bonapartiſtiſchen Partei in Frankreich in den nächſten Jahren unternommen und auch erreicht wurde, iſt mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß er und ſeine Freunde keine müßigen Zuſchauer der Vorgänge in ihrem Vaterlande blieben.

Im Grunde ging es mit dem Bürgerkönigthum ſchon ſeit dem Jahre 1840 immer mehr rückwärts, und dieſer Erfahrung verdankte das Boulogner Attentat mit ſeinen Urſprung. Im Jahre 1847 kam die Unzufriedenheit des Volks zum Ausbruch, ſofern in Folge der Mißärndte und eingetretener Hungersnoth ſich Socialdemokraten und reine Republikaner zum erſten Male vereinigten und dadurch über die verſchiedenen conſervativen Fractionen, zwiſchen denen eine Vereinbarung viel ſchwerer zu erzielen war, zur Uebermacht wurden. Bei der Februar-Revolution 1848 richtete ſich der Unwille zuerſt gegen das Miniſterium; als dies durch ein anderes erſetzt war, gegen den König; als Louis Philipp zu Gunſten ſeines Enkels, des Grafen von Paris, abdankte, gegen das Königthum überhaupt. So übrigten nur noch die Republik oder das Kaiſerthum.

Den Republikanern lag viel daran, ehe ſie losbrachen, zu erfahren, wie die Armee ſich zur Revo-

lution stellen würde. Das Militär hatte unter Ludwig Philipp eine bloße Nebenrolle gespielt. Offiziere und Unteroffiziere der Linie glaubten, daß der Name eines Bonaparte bei der Armee stärkere Zugkraft üben würde, als der irgend eines anderen Führers. Man wollte nicht die Wiederherstellung des Kaiserthums, sondern zunächst nur die Mitwirkung der bewaffneten Macht zum Sturz des Königthums. Einige hielten dazu den Sohn Jerome's, den Prinzen Napoleon (Plon-Plon) für ausreichend. Louis Napoleons Freunde dagegen erinnerten daran, daß der Adoptivsohn des Kaisers in den Augen der Soldaten eine vollgültigere Autorität sein müsse, und ihre Meinung siegte. Bereits am 20. Februar, berichtet Sarrans der Jüngere in seiner „Geschichte der Februar-Revolution", empfing Louis in London die Weisung, sich reisefertig zu halten; am 22. eine Einladung, sofort nach Frankreich zu kommen, aber sich noch möglichst den Blicken der Polizei zu entziehen; am 25. erschien er in Paris, wo er sich bei einem früheren Lehrer seines Bruders Namens Vieillard versteckt hielt; indeß durch Persigny ließ er der provisorischen Regierung seine Anwesenheit noch um Mitternacht anzeigen, indem er ihr zugleich seine Dienste anbot. Er empfing die Rückantwort, sich möglichst ohne weiteren Aufenthalt dorthin zurückzuverfügen, woher er gekommen.. Der Hauptschlag war ohne ihn geschehen,

für etwas Weiteres schien man ihn nicht haben zu wollen. In der That fuhr der Prinz noch in derselben Nacht, Morgens 4 Uhr, mit einem Separatzuge nach Boulogne, um nach London zurückzukehren; ein früherer Adjutant Mürat's begleitete ihn.

Noch bei den Wahlen im April erhob sich keine Stimme für Louis Napoleon. Er, oder zunächst die Bonapartisten seines Anhangs versuchten deshalb eine andere Taktik; sie spielten die eifrigsten Volksbeglücker und bearbeiteten mit Erfolg hauptsächlich den Klein-Bürger, Krämer, Handwerker und Handarbeiter, mit einigen bedeutenderen Geschäftsmännern als Führern an der Spitze. Aristide Ferren bringt in seinen „Enthüllungen über die napoleonische Propaganda" (Turin 1863) köstliche Geschichten bei, welcher Art die Leute waren, an die man sich wandte, und welche Mittel angewandt wurden, sie für Napoleon zu gewinnen. Persigny hatte seine Conferenzen mit diesen Volksmännern in der Boutique eines Schusters. Den Ausschlag gab zuletzt ein geschickt benutzter unvorhergesehener Volksauflauf. Um die Beibehaltung der alten kaiserlichen Bärmützen für die Nationalgarden durchzusetzen, unternahmen die Vertheidiger derselben im Costüme der Bürger-Miliz und mit der Bärmütze auf dem Kopf einen Zug nach dem Stadthause. Die Ueberreste der alten Kaisergarde schlugen sich zu ihnen und halfen die re-

publikaniſche Garde zurückwerfen, was ihnen unter dem Jubel des umſtehenden Volks auch gelang.

Bei dieſer Gelegenheit, welche die Bonapartiſten gehörig ausbeuteten, wurde zum erſten Male von republikaniſchen Ohren wieder der Ruf vernommen: „Es lebe der Kaiſer!“

Die Demonſtration war indeß für den Prätendenten nicht nach Wunſch und noch zu nichtsſagend. Eine Wahl zur conſtituirenden Nationalverſammlung lehnte er darum jetzt noch mit der Erklärung ab, er beanſpruche im Angeſicht der National-Souverainetät nichts, als ſeine franzöſiſchen Bürgerrechte, wogegen er ſeiner Couſine Douglas zur ſelben Zeit ſchon verſichert haben ſoll, er werde noch vor Ablauf des Jahres an der Spitze Frankreichs ſtehen.

Einen wirkſameren Anſtoß zur Wiedererweckung napoleon'ſcher Sympathien mußte den Bonapartiſten der ſozialiſtiſch-republikaniſche Aufſtand in Paris am 15. Mai liefern, von welchem Tage ab auch Perſigny, der eine Zeit lang wirklicher Republikaner geworden ſchien, wieder mit voller Kraft für ſeinen alten Freund und Gönner in's Geſchirr ging. Die proviſoriſche Regierung hatte am 10. Mai einer nur 5 Mitglieder zählenden ſogenannten Vollziehungs-Commiſſion ihr Amt abgetreten, welche die Pflicht des Gouvernements, für Beſchäftigung der Arbeiter zu ſorgen, nicht anerkennen mochte. Die Schwäche,

welche General Courtais und Polizei-Präfekt Caussidiere bei dem Aufstande, den General Bedeau niederwarf, verrathen hatten, gab der orleanistisch-royalistischen Partei den Muth, einen Sohn Ludwig Philipps, den Herzog von Joinville, als Candidaten für die Volksvertretung vorzuschlagen. Kaum saß das betreffende Plakat an den Straßenecken, so erschien ein anderes daneben zu Gunsten Louis Napoleon's. Die Propaganda für ihn macht Fortschritte, und am 8. Juni geht sein Name mit 84,420 Stimmen aus der Wahlurne für das Seine-Departement hervor. Noch aus zwei andern Departements gewinnt er die Mehrzahl der Stimmen. Man überschwemmte das Land mit Portraits, Lithographien, Biographien, Medaillen und neuen Zeitschriften, die ihn verherrlichten. Ein Regiment Linientruppen sollte beim Einmarsch in Troyes am 10. Juni sogar den Ruf haben hören lassen: „Es lebe Louis Napoleon!" Das war denn doch dem General Cavaignac, der damals das Portefeuille des Krieges führte, zu stark. Er erklärte das Gerücht für Verdächtigung und Verleumdung und fügte hinzu: „Ich glaube, ich will, ich muß glauben, daß der Mann, dessen Name auf so unglückliche Weise mißbraucht worden, unschuldig ist, aber ich erkläre auch, daß ich Jeden, der es jemals wagen sollte, mit frevelnder Hand den Freiheiten des Landes zu nahe zu treten, dem öffentlichen Fluche weihe." Donnernder

Beifallsruf folgte diesen Worten. Die ganze Nationalversammlung schrie: „Es lebe die Republik!“ und dennoch hatte man ein halbes Jahr später den wirklichen — nicht nur vermeintlichen — Kronprätendenten bereits an der Spitze der Republik.

Man suchte eben beim Volk und in der Armee zu erreichen, was in der Nationalvertretung zur Zeit nicht zu erlangen schien. Es wurden Proklamationen verbreitet, in denen auf diesen Napoleon als den Erretter Frankreichs hingewiesen war. Fahnen mit Ovationen für ihn wurden den Landgemeinden, die ihn wählten, vorangetragen. Die Mobilgarde ward bataillonsweise zu seinen Gunsten bearbeitet. In den Nationalwerkstätten wühlte Emil Thomas für ihn. Paris hatte damals über 100,000 brotlose Arbeiter, eine zu jedem Umsturz, der ihnen Verbesserung ihrer Lage versprach, schlagfertige Armee. Noch am 10. Juni Abends kam es zu Demonstrationen, so daß die Regierung einschritt und gegen 100 Unruhestifter verhaften ließ, darunter zwei alte Schicksalsgenossen des Prätendenten, Persigny und Laiti, welcher Letztere inzwischen eine Beauharnais geheirathet hatte. Aber am 12. gab es neue Zusammenrottungen. Arbeitergruppen wollten „den Bürger Ludwig Bonaparte“ in die National-Versammlung begleiten. Derselbe war ja freilich nicht in Paris, aber er hatte von London aus noch kurz vorher an seine Pariser Wähler geschrieben in

einer Weiſe, die den Arbeitern beſonders ſchmeichelhaft ſein mußte.

Einige Mitglieder der Familie Bonaparte hatten bereits ſeit längerer Zeit in der franzöſiſchen Hauptſtadt wieder feſten Fuß gefaßt. Der Exkönig von Weſtphalen Jerome mit ſeinem älteſten Sohne, dem Prinzen Napoleon, war ſchon 1847, noch unter Ludwig Philipp, auf Antrag der Deputirtenkammer in Frankreich zugelaſſen. Zu ihnen geſellten ſich ſpäter Prinz Peter Bonaparte, ein Sohn Lucians, und Lucian Mürat. Napoleon und Peter waren ſogar Mitglieder der Nationalverſammlung und nahmen ſich in der Sitzung vom 12. Juni ihres ſtark bedrohten Vetters ſehr warm an. Der Erſtere wiederholte, daß es nichts als falſche Anſchuldigung ſei, wenn man glauben machen wolle, Louis Napoleon ſei an den auf ſeinen Namen firmirten Umtrieben wiſſentlich betheiligt. Im Gegentheil, er ſei ganz überraſcht geweſen, daß man ihn in drei oder vier Departements zur Nationalvertretung gewählt habe. Von Neuem aber ſprach der Redner allerdings die Ueberzeugung aus, daß der Bürger Louis Bonaparte in der Republik Frankreich gleiche Rechte mit allen übrigen franzöſiſchen Bürgern haben müſſe. Während nun Lamartine eine längere Rede zur Vertheidigung der vielbekrittelten Regierung zu halten anfing, erſcholl Trommellärm auf den Straßen und man hörte Flintenſchüſſe knallen. Es

mochte 5 Uhr Nachmittags sein. Die Sitzung wurde unterbrochen und erst nach längerer Pause wieder aufgenommen. Man sprach von einer Meuterei, die zu Gunsten Louis Napoleons ausgebrochen sei. Auf den Befehlshaber der Nationalgarde, auf diese selbst und einen General der Linientruppen sollte gefeuert, außerdem ein Dragoner-Offizier verwundet und bei den Angriffen fortwährend „Es lebe der Kaiser Napoleon!“ geschrieen sein. Da rief Lamartine: „Das ist das erste Blut, welches die Februar-Revolution befleckt, aber es ist wenigstens nicht im Namen der Freiheit geflossen!“ und nun beantragte er, das Gesetz von 1816 und 1832, welches den Napoleoniden den Boden Frankreichs verbiete, ausnahmsweise gegen Louis Charles Bonaparte aufrecht zu erhalten, da derselbe wiederholt mit Ansprüchen auf die Kaiserkrone hervorgetreten sei. „Wir werden,“ so schloß er, „nicht dulden, daß Frankreich, wie einst Byzanz, so weit herabgewürdigt werde, um den Staat, gleichviel unter welchem Namen, aus der Hand einer Rotte von Schreiern kaufen zu können.“

Die Versammlung stimmte dem Vorschlage mit großer Mehrheit bei. Indeß vertheidigte Peter Bonaparte den Vetter und die ganze Familie mit der Betheuerung, sie seien an dem, was vorgefallen, unschuldig; ihr Name müsse von schlechten Subjekten, welche eine Staatsumwälzung bezweckten, mißbraucht sein. Dies machte die Volksvertreter über Nacht

andern Sinnes; denn als in der Sitzung am 13ten Degouissé die Proskription Louis Bonaparte's von Neuem zur Sprache brachte, erhoben sich Jules Favre, Louis Blanc, Ledru Rollin, Vieillard, Clement Thomas u. A. für ihn, erklärten, die Prüfungs-Commission habe sich überzeugt, daß die Wahl des Angeschuldigten in den beiden Departements durchaus ordnungsmäßig vor sich gegangen, und seine Zulassung nothwendig sei. Bonjean theilte eine von Louis eigenhändig geschriebene Erklärung mit, wonach derselbe keineswegs auf seine Bürgerrechte in Frankreich zu verzichten gedenke und die gegen ihn erhobenen Verdächtigungen als Parteimanoeuvre und Verleumdungen mit Verachtung zurückweise. Diese Erklärung ward inzwischen zu Jedermanns Kunde an den Straßenecken angeschlagen und — bei der Abstimmung zeigt es sich, daß heute die Majorität der Versammlung für die Zulassung Louis Napoleon Bonapartes ist, die denn auch, trotz dem Protest der Minister zum Beschluß erhoben wird.

Den von den Bonaparte's und ihrem Anhang abgegebenen Versicherungen entgegen, haben neuere Enthüllungen dennoch glaubhaft gemacht, daß bei dem Juni-Aufstande der Bonapartismus seine Hände dick mit im Gemenge gehabt hat. In der Wohnung eines Arbeiters Namens Luc fand man, wie Louis Blanc berichtet, unmittelbar nach dem

Straßenkampf einen Brief an „Louis Napoleon in Auteuil“ adreſſirt. Danach wäre der Prinz, den man in London glaubte, dicht vor den Thoren von Paris geweſen. General Rapatel erhielt gegen Ausgang der Juniſchlacht ein Billet, das er ſofort dem Oberſten Charras zeigte, von folgender lakoniſcher Faſſung: „General! Ich kenne Ihre Geſinnungen gegen meine Familie. Wenn die Ereigniſſe, die ſich vorbereiten, günſtig für ſie (d. h. für die Familie) ausſchlagen, ſo ſind ſie Kriegsminiſter. London, 22. Juni 1848. Gez. Napoleon Louis Bonaparte.“ Schölcher in der „Histoire des crimes du 2. Décembre“ behauptet ſogar, daß die Ermordung des General Brea den Bonapartiſten in Deux Moulins zur Laſt falle.

Wie dieſe Mittheilungen immerhin gemeint ſein ſollen, einmal zum Volksrepräſentanten gewählt, wagte der Prinz es, ſich mit der National-Verſammlung ſelbſt in Correſpondenz zu ſetzen. Bereits unter dem 14. Juni richtete er von London aus ein Schreiben an den Präſidenten, welches dieſer in der Sitzung am 15. vorlas. Hierin ſprach der Prinz ſeinen Dank und ſeine Freude aus über die ihm erwieſene Ehre, aber zugleich zeigte er an, er wolle, um allen Beſorgniſſen und Verdächtigungen, zu denen ſein Name Vorwand gebe, zu begegnen, von Ausübung der ihm zuſtehenden Rechte abſtehen und einſtweilen lieber in der Verbannung bleiben. „Jedoch,“

ſchaltete er ein, und darin verrieth ſich der Prätendent wieder, „wenn das Volk mir Pflichten auferlegen ſollte, ſo werde ich ſie zu erfüllen wiſſen. Mein Name iſt das Symbol der Ordnung, der Nationalität, des Ruhmes, und es würde mich tief ſchmerzen, ſollte er dazu dienen, die Unruhen und Zerwürfniſſe des Vaterlandes zu mehren.“ Der Kriegsminiſter Cavaignac warnte und machte darauf aufmerkſam, daß in dem Schreiben das Wort „Republik“ nicht ein einziges Mal vorkomme. Jules Favre erblickte ſogar eine unverſchämte Herausforderung darin. Andere erinnerten, daß Louis Napoleon eigentlich gar kein franzöſiſcher Bürger mehr ſei, da er von der Schweiz naturaliſirt worden, und daß er laut Zeitungsnachrichten ſich in London gegen die große Chartiſten-Demonſtration im Mai als Spezial-Conſtabler habe gebrauchen laſſen. In Folge deſſen griff der ſchlaue Prinz noch einmal zur Feder, verſicherte, er wünſche die Aufrechterhaltung einer klugen großen und verſtändigen Republik, nehme aber, da ſein Name ohne ſein Zuthun die Unordnung fördere, nunmehr förmlich ſeine Entlaſſung. Daſſelbe wiederholte er, als bei einer Nachwahl in Corſika die Stimmen ſich auf ihn concentrirten.

Unterdeſſen dauerten die Gährungen in Paris fort und endeten mit jenem furchtbaren Arbeiteraufſtande, der unter dem Namen „die Junitage“

bekannt genug ist. Es waren jene entsetzlichen Barrikadenkämpfe, bei denen in vier Tagen, vom 22. bis zum 25. Juni, 10,000 Menschen getödtet und 12 bis 14,000 Mann in wahrer Treibjagd gefangen genommen wurden, von welchen letzteren die Mehrzahl ohne weiteren Richterspruch nach überseeischen Straf-Colonien verbannt ward. Bekanntlich verlor bei diesem Aufstande, außer manchem braven General und Stabsoffizier, auch der Erzbischof von Affre in Paris sein Leben. Jetzt war Cavaignac, der mit Gewalt der Waffen den Communismus von der Hauptstadt und vom Lande abgewehrt hatte, der Held des Tages und gelangte als Dictator an die Spitze der Geschäfte. Nachdem man sich indeß von dem durch diese Revolte hervorgerufenen Schrecken wieder erholt hatte, verlor seine Regierung innerhalb und außerhalb der National-Versammlung täglich mehr an Boden, und nun hielt es der in London auf der Lauer liegende Prätendent für an der Zeit, etwas dreister seine Maschinen spielen zu lassen. Der alte Onkel Jerome mußte dem Neffen Bahn brechen. Als im September 1848 neue Ergänzungswahlen für Paris nothwendig wurden, meldete er den Prinzen in den Zeitungen als Candidat an, und siehe da! derselbe gieng mit 82,708 Stimmen als Repräsentant der Hauptstadt aus der Urne hervor. Es war aber auch kein Mittel gescheut worden, diese Candidatur, derentwegen viel Militär und Munition nach

Paris geſchafft worden, durchzuſetzen. So hatte man unter Anderem dem Landvolk in der Umgegend vorgeſpiegelt, daß, wenn ſie Louis Napoleon wählten, ſie zwei Jahre hindurch von allen Steuern und Abgaben befreit ſein würden, da der Prinz zwei Milliarden Frs. von London mitbringe, die er auf den Altar des Vaterlandes niederlegen wolle.

Der 26. September 1848 war der verhängnißvolle Tag, an welchem der verheißene Beglücker Frankreichs zum erſten Male den Sitzungsſaal der Nationalverſammlung betrat, und — o Ironie des Geſchicks, — gerade in dem Augenblicke, als man den Artikel 20 des Verfaſſungs-Entwurfs berieth: „Das franzöſiſche Volk verleiht die geſetzgebende Gewalt einer einzigen Verſammlung.“

Das Erſcheinen des jungen Mannes verurſachte unter den Anweſenden die allgemeinſte Bewegung. Er trug, ſo ſchildert das „Bien-public“ ſeinen Eintritt, halb bürgerliche, halb militäriſche Kleidung, den ſchwarzen Ueberrock bis an's Kinn zugeknöpft, die Beinkleider mit blauer Borte, die Oberlippe mit einem ſtattlichen Schnurrbart verziert, das Haar ſchön friſirt, die Phyſiognomie ſchläfrig und eiskalt, eher verlegen, als erſtaunt über den Eindruck, den ſein Erſcheinen auf die Verſammlung macht. Nachdem der Präſident Marraſt den Namen des neuen Volksvertreters verkündigt hat, fühlt dieſer das Bedürfniß, die Geſinnungen, die ihn beſeelen, vor ſeinen

Collegen auszusprechen, und verliest von einem Blatt Papier, welches er aus der Tasche zieht, seine Jungfernrede. „Nach 33 Jahren der Aechtung und Verbannung", heißt es darin, „darf ich endlich in mein Vaterland zurückkehren und in den Besitz meiner Bürgerrechte wieder eintreten. Der Republik verdanke ich dies Glück; möge sie den Eid meiner Erkenntlichkeit und Hingebung entgegennehmen" u. dgl. m. „Mein Verhalten," sagt er zum Schluß, „wird, zweifeln Sie nicht, stets der Eingebung meiner Achtung vor dem Gesetz entsprechend sein; es wird im Gegensatz zu den gehässigsten Anschwärzungen, die ich erduldete, beweisen, daß Niemand mehr, als ich, der Aufrechthaltung der Ordnung und der Befestigung der Republik ergeben ist." — Wie er die Republik allmälig so befestigte, daß sie für immer besorgt und aufgehoben schien, lehrt der Fortgang der Ereignisse.

Auffallend, aber klug berechnet war es, daß der Prinz nur selten die Sitzungen der National-Repräsentanten besuchte und sich meist nur an solchen Debatten betheiligte, die ihn selbst oder seine Familie angingen. Als es sich um die Eigenschaften handelte, die der zu erwählende Präsident der Republik haben müsse, wie um die, welche er nicht haben solle, — daß er z. B. nie das französische Bürgerrecht verloren haben und keiner Familie angehören dürfe, die jemals über Frankreich geherrscht

habe, — bezog Louis Napoleon dies sofort auf sich und wies entrüstet den Verdacht zurück, daß er nach der Gewalt strebe, ja er verwahrte sich dagegen, daß man ihn einen Prätendenten nenne. Man wußte sich indeß diese Sprache doch zu deuten. Am 25. Oktober erklärte Clement Thomas öffentlich: „Louis Bonaparte tritt jetzt als Candidat für die Präsidentschaft auf, um späterhin für das Kaiserthum zu candidiren.." Er wußte wohl, der Redner, worauf er fußte.

Nachdem die National-Versammlung einmal entschlossen war, die Executiv-Gewalt der Republik einem Präsidenten zu übertragen, der auf gewisse Zeit gewählt und dessen Wahl stets widerruflich sein solle, und nachdem Lamartine's Vorschlag durchgegangen, nicht die Versammlung selbst den Präsidenten wählen, sondern ihn aus allgemeiner Volksabstimmung hervorgehen zu lassen, drängten sich sogar die Royalisten und Clericalen an den Prinzen heran, weil, wenn sie nur zwischen einem Republikaner oder ihm sich zu entscheiden hatten, ihnen von zwei Uebeln dieser Bonaparte immer noch das kleinere scheinen mochte. Am 26. October bereits bekannte Louis sich offen zu der Candidatur. Er halte sich, sagte er, zu dem Glauben berechtigt, daß Frankreich den Namen, den er trage, als geeignet betrachte, die erschütterten Grundlagen der Gesellschaft wieder befestigen zu helfen, und wenn die Sympathien seiner

Mitbürger glaubten, daß er in die Reihen der Candidaten zu ſtellen ſei, warum ſolle er nicht unter ſie treten?

Bis zum 11. Dezember, dem Tage der Wahl, gingen die Agitationen fort. Das am 20. verkündete Ergebniß war: 5,434,226 Stimmen für Napoleon, 1,488,107 für Cavaignac, die übrigen verſplitterten ſich auf Ledru Rollin, Raspail und Lamartine, welcher Letzterer nur 7,910 Stimmen erhielt, obſchon gerade er von der allgemeinen Volkswahl am meiſten für ſich erwartet hatte. Nachdem dies Reſultat der Nationalverſammlung bekannt gemacht worden, verkündet der Präſident derſelben Armand Marraſt Charles Louis Bonaparte als Erwählten der Nation, Cavaignac legt ſeine Dictatur nieder, und der neue Präſident betritt den Saal, um den Eid zu leiſten.

Es war 4 Uhr Nachmittags und dunkelte bereits im Saal der Pas-perdus. Diener eilten umher, die Lampen und Kronleuchter anzuzünden. Ein Zug von etwa 40 Abgeordneten, darunter die Würdenträger in Gala, traten ein. Zuletzt erſchien Louis Napoleon ſelbſt, ſchwarz gekleidet, mit weißer Cravatte und weißen Handſchuhen, den Stern des Großkreuzes der Ehrenlegion auf der Bruſt. Langſam beſteigt er die Tribüne, Aller Augen haften auf ihm, Alles iſt in ernſthafter feierlicher Stimmung, Alles geſpannt, ob und wie er einen Eid leiſten wird, zu

welchem seine napoleonischen Ideen und Pläne, wie dieselben bisher bekannt geworden sind, so wenig zu passen scheinen. Marrast liest die Formel:

„Vor Gott und dem französischen Volke schwöre ich, der einen und untheilbaren demokratischen Republik treu zu bleiben und die Constitution zu vertheidigen!“

Bleich, mit gesenkten Augen, hebt der Präsident die rechte Hand in die Höhe und spricht mit etwas verschleierter Stimme: „Ich schwöre es!“ Darauf schließt Marrast die feierliche Handlung mit den Worten: „Ich rufe Gott zum Zeugen an für diesen Schwur, der so eben geleistet worden ist.“

Aber als hielte er sich durch den abgelegten Eid noch nicht genug für verpflichtet, fühlt der neue Präsident das Bedürfniß, noch ein Uebriges zu thun und in einer Ansprache an die Versammlung Alles aufzuzählen, was er zu leisten sich vorgesetzt hat und wovon nachher so oft das Gegentheil geschah. „Ich werde,“ sagt er unter Anderm, „diejenigen als Feinde des Vaterlandes betrachten, die auf ungesetzlichem Wege die Form der Regierung, die Sie eingesetzt haben, zu verändern suchen sollten. Zwischen Ihnen und mir kann es keine Uneinigkeit geben; ich wünsche, wie Sie, die richtige Basis für die Gesellschaft zu finden, für die Wohlfahrt des intelligenten und edlen Volkes zu wirken, welches mir ein so

großes Zeichen seines Vertrauens gegeben hat. Die Politik Frankreichs muß auf den Frieden nach außen und den Geist der Versöhnlichkeit nach innen gerichtet, unsere Regierung weder utopisch noch reactionär sein. Wir werden für das Wohl des Vaterlandes sorgen und hoffen mit Gottes Hülfe, wenn nicht große, so doch gute Thaten zu vollbringen."

Die Versammlung, von Zweifeln beängstigt, hört die Rede in tiefem Schweigen an, kein Beifallszeichen wird laut. Napoleon hatte Cavaignac's, als eines würdigen Vorgängers, in seiner Rede mit Ehren gedacht. Jetzt, nachdem er die Tribüne verlassen, betritt er die Stufen des linken Centrums, nähert sich dem General und reicht ihm die Hand, die dieser erst nach einigem Zögern annimmt.

So verlief der für die Republik so wichtige, für Frankreich und für Europa in seinen Folgen so verhängnißvoll gewordene Act.

19.

Präſident der Republik.

Die Präſidentſchaft Louis Napoleons war, wie jeder vorurtheilsloſe Zeuge der Ereigniſſe ſich von vorn herein ſagen mußte, nur eine Uebergangsſtufe und ein Zwiſchenſtadium zu ſeiner Kaiſerſchaft. Was er im Wege der Wühlerei, wiederholter Handſtreiche mit gewaffneter Hand und durch die Revolution ſelbſt nicht mit einem Male hatte erlangen können, das ſollte im Wege der Intrigue und der Propaganda für die napoleoniſchen Ideen allmälig (und ſchließlich allerdings mit Gewalt) erzwungen werden. Gerade der Name, den er trug, machte ihn uns hier in Deutſchland verdächtig. So wenig die verſtändigen Leute bei uns glaubten, daß die 1848 in Paris ausgerufene Republik überhaupt von Dauer ſein würde, ſo und noch weniger glaubten ſie, daß Louis Napoleon mit ſeiner Rückkehr nach Frankreich etwas Anderes im Sinne haben könne, als die, durch die Revolution

hervorgerufenen Wirren und Parteiungen zu benutzen, um, wie einſt ſein Oheim und Vorbild, ſich mit Hülfe derſelben zum unumſchränkten Herrn von Frankreich zu machen.

Die Franzoſen begriffen dies nicht. Die verſchiedenen demokratiſchen Fractionen glaubten ſeinen Worten. Sie bedachten nicht, daß ſchon Talleyrand offen eingeſtanden hatte, die Sprache ſei dem Menſchen nur gegeben, um ſeine Gedanken zu verbergen. Hätten ſie geargwöhnt, der Präſident werde das Gegentheil von dem thun, was er geſprochen, ſo würden ſie ſpäter weniger von ihm überraſcht, weniger über ihn empört geweſen ſein. Die conſervativen Elemente in der Volksvertretung wie in der Geſellſchaft mißtrauten ſeinen Reden und Verheißungen vielleicht. Sie aber bildeten ſich ein, mächtig genug zu ſein, um ihn am Gängelbande zu behalten und etwaigen Gelüſten ſeinerſeits zu Mißbrauch ſeiner Stellung zeitig und wirkſam entgegentreten zu können. Sie dachten nicht daran, wie leicht beſtechlich und darum wandelbar die öffentliche Meinung des Volkes und unter Umſtänden ſelbſt die Treue des Heeres und ſeiner Führer ſein kann. Gerade für die Armee übte der Name „Napoleon“ ſeinen beſonderen Zauber; denn er erinnerte an die Großthaten der Franzoſen unter dem erſten Napoleon und an die goldenen Tage, welche Soldaten, Offiziere und Marſchälle einſt durch ihn in den er-

oberten Ländern genoſſen hatten, und ſelbſt der nicht kriegsluſtige Bürger, dem aber doch auch die gloire der Kaiſerzeit ſchmeichelte, träumte wohl davon, noch einſt die Franzoſen durch einen anderen Napoleon wieder in alle Ehren und Rechte „der großen Nation“ eingeſetzt zu ſehen.

Aus der argwöhniſchen Ueberwachung und Kritik der Schritte des Präſidenten durch die Volksvertreter ging der (von ihm ohne Zweifel vorhergeſehene und erwünſchte) Kampf mit der Nationalverſammlung und dem geſetzgebenden Körper, aus dem Aberglauben des Volkes und der Zuverſicht der Armee auf ſeinen Stern der Sieg des Präſidenten über alle ſeinen Plänen widerſtrebenden Elemente hervor.

Eine ſtrammere Haltung, die er der Regierung gab und wodurch er zunächſt wieder den Geſetzen Achtung und dem öffentlichen Leben Sicherheit verlieh, gehört unter die erſten Verdienſte, welche ſich der neue Präſident um die Republik erwarb und die ihm ſelbſt ſeine Feinde nicht ſtreitig machen können. Das Miniſterium, welches er an Stelle des abgetretenen einſetzte, war aus Männern der verſchiedenſten politiſchen Farbe und Parteiſtellung zuſammengeſetzt, bekannte ſich aber offen zu dem von dem Präſidenten ſelbſt veröffentlichten Programm. An der Spitze ſtand Odilon Barrot als Juſtizminiſter, Drouyn de Lhuys für die auswärtigen Angelegenheiten, Léon de Malleville für das Innere.

Der Letztgenannte war derjenige, welcher zuerſt wieder ſeine Entlaſſung nahm und ehrenhafter Weiſe nehmen mußte.

Unter andern mehr berechtigten Zumuthungen ſtellte Louis nämlich bald nach ſeinem Regierungsantritt auch das ungebührliche Anſinnen an das Miniſterium, ihm die Acten der Prozeſſe wegen ſeiner Abenteuer zu Straßburg und Boulogne auszuhändigen. Hierauf ließen ſich aber die Miniſter nicht ein. Sie geſtatteten ihm die Einſicht dieſer Papiere im Archiv, lehnten aber die Auslieferung derſelben ab, ſo daß der Präſident endlich ſeine Forderung fallen ließ. (Gleichwohl ſollen dennoch dieſe Acten, man weiß nicht durch welchen Eingriff, ſpäter aus dem Archive verſchwunden ſein.) Bald nachher verlangte er von Malleville beſonders, er ſolle den bisherigen Muſeums-Direktor entlaſſen und dafür einen Günſtling ſeiner Couſine Mathilde einſetzen, einen Menſchen, dem alle Fachkenntniß abging. Da dankte Malleville ab, und der Ackerbauminiſter Bixio folgte ſeinem Beiſpiele, wie Rochan bemerkt, mit der Erklärung, innerhalb dieſer Regierung ſei ein Republikaner nicht an ſeinem Platz.

Eine Herausforderung ähnlicher aber militäriſcher Art erhielt die National-Verſammlung von dem Präſidenten. Die demokratiſchen Blätter hatten ſchon Anſtoß daran genommen, daß Louis bei der Parade der Nationalgarde am erſten Sonntag nach

ſeiner Proklamirung dieſelbe in der Uniform eines Diviſionsgenerals muſterte, da er es in der Schweiz nur bis zum Artillerie-Capitain gebracht hatte. Sie beſtritten ihm das Recht hierzu und wollten ihn deshalb in Anklageſtand verſetzen. Ernſter als dies prinzliche Vergnügen nahm die Nationalvertretung des Präſidenten eigenmächtige Einmiſchung in den italieniſchen Krieg und die dabei von ihm gemachte Schwenkung. Nach Artikel 5 der neuen republikaniſchen Verfaſſung ſollte das Heer zwar unter dem Befehl des Präſidenten ſtehen, derſelbe aber niemals perſönlich deſſen Oberanführer ſein. Jede Kriegserklärung, ſo wie alle Verträge mit auswärtigen Mächten, unterlagen, um Gültigkeit zu erlangen, der Genehmigung der Nationalverſammlung. In dem beinahe gleichzeitig mit der Februar-Revolution zwiſchen Sardinien und Oeſterreich entbrannten Kriege verhielt ſich die franzöſiſche Republik Anfangs neutral und begnügte ſich damit, an der italieniſchen Grenze ein Beobachtungs-Corps aufzuſtellen. Allein ſchon Cavaignac empfand das Gelüſt, mit dieſen Truppen, denen er den Namen „Alpenheer“ gab, in Italien ſelbſt einzubrechen, nicht um Oeſterreich bekämpfen zu helfen, ſondern um die römiſchen Angelegenheiten in die Hände Frankreichs zu bringen. Man müſſe den Papſt ſchützen, hieß es, und ſichern Schutz könne dieſer nur bei den Franzoſen finden. Darauf hin wollte

die Regierung ein Geschwader mit 3500 Mann in See stechen lassen, „zur Sicherung der Freiheit des heiligen Vaters," eine Maßregel, welche am 30. November die Gutheißung der National-Versammlung erhielt. Inzwischen aber suchte und fand der Unfehlbare, für den schon das Schloß in St. Cloud eingerichtet worden war, in Italien selbst, zu Gaeta, ein sicheres Unterkommen, und so zerfiel das Project der Kriegslustigen vorläufig in sich selbst.

Es ward aber von Neuem aufgenommen nach dem Siege Oesterreichs über Sardinien, und als im März 1849 Karl Albert von Neuem rüstete, bewilligten die Repräsentanten der Republik mit einer Mehrheit von 112 Stimmen (395 gegen 283) 1,200,000 Frs., um ein Expeditionscorps unter Oudinot drei Monate lang das römische Gebiet besetzen zu lassen. Der Unternehmung wurde ein republikanisches Mäntelchen umgehängt; denn nach einem in der Constitution ausgesprochenen Grundsatz wollte ja die französische Nation sich niemals in die Freiheitsbestrebungen anderer Völker mengen. Man sagte also, die Expedition habe keinen andern Zweck, als die Römer in ihrem Ringen nach Freiheit zu unterstützen, während L. Napoleon dagegen das Papstthum beschirmen wollte, um sich die Geistlichkeit zu verbinden und sie neben der Armee und der Masse des weniger gebildeten Volkes mit zu einer Hauptstütze seiner Regierung zu machen.

Außerdem faßte dadurch Frankreich in Italien festen Fuß und konnte den ohne sein Zuthun immer mehr an Boden gewinnenden Bundesgenossen von Sardinien nöthigenfalls zum Vasallen hinabdrücken. Nun begab es sich jedoch, daß Oudinot nicht sogleich reüssirte. Die Republikaner in Rom, Mazzini an der Spitze, Orsini im Gefolge, wollten in ihren Freiheitsbestrebungen von Frankreich nicht unterstützt sein. Ihre Truppen, unter den Generalen Avezzana und Garibaldi, schlugen die Franzosen vor den Thoren Roms in die Flucht, und es floß dabei eben so viel französisches Blut als römisches. Da gab es denn für Louis Napoleon und seine Räthe in Paris einen heißen Strauß. Ledru Rollin beantragte, den Präsidenten, der einen der vornehmsten Grundsätze der Verfassung verletzt habe, sofort in Anklagestand zu versetzen. Gemeinschaftlich luden die republikanische und die jakobinische Partei das Volk zu einer Massen-Demonstration gegen Louis Napoleon ein. Allein die National-Versammlung ging auf Ledru Rollin's Antrag nicht ein, und die Manifestation des Volkes am 13. Juni schlug sogar zum Vortheil desjenigen aus, gegen den sie gerichtet war.

Die Anstifter und Führer der Bewegung waren zu einer Art Aufstands-Comité im Conservatorium der Künste und Gewerbe zusammengetreten. Während sie aber von hier aus mit einer Revolution in Paris

und Lyon drohten, ließ der Präsident das Haus umzingeln und die Revolutionaire gefangen nehmen. Einigen gelang es zu fliehen, Ledru Rollin entkam noch glücklich genug nach England.

Zum Vortheile des Prätendenten, sagte ich, endete dieser Strauß; denn nun gingen mehrere drakonische Verordnungen und Maßregeln, die Gewalt des ersten Beamteten der Republik zu befestigen, ohne großen Widerspruch der Nationalversammlung durch. Paris ward in Belagerungszustand erklärt, 31 Abgeordnete wurden verhaftet, strengere Preßgesetze erlassen, das Vereinsrecht bedeutend beschränkt und eine bindendere Geschäftsordnung für die Deputirtenkammer eingeführt, angeblich zur Verhüthung tumultuarischer Auftritte.

Bereits am 6. Juni, also vor allen diesen Zwischenfällen, hatte der Präsident sein neustes Programm der Versammlung verkündet, eine Thronrede, nach nordamerikanisch-republikanischem Muster in Form einer Botschaft. Dieselbe verzuckert ihre Bitterkeiten, indem sie mit einer pomphaften Schmeichelei für den französischen Nationalstolz anhebt. „Es liegt," so beginnt sie, „im Geschick Frankreichs, die Welt zu erschüttern, wenn es sich bewegt; die Welt zu beruhigen, wenn es sich mäßigt." Die Expedition nach Rom konnte nicht mit Stillschweigen übergangen werden, aber ihren Mißerfolg wußte die Botschaft den Römern aufzulasten. Der Papst habe unklug ge-

handelt, daß er die Rathschläge des Präsidenten nicht befolgte, und die Feindseligkeiten der römischen Republikaner gegen die Franzosen beruhten lediglich auf Mißverständnissen. Jetzt freilich sei es eine Ehrensache für Frankreich, daß die römische Frage in Rom selbst gelöst werde.

Allmälig gewöhnten sich die Landesvertreter an solche Sprache, bald genug aber mußten sie mit demselben Gleichmuthe auch eben so eigenmächtige Handlungen hinnehmen. Während der Vertagungen der Nationalversammlung machte der Präsident alljährlich Reisen in die Provinzen, um die Befugnisse seiner Stellung möglichst für sein Sonderinteresse auszubeuten, das Volk, namentlich die Landleute und das Militär, an seine Person zu fesseln und mit der Idee eines wieder zu erweckenden Kaiserreiches zu befreunden. In den Reden, die er gelegentlich bei Truppenmusterungen, Einweihungen von Eisenbahnen und anderer Baulichkeiten, bei Schützenfesten u. dgl. hielt, trat, wie in seinen Botschaften, sein Gelüst nach monarchischen Formen und unumschränkter monarchischer Machtvollkommenheit immer deutlicher hervor. Bei der Heerschau, die er im September und October 1850 auf der Ebene von Satory abhielt, schmeichelte er den Offizieren und Soldaten mit Belobungen und Gastereien so einnehmend, daß er mehrere Male mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" begrüßt wurde, was doch

selbst der Nationalversammlung etwas zu stark vorkam. Der Kriegsminister d' Hautpoul mußte zurücktreten; General Changarnier dagegen, der den Truppen ihr disciplinwidriges Verfahren streng untersagte, wurde durch den Präsidenten vom Commando entsetzt, eben so General Neumayer, dessen Bataillone sich blos schweigend verhalten hatten.

Nicht überall übrigens wurde Louis mit der erwarteten Gastfreundschaft aufgenommen und mit Beifall entlassen. In Sens, Joigny, Auxerre und Dijon zeigte man sich sehr kalt gegen ihn, im Elsaß äußerst frostig. Die Stadt Straßburg, bei der er von 1836 her in schlechtem Andenken stand, verweigerte jede Geldbewilligung für eine Empfangsfeierlichkeit, so daß ihm zuletzt Ehren halber der Handels- und Gewerbestand einen Schmaus auf Subscription gab. Verfasser traf um jene Zeit mit einem Reisenden am Rhein zusammen, der eben von Straßburg kam und der mich versicherte, kein unabhängiger, anständiger Mann ziehe vor diesem Louis Napoleon den Hut auf der Straße. In Ham besuchte er die Citadelle und sein ehemaliges Gefängniß, legte aber politisch genug hier ein reumüthiges Bekenntniß über den Prätendentenstreich von Boulogne ab. „Wenn man," sagte er, „gesehen hat, wie viele Uebel selbst die gerechtesten Umwälzungen nach sich ziehen, so begreift man kaum die Verwegenheit, die schreckliche Verantwortlichkeit

eines solchen Umsturzes auf sich nehmen zu wollen."

Was noch besonders das Mißverhältniß zwischen den Repräsentanten und dem Präsidenten der Republik verschlimmerte, waren die beständigen Geldverlegenheiten des Letzteren und seine dadurch veranlaßten wiederholten Anträge auf Gehalts-Erhöhung. Die constituirende National-Versammlung, hatte von vorn herein den Jahresgehalt für ihn auf 600,000 Frs. festgesetzt; das war beinahe fünfmal so viel, als der Präsident der vereinigten Staaten von Nord-Amerika bezog, aber viel zu wenig für den Aufwand, den Louis Napoleon machte, der in dieser Beziehung die Kaiserwirthschaft jedenfalls vorwegnahm. Er hatte kaum das für ihn eingerichtete Palais Elysée Bourbon in Besitz genommen, als daselbst auch schon eine Hofhaltung begann, so bunt und üppig, wie vielleicht an keinem europäischen Kaiserhof. Ohnehin schon tief verschuldet, umgab sich Louis mit Menschen von zerrütteten Vermögensverhältnissen und anrüchigem Lebenswandel, die auf seine Rechnung schwelgten und praßten und zu Allem fähig waren, wenn sich ihnen dafür eine einträgliche Stellung in Aussicht bot. Aus allen Weltgegenden, berichtet Rochan, fanden sich fürstliche Vettern und Basen ein, Mitglieder der Familie Bonaparte, von deren Dasein Frankreich bisher kaum eine Ahnung hatte, und die nichts mitbrachten, als Titel und Namen, um den Glanz des Präsidentenstuhls zu

erhöhen. . Hier hieß Louis Napoleon auch nicht „der Präsident“, sondern „der Prinz, Monseigneur und kaiserliche Hoheit.“ Zu bewundern bleibt es, daß der Exkönig von Westphalen Jerome sich mit der bescheidenen, aber allerdings nicht schlecht dotirten Stelle eines Gouverneurs der Invaliden begnügte. Ganz nach monarchischer Sitte war an den Neujahrstagen großer Empfang beim Präsidenten, und wenn die dabei ausgetauschten Glückwünsche auch noch nicht die diplomatische Bedeutung hatten, wie die Neujahrs-Couren des zweiten Kaiserreiches, so leiteten sie wenigstens dazu über.

Genug, die Chatoulle des Präsidenten litt eben so häufig an völliger Leerheit, wie früher die des Prätendenten. Speculanten wie Morny, (halb Prinz, halb Geschäftsmann), Mirés, Reille, Fould halfen manchmal mit bedeutenden Summen aus der Noth und, wie die „Memoiren“ brieflich belegen, nicht zu ihrem Schaden. Immer aber war das keine durchgreifende und nachhaltige Hülfe. Die Nation als solche sollte eine solche leisten. In der Sitzung der National-Versammlung vom 24. Juni 1850 beantragte das Ministerium eine Gehalts-Erhöhung für den Präsidenten bis auf 3 Millionen Frs. Diese hohe Summe ward nun zwar nicht bewilligt, wohl aber trat die Versammlung mit 354 gegen 308 Stimmen einem ministeriellen Amendement bei, wonach eine einmalige außerordentliche Gratifi-

cation von 2,160,000 Frs. auf das Budget von 1850 übernommen wurde. Hiervon gab der Präsident sofort 60,000 Frs. zu Militär-Banketten her. An einem derselben, am 8. August, bei welchem 350 Offiziere und Unteroffiziere der Gensd'armerie zugegen waren, nahm Louis persönlich Theil und hörte hier mehrere Male den seinen Ohren so süß klingenden Kaiser-Ruf. Ja, man wollte sogar auf der Stelle mit ihm nach den Tuilerien aufbrechen. Indeß zeigte er diesmal Tact und Tactik genug, sich all' dergleichen Kundgebungen zu verbitten.

Das Jahr 1851 fing unter Vorzeichen an, welche immer unzweideutiger die Absicht Louis Napoleons kund machten, sich nicht nur an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu behaupten, sondern zugleich möglichst unabhängig von der Landesvertretung zu werden und jedenfalls materiell — d. h. was den Geldpunkt betrifft — seine Stellung zu verbessern. Nach der Verfassung konnte Jemand nur immer 4 Jahre Präsident der Republik sein. Das paßte ihm nicht. Wenn er auch noch nicht offen heraus erklären mochte, er wünsche Kaiser zu werden und dies bis an's Ende seiner Tage zu bleiben, oder wo möglich noch auf Nachkommen zu vererben, so ließ er doch durch seine verschiedenen Orts gehaltenen Gelegenheitsreden den Wunsch hindurchblicken, seine Präsidentschaft verlängert und seinen Gehalt bedeutend erhöht zu sehen. Dazu bedurfte es aber einer

Abänderung der Verfassung, und da diese nur zu erhoffen war bei allgemeinem Stimmrecht, wobei die untersten Schichten der Gesellschaft, die sich am leichtesten bearbeiten ließen, mitzählten, so mußte die Aufhebung des Gesetzes vom 31. Mai 1850, welches, der Socialisten und Communisten wegen, unter seiner eigenen Gutheißung, die Wahlfähigkeit beschränkt hatte, allem Anderen vorangehen. Für seine Person war indeß augenblicklich wieder Geld das dringendste Bedürfniß.

Am 3. Febr. 1851 forderte der Finanz-Minister von Neuem eine Gehalts-Zulage für ihn von 1,800,000 Fr. Dank der kräftigen Gegensprache des Abgeordneten Piscatory ward am 10. Februar diese Zumuthung mit 396 gegen 294 Stimmen derb zurückgewiesen. Dafür ließ Louis desto eifriger jetzt im Lande für Revision der Verfassung agitiren und agitirte gelegentlich selbst dafür. Petitionen mit zahlreichen Unterschriften gelangten zu diesem Endzweck aus den Departements an die Nationalversammlung. Die Frage kam zur Erörterung und Berathung; da aber zu einer Verfassungsänderung eine Mehrheit von drei Viertheilen der Mitglieder nothwendig war und diese nicht erzielt wurde, so ward sie verneinend beantwortet. An diese ungünstige Abstimmung knüpfte sich noch die Erklärung, man beklage, daß die Verwaltung in Widerspruch mit ihrer Obliegenheit ihren Einfluß dazu benutzt habe, die Staatsbürger zum Petitioniren

anzuregen. Hierauf vertagte sich die Versammlung vom 9. August bis zum 4. November. Bei ihrem Wiederzusammentritt brach der Brand in offene Lohe aus. In der Botschaft vom 11. November verlangte der Präsident ohne Umschweif die Revision der Verfassung und die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts. Dabei war die Drohung mit einem Staatsstreiche zwischen den Zeilen zu lesen. „Was auch die Zukunft sei," sagte er andeutend und in seinem Sinne wohlmeinend, „verständigen wir uns, daß nicht Gewalt, Leidenschaft, Ueberraschung über das Schicksal einer großen Nation entscheiden."

Die Nationalversammlung verwarf am 13. November beide Forderungen mit geringer Majorität (355 gegen 348), mit größerer (408 gegen 300) einen von den Quästoren gestellten Antrag, wonach dem Vorsitzenden der Nationalversammlung gestattet sein sollte, zum Schutz ihrer Berathungen und Beschlußfassungen beliebig Truppen zu requiriren. Nun sprach man schon allgemein davon, daß demnächst ein Staatsstreich erfolgen, die Nationalversammlung aufgelöst und die Verfassung über den Haufen geworfen werden würde. Der Präsident stand dazu schon am 18. November, dem Tage des Quästoren-Antrags, in voller Kriegsbereitschaft. Als ihm indeß Rouher die Nachricht überbrachte, daß der Antrag auf bewaffneten Parlamentschutz durch-

gefallen sei, ließ er wieder abrüsten mit den Worten: „So ist's vielleicht besser!“

Nun erging aber am 30. November aus dem Schooß der Versammlung selbst eine Art Herausforderung an Louis Napoleon, die diesen dann dahin trieb, den angedrohten Gewaltstreich, wenn es überhaupt damit Ernst werden sollte, nicht länger zu verzögern. Der Ausschuß nämlich beschäftigte sich an diesem Tage mit dem vom Staatsrath ausgearbeiteten Gesetz über die Verantwortlichkeit des Präsidenten der Republik. Artikel 68 der Verfassung besagte: „Jede Maßregel, durch welche der Präsident die Nationalversammlung auflöst, vertagt oder an der Ausübung ihrer Pflicht verhindert, ist Hochverrath.“ Dem wurde jetzt mit 7 gegen 6 Stimmen noch der Zusatz beigefügt, es sei nicht minder Hochverrath, wenn der Präsident seine Autorität benutze, um zur Verletzung des Artikels 45 der Constitution aufzureizen. Nach Wortlaut dieses Artikels durfte nämlich nach Ablauf der vierjährigen Präsidentschaft nicht derselbe Präsident wieder gewählt werden. Das war es ja aber gerade, was Napoleon zunächst so heiß wünschte, so eifrig betrieb, und so entschloß er sich nun wirklich zu dem furchtbaren Gewaltact, der unter dem Namen des Staatsstreich's vom 2. December zu einer trauervollen historischen Denkwürdigkeit geworden ist.

13.

Der Staatsstreich.

Der von der Courtoisie mit diesem Namen bemäntelte Gewaltact, mittels dessen Louis Napoleon am 2. Dezember 1851 die französische Verfassung über den Haufen warf, sich zur Dictatur emancipirte und der Republik zugleich den Todesstreich zu versetzen sich anschickte, läßt sich aus der Lage, in welcher die öffentlichen Angelegenheiten sich befanden, und der Art und Weise, wie das Interesse der Nation von den Vertretern derselben wahrgenommen oder vernachlässigt wurde, allenfalls noch erklären; ja von einem gewissen politischen Standpunkt aus als eine durch die Verhältnisse veranlaßte Maaßregel entschuldigen, zu welcher sich der Präsident durch die hartnäckige und ungestüme Opposition, welche in den Kammern gegen ihn ankämpfte, hinreißen ließ. Zu rechtfertigen ist dieser Machtstreich, der seinen Urheber vor aller Welt wort- und eidbrüchig erscheinen ließ,

in keiner Weiſe; vielmehr muß man ihn ſowohl wegen der Wohlüberlegtheit, womit er von langer Hand her vorbereitet, wie wegen der Rohheit, Rückſichts- und Herzloſigkeit, womit er ausgeführt und im Intereſſe der Anſtifter auf Koſten von Tauſenden, die dadurch ins Unglück geſtürzt ſind, ausgebeutet worden, als eine dem Recht, der Freiheit, der Civiliſation Hohn ſprechende Barbarei beklagen und verdammen. Imperialiſten und Ultra-Conſervative haben ihn als „Rettung der Geſellſchaft" geprieſen; aber ſie ſind den Beweis ſchuldig geblieben, daß die Geſellſchaft damals wirklich ſchon ſo gefährdet war. Die verwegenſten Schritte der Reaction wurden jener Zeit überall in Europa mit der Firma von „rettenden Thaten" beſchönigt. Die Bonapartiſten vertheidigten die verbrecheriſchen Angriffe auf Freiheit, Sicherheit und Leben der ihnen mißliebigen Republikaner als eine Pflicht der Nothwehr für Napoleon. Man habe in- und außerhalb der Nationalvertretung gegen den Prinzen conſpirirt; es ſei eine Verſchwörung gegen ihn im Werk geweſen, der er habe zuvorkommen müſſen. Allein Männer, wie Tocqueville Reeve, der keineswegs zu den Lobrednern der Nationalverſammlung gezählt werden kann, verſichern heilig und theuer, daß keine Spur von Conſpiration in der Landesvertretung nachzuweiſen geweſen ſei. Man würde ohne den Staatsſtreich dieſen Präſi-

denten ruhig seine vier Jahre haben abdienen lassen und sich alsdann allerdings einen anderen gewählt haben. Die Vorsichtsmaßregeln, die von dieser Seite gegen den Prinzen ergriffen wurden, hatten nur den Zweck, zu verhüthen, daß er sich nicht über die festgesetzte Zeit hinaus an der Spitze Frankreichs solle festsetzen können. Dazu waren die Mitglieder der Nationalversammlung als Repräsentanten der Republik und als Wächter über Aufrechthaltung der Verfassung nicht nur vollkommen berechtigt, sondern sogar verpflichtet; ja sie konnten, sie mußten sogar noch weiter gehen und den Präsidenten *absetzen* wenn er Anstalten traf, die darauf abzielten, sich von der Constitution unabhängig zu machen und seine Stellung auf längere Zeit eigenmächtig zu fixiren. So faßten ihre Machtbefugnisse selbst jene höheren activen Militärs, die einige Tage *vor* dem Staatsstreich dem General Leflô erklärten, sie ständen, wenn die Versammlung den Präsidenten in Anklagestand versetzen sollte, ganz zu deren und des Generals Verfügung.

Der Präsident der Republik war nicht der Souverain Frankreichs, sondern nur einer der Factoren der Souverainetät; er hatte die *vollziehende* Macht, aber nicht die *gesetzgebende*, d. h. er mußte vollführen, was mit Stimmenmehrheit von den Deputirten beschlossen worden, mochte es ihm angenehm oder unangenehm

sein, ihm persönlich nützlich oder schädlich erscheinen. Daß ihm eine so beengte und beschränkte Stellung auf die Dauer unbehaglich werden mußte, ihm, der von Kindesbeinen an auf den Souverain einstudirt und eingeübt war, ist gern zu glauben; allein das ändert für die Beurtheilung seines Verfahrens nichts, mindert seine Schuld nicht um eines Granes Schwere. Nur wem alle Mittel zum Zweck, auch die verworfensten, geheiligt sind, sobald sie leisten, was sie leisten sollen, nur ein Solcher mag sein Gewissen auch über Wort- und Eidbruch, über scheusliche Mißhandlung und Aufopferung von Tausenden seiner Mitmenschen und der Besten seiner Mitbürger beschwichtigen können. Ist es wahr, was die „Memoiren" erzählen, daß Louis Napoleon als Jüngling schon in Italien sich dem Jesuiten-Orden affilirt habe, so würde das freilich noch so Manches von seinen Regierungsmaßregeln späterer Zeit hinreichend erklären.

Allem nach ist der sogenannte Staatsstreich nichts, als eine mit Hülfe der bewaffneten Macht glücklich vollführte Usurpation der Oberherrschaft in Frankreich. Was mit unzureichenden Mitteln in Straßburg und Boulogne versucht worden und dort mißlungen war, das wurde hier mit überreichen Mitteln und Kräften wieder aufgenommen, und so ausgerüstet, mußte es gelingen. Groß war die Zahl der ganz in den Plan des

Unternehmens Eingeweihten auch hier nicht. Der halbbrüderliche Morny, den die Laſt ſeiner Schulden zu erdrücken drohte, deſſen Hôtel in den Champs-Elyſées vor Kurzem ſchon zu gerichtlichem Anſchlag gekommen war, nahm nächſt dem Präſidenten den erſten Platz im geheimen Rath der Verſchworenen ein. Perſigny, ſeit 1836 der treueſte Schildknappe ſeines ritterlichen Helden, folgte demnächſt. Eine dritte, nicht minder wichtige und eben ſo tief in Schulden verſunkene Perſönlichkeit war der eigens für das Vorhaben aus Afrika nach Paris berufene General St. Arnaud, ein keine Raiſon annehmender Soldat, der Vielerlei im Leben durchgemacht, verſchiedenen Herren und Parteien gedient, mehrere Male ſeinen Namen gewechſelt, eine Zeit lang ſelbſt als Schauſpieler auf Provinzialbühnen agirt hatte und dem jetzt das Portefeuille des Krieges, wie dem Herrn von Morny das des Miniſteriums des Inneren, zugeſichert war. Den Vierten im Bunde machte der Polizeipräfekt Maupas, ein Emporkömmling, welcher ſich der Gewalt für jeden Dienſt zum gefügigen Werkzeug hergab.

Andere unentbehrliche Helfer erfuhren erſt kurz vor Beginn der Action, um was es ſich handelte, wurden aber durch außerordentliche, zum Theil ſehr bedeutende Geldgeſchenke, die man ihnen reichte, überzeugt, daß es Unternehmungen ſeien von nicht geringer Wichtigkeit, und daß Frankreichs Heil und

Wohlfahrt dieselben gebieterisch verlangten. General Magnan, der Oberbefehlshaber der Garnison von Paris, der zu dem Coup von Boulogne nicht für 100,000 Frs. zu haben war, bekam jetzt 500,000 Frs., „auf Abschlag", wie Oberst Fleury ihm sagte, worauf er erwiderte: „Das hoffe ich; denn gerade so viel betragen meine Schulden." Espinasse, Oberst des von Boulogne her bekannten 42. Regiments, der die National-Versammlung sprengen sollte, empfing Anwartschaft auf Avancement zum General und Flügeladjutanten des Prinzen mit 30,000 Frs. Gehalt, wenn Alles nach Ordre verlief. Einstweilen drückte ihm Persigny ein Packet von 100,000 Frs. Banknoten in die Hand, worauf er, nachdem er die Zettel wohl bedächtig gezählt, zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopfe nickte. In diesem Verhältniß ging das Don-gratuit für die Prätorianer hinab bis zum gemeinen Soldaten. Wir theilen später noch den Preis-Courant mit, nach welchem gezahlt wurde. Daß derartige Geldgeschenke gemacht sind, leugnen die Anhänger Napoleons selbst nicht, höchstens bestreiten sie die Höhe der Summen, die einzelne Bevorzugte empfingen.

Auch über die Quelle, aus welcher dem Präsidenten das Geld zugeführt worden, ist an sich kein Streit. Alle kommen darin überein, daß der Bank von Frankreich eine Ader geöffnet worden sei. Während aber die unabhängigen Schriftsteller ins-

gesammt 25 Millionen Frs. angeben, welche am Vorabend des Staatsstreiches der Bank abverlangt seien, mit dem Bedeuten, daß wenn sie das Geld nicht gutwillig hergebe, man es mit Gewalt nehmen werde, wollen die Anhänger Napoleons nur von einigen Hunderttausend Frs. wissen, welche die Bank eben jetzt an die Regierung vertragsmäßig zu zahlen gehabt hätte. Griscelli, der immer des Guten nicht genug bekommen kann, spricht dagegen sogar von 50 Millionen, zu welchen das National-Institut gepreßt worden sei. Gewiß ist, daß in den nächsten Tagen und noch einige Zeit nachher bei dem angreifenden Theil Geld im Ueberfluß vorhanden war.

Die militairischen Vorkehrungen waren so getroffen, daß ein Mißlingen der Sache nach menschlicher Berechnung zu den Unmöglichkeiten zählte. Die Garnison von Paris war nach und nach auf 80,000 Mann verstärkt, gut eingeübt und reichlich mit Schießbedarf versehen. Da die älteren Generale und Stabsoffiziere, die meist alle Mitglieder der Nationalversammlung waren, dem Prinzen unzuverlässig erschienen, hatte man gegen 20 jüngere aus Algerien und den Departements nach Paris kommen lassen, so namentlich auch Canrobert, de Cotte, Espinasse, Rochefort, Carrelet u. A. Offizieren und Soldaten hatte man gesagt, es sei eine Verschwörung gegen das Leben des Präsidenten und zum Umsturz der Regierung entdeckt. Bei jeder

Gelegenheit wurden ihnen die Verhaltungsregeln eingeschärft, welche das Militair bei öffentlichen Aufständen, Revolutionen und Conspirationen zu beobachten habe. Unter der Hand wurde auch das Gerücht verbreitet, die Nationalversammlung wolle den Soldaten die Löhnung verkürzen. Damit ihnen bei der Execution ihrer Ordres nicht etwa die Nationalgarde störend ins Handwerk pfuschen oder gar gegen sie auftreten möchte, waren deren Chefs — General Lawöstine und Oberst Vieyra — dahin instruirt, nicht zuzulassen, daß die Gardisten außer Dienst in Uniform gingen. Alles Zusammentreten ihrer Mannschaften mußten sie verbieten. Den Bataillonen, welchen man am wenigsten traute, waren die Trommeln genommen, unter dem Vorwande, dieselben müßten mit neuen Fellen überzogen werden. Dasjenige Bataillon, was die Wache zum Schutz der Nationalversammlung hatte, ward abcommandirt und durch ein Bataillon vom 42. Linien-Regiment (Oberst Espinasse) ersetzt.

Am 1. December Abends, war, wie jeden Montag, Empfang beim Präsidenten. Hier ward verschiedentlich über den so oft angesagten Staatsstreich gewitzelt und gescherzt, aber wenig verrathen und noch weniger errathen. Louis selbst sprach von einem Staatsstreiche, den die Nationalversammlung gegen ihn beabsichtige, Morny von einem Ausfegen der Kammer, wobei er sich auf Seite des Besen-

stiels halten werde. Gegen 10 Uhr winkte Napoleon den Oberst Vieyra zu sich, sprach, am Kamine stehend, flüsternd mit ihm, kehrte ihm dann ganz unbefangen den Rücken und durchschritt am Arme des spanischen Gesandten den Saal. Um Mitternacht löste sich die Gesellschaft auf. Als Louis von seiner Cousine Mathilde Abschied nahm, hätte er sich beinahe verrathen, indem er sie um ihr freundliches Andenken bat für den Fall, daß sie sich nicht wieder sehen sollten. Diese Bemerkung war überflüssig, denn der Anstifter des Unternehmens verbrachte die nächsten Tage in strengster Zurückgezogenheit in seinen Zimmern, obwohl er den Soldaten früher erklärt hatte, er werde ihnen bei jeder Gefahr nicht folgen, sondern voranschreiten. Selbst den Ministern ward die Anzeige von den Veränderungen, die nächsten Tags vor sich gehen sollten, vom Präsidenten erst während der Nacht in ihre Wohnungen gesandt.

Inzwischen hielt der Kreis der Verschworenen im engeren Sinne, Maupas mit eingeschlossen, mit dem Helden dieser Nacht, der demnächst Held des Tages werden wollte, noch einmal geheimen Rath über die Einzelheiten der Ausführung. Man beschloß, an dem Programm festzuhalten, welches für einen solchen außerordentlichen Fall schon vorlängst der ehemalige Polizei-Präfect Carlier entworfen hatte. Alle auf das Vorhaben bezüglichen Papiere mußte Napoleons Cabi-

netsſecretair Mocquart in eine beſondere Mappe ſchließen, auf welche der Prätendent das Wort „Rubicon“ ſchrieb. Wie Cäſar, als er den Rubicon überſchritten, Rom ſchon in ſeiner Gewalt wußte, ſo war Louis Napoleon überzeugt, Frankreich in der Taſche zu haben, ſobald der Staatsſtreich glückte. Der Ordonanzofficier von Béville erhielt die Decrete und Proclamationen für die Bevölkerung und die Armee, welche ſofort gedruckt und noch in der Nacht auf den Straßen und öffentlichen Plätzen angeſchlagen werden ſollten.

Die erſte und Haupt-Arbeit hatte der Polizei-Präfect. Noch vor Tagesanbruch ſollten 16 der vornehmſten Nationalrepräſentanten, mit frühſtem Morgen 78 andere einflußreiche Volksmänner verhaftet werden. Zu dem Ende waren bereits ſeit 11 Uhr Nachts gegen 1000 Mann Polizei-Soldaten zuſammenberufen, unter dem Vorgeben, es handle ſich darum, eine große ſocialiſtiſche Verſchwörung zu unterdrücken. Nach Mitternacht wurden die Polizei-Commiſſare zum Präfecten gerufen, mehr als 40 an der Zahl und lauter erprobte Bonapartiſten. Maupas ließ Jeden einzeln in ſein Cabinet treten und theilte ihm ſeine Aufgabe und weitere Inſtruction mit. Gensd'armen waren beordert, die Zeitungsdruckereien abzuſperren: die einen um ſie von der Arbeit abzuhalten, daß ſie nicht vorzeitig Veröffentlichungen und Aufrufe unter das Publicum brächten; die andern, damit ſie zwangs-

weise und ganz im Geheimen dasjenige druckten, was der Präsident bekannt gemacht haben wollte. Die National-Buchdruckerei, deren Director St. Georges mit dem Prinzen im Einverständnisse handelte und wo deshalb die Placate gedruckt wurden, hatte eine ganze Compagnie Gensd'armen in und vor dem Hause, alle mit geladenem Gewehr und beauftragt, diejenigen Mitglieder der Officin, welche das Haus verlassen oder nur zum Fenster hinaussehen sollten, sofort niederzuschießen (fusiller). Dies gesteht sogar der autorisirte Historiograph des Elysée P. Mayer in seiner „Histoire du 2. Decembre" selbst ein. Auch bei den Verhaftsbefehlen spielt das „Füsiliren" eine große Rolle, und die meisten Polizei-Agenten hatten geladene Pistolen unter ihren Mänteln und Ueberröcken.

Unter den ersten Opfern, welche sich die furchtbare Hermandad aus dem Bette holte, befanden sich Thiers und die Generale Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Leflô, Oberst Charras, Quästor Baze und andere Männer von gefeiertem Namen. Die meisten leisteten keinen ernsteren Widerstand, als daß sie sich auf die Verfassung und das Gesetz beriefen. Auch nahm man ihnen, wo man Waffen im Zimmer vorfand, diese immer zuerst fort, um so alle Gegenwehr unmöglich zu machen. Wagte dennoch Jemand, sich zu widersetzen, so zog er sich die ärgsten Mißhandlungen zu. Da gab es rührende, herzbrechende und schauervolle Auftritte.

Thiers, den Louis Napoleon doch ſelbſt einſt zu ſeinem Miniſter deſignirt hatte und den er jetzt zuerſt mit feſtnehmen ließ, folgte, wie Granier de Caſſagnac, ebenfalls ein bonapartiſtiſcher Berichterſtatter, in ſeinem „Recit complet“ erzählt, zitternd und unter Thränen. Dem General Lamoricière, ſagt Schölcher, der nicht ſo willig gehorchte, wurde gedroht, daß man ihm den Mund mit einem Knebel ſtopfen würde, wenn er um Hülfe riefe. Dem als tapferen Degen gefürchteten Oberſt Charras ſchickte man 30 bis 40 Poliziſten mit einem Male auf den Hals und ließ ihm, da er nicht öffnen wollte, die Thür mit Aexten einſchlagen. Beim General Leflô verſicherte man ſich erſt ſeines achtjährigen Kindes mit falſchen Schmeicheleien und ließ ſich von dem Knaben dann in das Schlafgemach des Vaters führen. Kaum daß man dem Manne, der ſich allerdings nach Kräften zur Wehr ſetzte, Zeit zum Ankleiden ließ. Seiner ſchwangeren Gattin, die Fürbitte für ihn einlegte, ward das Nachtkleid zerriſſen, ihr Mann buchſtäblich beim Kragen genommen und zur Thür hinausgezerrt. Nicht viel anders erging es ſeinem Collegen in der Quäſtur Baze und dem General Bedeau, Vice-Präſidenten der Nationalverſammlung. Beim Lieutenant Valentin, der nur chambre garni, aber wie in einer ſchwer einzunehmenden Burg wohnte, war die Aufwärterin beſtochen, ſo daß die Polizei Thor und Thür geöffnet und ſogleich auch diejenigen Möbel

herausfand, in welchen Valentins geheimſte Papiere verſchloſſen lagen.

Cavaignac ergab ſich mit ſtummer Reſignation, Andere wie Lagrange und Roger (du Nord). trugen ihr Geſchick mit einer Art Galgen-Humor. Der Erſtere bemerkte nur, Louis wage ein verwegenes Spiel, aber er ſpiele nicht ſchlecht. Roger ging noch weiter. Er ließ die Poliziſten, die ihn zu arretiren kamen, durch ſeine Leute mit Wein und Bisquit bewirthen und ſagte ihnen dann: „Ich will wahrhaftig lieber der Ueberwältigte ſein, als die dumme Rolle in der Kammer fortſpielen. Napoleon wird ſeinen Willen durchſetzen, aber er ſei auf ſeiner Huth für die Zukunft!“

Nächſtdem, daß Louis und ſeine Mitverſchworenen ſich ihrer bedeutendſten Gegner bemächtigt hatten, war es von Wichtigkeit für ſie, ſich in den Beſitz des Palais Bourbon zu ſetzen, worin die Nationalverſammlung tagte. Daſſelbe war, wie bemerkt, durch ein Bataillon vom 42. Linien-Regiment und eine Batterie Artillerie gedeckt. Dieſe zu gewinnen, erſchien mitten in der Nacht Oberſt Espinaſſe ſelbſt auf dem Platz, um an Stelle des Bataillonschefs Meunier, dem man vielleicht nicht recht traute, das Commando zu übernehmen. Dadurch aber fühlte Jener, dem man noch nie eine Dienſtwidrigkeit hatte vorwerfen können, ſich ſo ſehr in ſeiner Ehre gekränkt, daß er ſich die Epauletten von den Schultern riß

und ſie dem Oberſten vor die Füße warf. Tags darauf nahm er ſeinen Abſchied.

Bei Tagesanbruch war der Staatsſtreich eine vollzogene Thatſache, und was dieſe zu bedeuten habe, erfuhren die Pariſer durch die inzwiſchen veröffentlichten Maueranſchläge. Da ſtand voran das Decret, welches die Nationalverſammlung und den Staatsrath für aufgelöſt, das allgemeine Stimmrecht für wieder eingeführt und Paris nebſt zehn benachbarten Departements in Belagerungszuſtand erklärte. Außerdem ſollten vom 14. bis zum 21. December Urwahlen ſtattfinden zu einer neuen conſtituirenden Verſammlung. Neben dieſem Decrete war ein Aufruf an das Volk und ein ſolcher an die Armee ausgehängt. In dem erſteren heißt es, die Lage der Dinge, wie ſie ſich in letzterer Zeit geſtaltet, habe nicht ſo fortdauern können. Die Nationalverſammlung ſei ein Heerd von Verſchwörungen geworden, denen der Patriotismus von 300 loyalen Mitgliedern nicht zu ſteuern vermocht habe. Die Verfaſſung ſei überhaupt von vorn herein nur zu dem Zwecke entworfen, die Macht des Präſidenten abzuſchwächen. Allein die ſechs Millionen Stimmen, die gerade Louis Napoleon zu dieſer Stelle gewählt, ſeien eine glänzende Proteſtation gegen dieſe Art von Verfaſſung, die er übrigens trotzdem treu beobachtet habe. Was man gegen ihn vorgebracht, ſeien lauter Verleumdungen. In dieſem Stil geht es dann weiter

fort, und der langen Rede kurzer Sinn sind zuletzt folgende Vorschläge, welche die Grundlage der neuen Verfassung bilden sollen: 1, ein auf 10 Jahre gewähltes verantwortliches Staatsoberhaupt 2, Minister, welche von der Executiv-Gewalt unabhängig sind 3, ein Staatsrath aus den hervorragendsten Capacitäten des Landes, welche die Gesetze, bevor sie an die Volksvertreter kommen, vorbereiten und berathen 4, eine nach allgemeinem Stimmrecht (ohne Listen) gewählte gesetzgebende Körperschaft 5, endlich eine zweite angesehene Versammlung aus den Berühmtheiten des Landes in jeder Sphäre zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts wie zur Ueberwachung der Verfassung und der öffentlichen Freiheiten (der sogenannte Erhaltungssenat). — Im Wesentlichen war dies die Verfassung, welche im Jahre VIII der erste Consul der Republik gegeben hatte, und die Proclamation hebt dies auch ausdrücklich hervor. Sie schließt dann mit der ungeheuer uneigennützig klingenden Versicherung, daß, wenn die aus den Urwahlen hervorgehenden National-Repräsentanten den Vorschlägen des Präsidenten nicht zustimmen sollten, er bereit sei, eine andere Versammlung zu berufen, in deren Hände er bereitwillig sein Mandat zu Gunsten eines Nachfolgers niederlegen werde.

Das war aber in der That nichts weiter, als den Parisern noch einmal Sand in die Augen gestreut. Erstens war die Wahl Louis Napoleons zum Prä-

ſidenten kein Proteſt gegen die Verfaſſung, die in dieſem Stück ſchon fertig war, ehe an ſeine Wahl gedacht wurde, ſondern ſeine Wahl war eben nur durch dieſe Verfaſſung überhaupt ermöglicht und bedingt. Und daß es ihm mit der angebotenen Entſagung am Schluß kein Ernſt war, verſteht ſich von ſelbſt. Er mußte wieder gewählt werden und zwar auf lange Zeit und mit höherem Gehalt, ſonſt hätte er niemals ſeine Schulden bezahlen, noch weniger ſeine gewohnte Lebensweiſe fortſetzen können. Sodann, wenn er einmal ſein Mandat niederlegen wollte, bedurfte es dazu nicht der Zuſammenberufung einer neuen Nationalrepräſentation, das konnte er billiger haben bei der vorhandenen. Endlich und hauptſächlich beweiſt ſein Aufruf an die Armee, der dem an die Nation zur Seite geſtellt wurde, daß er ſelbſt ſeine Wiedererwählung auf vortheilhafterer Grundlage als eine conditio sine qua non ſeiner Exiſtenz anſah. Während er nämlich mit der Nation noch unterhandelt wie mit einer Macht, mit der man Frieden ſchließen, oder wenigſtens es nicht zum Kriege kommen laſſen will, beſpricht er ſich in ſeiner Proclamation an die Armee mit dieſer wie mit einer verbündeten Macht, die mit ihm daſſelbe Intereſſe, dieſelben Feinde habe; denn in dieſem Appell an die bewaffnete Macht kommt die gegen das von ihm ſelbſt ſo oft angerufene Princip der Volksſouveränetät hochverätheriſche Stelle vor: „In den Jahren 1830 und

1848 hat man euch wie Besiegte behandelt. Nachdem man eure heldenmüthige Selbstvergessenheit entwürdigt hatte, hat man es nicht der Ehre werth gehalten, eure Sympathien und eure Wünsche mit zu Rath zu ziehen, und doch seid ihr die Blüthe der Nation. Heute, in diesem feierlichen Moment, will ich, daß die Armee ihre Stimme vernehmen lasse.". Und um sie nicht lange im Ungewissen zu lassen, was eigentlich mit dem Staatsstreich beabsichtigt und gemeint sei, schließt er mit Erinnerungen an das erste Kaiserreich, welche ihnen ein zweites in sichere Aussicht stellten. „Soldaten, ich sage euch nichts von den Erinnerungen, die mein Name zurückruft. Sie sind in eure Herzen eingegraben. Wir sind durch unauflösliche Bande vereinigt. Eure Geschichte ist die meinige. Wir haben eine gemeinsame Vergangenheit des Ruhms und des Unglücks."

Es hätte eigentlich dieser Bearbeitung des Militairs für Paris gar nicht mehr bedurft. Persigny's Ueberredungsgabe mit klingender Münze hatte schon das Möglichste geleistet. Auf Befehl des Kriegsministers (St. Arnaud) waren die Truppen schon um 5 Uhr Morgens ausgerückt, um für den Fall eines Straßenkampfes die wichtigsten Punkte zu besetzen. Der Major, der die National-Versammlung aufzulösen hatte, erhielt 10,000 Frs., die übrigen Commandanten und Offiziere nach Verhältniß. Die Sergeant-Majors zahlten jedem Unteroffizier 20 Frs,

jedem Soldaten 10 Frs.*) Der Brigade-General de Cotte, unter dessen Schutz die Verhaftung von Changarnier und Charras vor sich ging, bekam 100,000 Frs., wie Espinasse. Dafür war er aber auch entschlossen, nöthigenfalls seinen Freund und ehemaligen Parteigenossen, den Legitimisten Larochejaquelin, erschießen zu lassen. Die Goldrollen wurden wie Chocoladentafeln zerbrochen und das Geld an Unteroffiziere und Gemeine vertheilt. Die Soldaten betranken sich, schossen nach Herzenslust und feierten in den Zwischenpausen wahre Orgien; das war die Art und Weise, wie bei dem Staatsstreiche die Ordnung hergestellt wurde, um darauf die Freiheit zu gründen.

Zu einem offenen Aufstande von Seiten der Bevölkerung kam es indessen im Lauf dieses Tages noch nicht, und die Thätigkeit des Militairs war am 2. Dezember zumeist nur eine polizeiliche: Verhaftungen, Absperrungen, Ueberwachung der Gefangenen. Die Aufhebung der Volksrepräsentanten, die, trotz der decretirten Auflösung der Nationalversammlung, dennoch theilweise an einem oder dem anderen

*) In Griscelli's „Cäsarenwirthschaft" findet sich der ganze Tarif mitgetheilt, wie folgt: Divisionsgeneral 20,000 Frcs., Brigadegeneral 10,000, Oberst 6000, Generalstabs-Oberst 4000, Bataillonscommandeur 2000, Capitain 1000, Lieutenant 400, Adjutant 150, Sergeant 50, Korporal 10, Soldat 5 Frcs.

Ort in Berathung traten und Beſchlüſſe faßten, nahm einen großen Theil der Zeit in Anſpruch. Eine Anzahl Abgeordneter hatte durch eine unbewachte Hinterthür Eingang in das Palais Bourbon gefunden, wurde aber alsbald durch die Soldaten vertrieben. Der Präſident Dupin erhob formeller Weiſe Widerſpruch, empfahl ſich aber dann mit den Worten: „Wir haben das Recht für uns, aber die Gewalt gegen uns.“ Eine andere Abtheilung tagte im Hauſe des Vicepräſidenten Daru, hatte aber hier dasſelbe Schickſal, und der Vorſitzende wie mehrere ſeiner kühnſten Collegen wurden gefangen genommen. Auch bei Odilon Barrot hatte ſich ein Theil der Deputirten zuſammengefunden, die, nachdem ſie die Abſetzung Napoleons als eines Hochverräthers an Volk und Verfaſſung ausgeſprochen, ſich freiwillig nach der Mairie des 10. Arrondiſſements in der Faubourg St. Germain begaben, wo ſich nach und nach gegen drittehalbhundert Mitglieder verſammelten, unter ihnen Männer, wie der Herzog von Broglie, Berryer, Falloux, Lanjuniais u. a. m. Hier wurde der bei Odilon Barrot gefaßte Beſchluß bekräftigt und noch hinzugefügt, der hohe Gerichtshof ſolle ſofort zuſammentreten, um gegen Napoleon und deſſen Mitſchuldige einzuſchreiten; die vollziehende Gewalt gehe einſtweilen an die Nationalverſammlung über; die 10. Legion der Nationalgarde, als die der Sache des Volks am ſicherſten ergebene, ſolle

zum Schutz der Versammlung aufgeboten, Oudinot zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt und Magnan gezwungen werden, die gesammte Besatzung von Paris der neuen Executiv-Macht, also der Nationalversammlung, zur Verfügung zu stellen.

Nun machte auch hier das Militair Anstalt, die Mairie zu räumen. Da die Versammelten darauf beharrten, nur der Uebermacht weichen zu wollen, verstärkte man die Truppen bis zu einem Grade, der jeden Widerstand unmöglich machte, und jetzt wurden der Vorsitzende und die Schriftführer im eigentlichsten Sinne des Wortes gepackt und mit den übrigen Deputirten in den Hof hinab getrieben. Von hier jagte man dann nicht weniger als 230 National-Repräsentanten, fast alle der Majorität angehörig, durch ein Spalier von Bajonetten nach der Cavallerie-Caserne auf dem Quai von Orsey, wo General Forey sie auf dem Casernenhofe den zu Pferde sitzenden Soldaten vom 2. Lanciers-Regiment zur Obhut überwies. Da blieben sie, hungernd und dürstend, lediglich auf die Soldaten-Schenke angewiesen und vielfach von den Reitermännern verhöhnt und ernstlich beleidigt, bis zum Abend, wo sie endlich in den für Züchtlinge und Galeerensträflinge bestimmten Zellenwagen nach verschiedenen Gefängnissen und Forts bei und vor Paris abgeführt wurden.

Der hohe Gerichtshof, der nach dem Beschluß

der Nationalverſammlung Sitzung hielt und Recht ſprach, und der Staatsrath, welcher auch der über ihn verhängten Auflöſung getrotzt und ſich in gewohnter Weiſe in ſeinem Seſſionsſaal eingefunden hatte, wurden ebenfalls durch die Prätorianer des neuen Cäſarenthums vertrieben, was ſie indeß nicht abhielt, an einem dritten Ort einen kräftigen, wiewohl nutzloſen Proteſt zu Papier zu bringen.

Erſt in der Nacht zum 3. December kam es auf Seiten des Volks zu Rüſtungen gegen die bewaffnete Macht. Abgeordnete der Bergpartei, welche der Verhaftung entgangen waren, forderten in der Faubourg St. Antoine und den benachbarten Vierteln zum Widerſtande auf, wobei ihnen die Häupter geheimer Geſellſchaften Hülfe leiſteten. Am Morgen ſah man in den Straßen „Cotte“ und „St. Marguerite“ Barrikaden errichtet. General Marulaz rückte zum Angriff gegen ſie vor. Von den Volksmännern, welche die Vertheidigung leiteten, ward Baudin getödtet, Madier und Esquiros wurden verwundet und feſt genommen; Schölcher, der Verfaſſer der „Histoire des crimes du 2. Décembre“, entkam. Inzwiſchen hatten ſich im Quartier du Temple neue Barrikaden erhoben, welche ſich länger behaupteten, aber ſich zuletzt doch auch ergeben mußten. Da St. Arnaud befohlen hatte, jeden Revolutionär, der bewaffnet vorgefunden würde, zu

erschießen, so verfielen viele von den Gefangenen dieser Strenge des Kriegsrechts.

Im Ganzen blieb indeß die Stimmung der Bevölkerung lau. Die Arbeiter, auf welche die Republikaner besonders gerechnet hatten, zeigten keine Sympathie für die Nationalversammlung, hofften dagegen viel von dem angekündigten allgemeinen Stimmrecht. Dennoch zweifelte der Polizei-Präfekt Maupas an dem Erfolg. „Ich glaube nicht," telegraphirte er an Morny, „daß die Gefühle der Menge für uns sind. Nirgends zeigt sich Begeisterung. Die, welche unser Einschreiten billigen, sind lau, während die, welche uns bekämpfen, eine unglaubliche Erbitterung beseelt." Morny sah jedoch die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte an, und nach erfochtenem Siege kam unter seinen Gesinnungsgenossen ein Spottname für diesen Barrikadenkampf auf, der die dabei ihrerseits mit untergelaufenen Gräuel vergessen machen sollte. Wie Manteuffel in Berlin von einer „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" sprach, so nannte die französische Aristokratie den Volksaufstand vom 2. Dezember die „Revolution der Lackstiefeln" (Revolution des bottes vernies).

Allein am 4. Dezember gab es doch noch einen entsetzlichen Kampf, welcher das von St. Arnaud zuerst gebrauchte Bonmot Lügen strafen konnte. Magnan mußte in den Quartieren St. Denis,

St. Martin, St. Antoine die Barrikaden absperren und regelrecht sprengen lassen. Die Boulevards, auf welchen keine Barrikaden aufgeworfen waren, die aber von Neugierigen wimmelten, säuberte Canrobert mit Kartätschen und Flintenkugeln, welche auf die unschuldigen Zuschauer abgefeuert wurden, ohne daß diese vorher aufgefordert waren, aus einander zu gehen. Bereitwillige Unterstützung leistete ihm General Reybell mit seiner Cavallerie-Brigade, der, selbst schwer betrunken, beinahe lauter Trunkene anführte. Greise, Frauen und Kinder wurden nicht geschont. Zuletzt wandte sich die Mord- und Brandwuth der Berauschten gegen die Häuser auf den Boulevards: so ward z. B. das Haus des Bonapartisten Dusantoy fast ganz zerstört, ebenso das Magazin von Sallandrouze, wo gegen 30 Leichen ausgestellt waren. Ueberall gab es hier Todte, Sterbende und Verwundete. In anderen Stadttheilen wurden die Barrikaden erst spät am Abend vom Oberst Lourmel mit dem 51. Regiment erstürmt, wobei 60 Barrikadenkämpfer gefangen gemacht und sofort erschossen wurden.

Nach später angestellten Berechnungen ist die Zahl der vom 2. bis zum 4. Dezember in Paris gefallenen Opfer auf 2652 ermittelt Die Regierung wollte nur von 191 umgekommenen Bürgern wissen und gab auf Seiten der Truppen 25 Todte und 181 Verwundete zu. Die Mehrzahl der ver-

hafteten Abgeordneten ließ man in den nächsten Tagen wieder frei. Indeß fand man doch noch über 80 Schwer-Compromittirte heraus, welche aus dem Lande verwiesen und über die Grenze gebracht wurden; darunter Thiers, Baze, Emil Girardin. Auch die aus ihren Wohnungen abgeholten fünf Generale traf, nachdem sie eine Zeit lang in Mazas und Ham eingekerkert gewesen, das Loos der Verbannung. Der große Haufen der übrigen Gefangenen ward am 9. Dezember summarisch zur Deportation nach Algerien und Cayenne verurtheilt. Als Jemand dem Prinzen bemerklich machte, Cayenne sei der Tod, soll er nichts weiter gesagt haben, als: „Ich weiß es!“ —

Die Geschichte dieser Tage ist reich an Scenen, welche jedes unverdorbene Gemüth erschüttern und empören. Neuerlich hat Gustav Rasch im ersten Theil seiner Schrift „Aus dem Schuldbuche Louis Napoleons“ eine Zusammenstellung des Denkwürdigsten nach französischen Quellen — meist nach Berichten von Augenzeugen und Mitkämpfern — geliefert, welche Beachtung verdient.

14.

Das Kaiſerreich iſt der Friede.

Ja wohl der Friede! Wenn nicht für Frankreich, wenn nicht für Europa und die übrige Welt, ſo doch für Ludwig Napoleon, der in ſich nicht eher Ruhe und Frieden finden konnte, als bis er wenigſtens dem Titel und den Machtbefugniſſen nach das geworden war, was ſein Oheim geweſen, — Kaiſer der Franzoſen.

In Frankreich ſelbſt wie im Auslande ſahen Alle, denen die napoleoniſchen Ideen nicht ganz unbekannt waren, in dem Staatsſtreich ſchon thatſächlich das Kaiſerthum ſelbſt gegeben. Auch der Urheber faßte die Sache nicht anders. Aber er hielt mit ſeinen Anſprüchen auf den Titel und den dazu gehörigen Glanz abſichtlich noch an ſich. Damit hervorzutreten, bedurfte der Vorbereitung, und es ſchien ihm zweckmäßiger und anſtändiger, wenn dazu die Aufforderung zuerſt von außen an ihn käme, gerade wie ein Theater-Director, der ein altes Stück neu

aufwärmen will, ſich erſt „von mehreren Theaterfreunden“ in den Zeitungen darum bitten läßt. Was geſchehen, wurde von den Organen des Bonapartismus zunächſt als rettende That gerechtfertigt und der neue Dictator als Erretter der Geſellſchaft und des Staats aus Revolution und Anarchie geprieſen. Das Rettungswerk nahm aber noch Wochen und Monden in Anſpruch; denn nachdem der Widerſtand der Republikaner in Paris glücklich bewältigt war, hatte man mit denſelben in den Provinzen abzurechnen. Da es jedoch hier an einer einheitlichen Organiſation der Aufſtändiſchen fehlte, ward man der Empörung raſcher Herr, und es folgten nun Proſcriptionen, Einkerkerungen und Verbannungen maſſenhafter noch als in der Hauptſtadt. Für dieſen Zweck wurden ſogenannte „Gemiſchte Commiſſionen“ eingeſetzt, zu deren Reviſoren Männer wie Canrobert, Espinaſſe und Quentin Bauchard ernannt wurden, die binnen 14 Tagen 50- bis 60,000 Urtheile revidirten und unter Hundert Abgeurtheilten immer kaum Einen für Begnadigung oder Strafmilderung qualificirt fanden. Die bei Weitem größere Mehrzahl der Proſcribirten ward aus dem Schooß ihrer Familien geriſſen und nach den überſeeiſchen lebensgefährlichen Straf-Colonieen abgeführt. Man ſchien wahr machen zu wollen, was der herzloſe Jeſuit de Fallouz als Radikalmittel empfohlen hatte, — 100,000

Störenfriede gewaltsam aus dem Lande zu entfernen, um dasselbe in Ruhe und Friede regieren zu können.

Da augenblicklich alle Volksvertretung beseitigt war, umgab sich der Dictator unmittelbar nach seiner Großthat vom 2. Dezember mit einer sogenannten berathenden Commission, die etwa 80 Mitglieder zählte, und deren erstes und Hauptgeschäft darin bestand, das Erforderliche zu den Urwahlen für Bestätigung des Staatsstreiches zu veranlassen. Die Formel des Plebiscits lautete: „Das französische Volk will die Erhaltung der Autorität Louis Napoleon Bonaparte's und übergiebt ihm die nöthige Vollmacht, um eine Verfassung nach den in seiner Proklamation ausgesprochenenen Grundsätzen herzustellen." Zur Abgabe der Stimmen, woran jeder Franzose Theil nehmen sollte, der 21 Jahre alt und unbescholten war, hatte man den 20. und 21. Dezember anberaumt. Am 31. Dezember Abends überreichte die vorbenannte Commission dem Präsidenten das Ergebniß. Eingeschüchtert durch die vorangegangenen Schreckensscenen, auf der andern Seite geködert durch Versprechungen und Bestechungen, hatte die Mehrzahl sich für Napoleon erklärt. Es hatten nahe an 8 Millionen mit „Ja" und nicht ganz 600,000 mit „Nein" gestimmt. Bei Empfangnahme dieses über Erwarten für ihn günstigen Resultats hielt der Präsident eine zuckersüße Rede, durch welche gleichwohl der Kaiser schon

hindurchblinzelte. „Wenn ich mir", hieß es unter anderem darin, „zu dieſer ungeheueren Zuſtimmung Glück wünſche, ſo geſchieht es nicht aus Stolz, ſondern weil ſie mir die Kraft giebt, ſo zu reden und zu handeln, wie es dem Oberhaupte einer großen Nation geziemt. Ich hoffe, die Geſchicke Frankreichs durch Einrichtungen zu ſichern, welche zugleich dem demokratiſchen Inſtincte der Nation und dem allgemein ausgedrückten Wunſche entſprechen, hinfort eine ſtarke und geachtete Regierung zu haben."

Der Neujahrstag 1852 war zur kirchlichen Weihe des erkiesten Staatsoberhauptes beſtimmt, nachdem ſchon Abends zuvor die Geiſtlichkeit, Erzbiſchof Sibour an der Spitze, und das diplomatiſche Corps ihre Glückwünſche dargebracht hatten. Am 1. Januar ſang man in Notre-Dame ein feierliches Tedeum und richtete das Gebet zum Himmel: „Domine, salvum fac Ludovicum Napoleonem", dem indeß Anſtands halber doch noch ein „Salvam fac Rempublicam" vorangeſtellt wurde. Zu derſelben Stunde ſprach der Papſt in einem Schreiben an den kommandirenden franzöſiſchen General in Rom ſeine Freude und ſeinen Dank aus und flehte auf den Sieger vom 2. Dezember Heil und Segen vom Himmel herab. Nun bekam auch Haus- und Hofhalt des Präſidenten, wie ſeine Repräſentation des Staatsweſens, einen großartigeren Zuſchnitt. Er

ſiedelte vom Palais Elyſée nach den Tuilerien über, ließ ſich Prinz-Präſident und Monſeigneur offiziell tituliren, Münzen mit ſeinem Bilde prägen und ſeine Civil-Liſte erhöhen.

Seine Regierungsacte hatten ſämmtlich allmälige Herſtellung und Befeſtigung einer abſolut monarchiſchen Gewalt zum Zweck. Die nächſten Stützen ſuchte und fand er bei der Geiſtlichkeit und der bewaffneten Macht. Die Garniſon von Paris wurde wegen ihrer Heldenthaten bei Verfechtung des Staatsſtreiches mit Lob und Lohn überhäuft. Der Dienſt im Bürgerkriege ſollte dem gegen den Feind im offenen Felde gleich geachtet und den Soldaten des alten Kaiſerreichs ein anſtändiger Jahresgehalt ausgezahlt werden. Unter den Offizieren gab es ein großes Avancement; General Vaillant in Rom ward zum Marſchall ernannt, zu derſelben Zeit, da ſein Oberbefehlshaber General Oudinot, dem dieſe Ehre viel eher gebührte, ins Gefängniß wandern mußte. Aber Vaillant, hieß es, habe dem Katholizismus in Rom bedeutende Dienſte geleiſtet. Dem heimiſchen Clerus erwies man noch eine andere auf Dank berechnete Aufmerkſamkeit. Das Pantheon, mit den Grabmälern Voltaire's, Rouſſeaus und ähnlicher ketzeriſcher Berühmtheiten, wurde wieder zu dem, was es vor der Juli-Revolution geweſen, zur Genofeva-Kirche umgewandelt.

Am 11. Januar erſchien ein Decret, durch

welches die Nationlgarde aufhörte, ein Stück Volkswehr zu sein. Wessen Servilität irgendwie in Verdacht war, sollte keine Aufnahme darin finden, und die Offiziere sollten nicht mehr von ihren Kameraden gewählt, sondern vom Staatsoberhaupt ernannt werden. In Folge dessen ward die Auflösung und Neubildung der National-Garde in ganz Frankreich für nothwendig befunden. Am 12. Januar wurden die Professoren und unter Umständen auch die Richter für absetzbar erklärt. Der 14. Januar brachte die neue Verfassung, die ganz auf den Grundlagen beruhte, welche Napoleon am 2. Dezember proklamirt hatte. Der darin aufgestellten Landes-Repräsentation, Senat und gesetzgebendem Körper, war nicht viel Spielraum gelassen. Der Präsident hatte in allen Stücken die Initiative und namentlich allein nur Gesetzesvorschläge zu machen; außerdem das Recht, für den Fall seines Abganges einen Nachfolger zu empfehlen. Ueber Gesetze konnten die Deputirten nur berathen und und beschließen, wenn dieselben zuvor vom Staatsrath geprüft waren.

Uebrigens blieb für die Kammersitzungen, auch für die des Senats, die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Nur, wenn es sich um Verfassungs-Veränderungen handelte, war nicht nur die Mitwirkung des Senats erforderlich, sondern in gewissen Fällen auch die Bestätigung durch die gesammte

Nation. Auch der hohe Gerichtshof empfing eine Umbildung, und für politiſche Verbrechen wurde ein eigener Staats-Gerichtshof eingeſetzt.

So ging unausgeſetzt in Folge der Contre-Revolution die politiſche Reaktion munter vorwärts. Am 22. Januar wurden die Privatgüter der Familie Orleans confiscirt und dieſe Maßregel von dem Ex-Miniſter Ludwig Philipps Teſte formell gerechtfertigt. Die Hauptſache war dabei, die verbannte Dynaſtie der Mittel zu berauben, durch die ſie etwa wieder einmal zur Geltung und oben auf kommen konnte. Sich nicht perſönlich mit der Beute zu bereichern, dachte Louis Napoleon politiſch genug. Der ganze Gewinn ſollte gemeinnützigen und Staats-Zwecken zu gut kommen, 10 Millionen den Vereinen zu gegenſeitiger Unterſtützung, 10 Millionen zur Verbeſſerung von Arbeiterwohnungen an Fabrikorten, 10 Millionen für den Bodenkredit in den Provinzen, 5 Millionen für emeritirte Geiſtliche; der Reſt ſollte der Ehrenlegion überwieſen werden. Sicher war es ebenfalls eine wohlberechnete Komödie daß Morny, deſſen Umſtände ſich ſchon wieder bedeutend verbeſſert hatten, ſich mit dieſer Maßregel nicht einverſtanden erklärte und das Miniſterium des Innern an Perſigny abtrat, der noch nicht ſo viel errungen hatte. Mit Morny traten Rouher-Fould und Magne zurück. Jetzt kamen die erprobteſten Napoleoniſten und Corſen an das Ruder,

und Perſigny war es, der am 3. Februar die vorerwähnten gemiſchten Unterſuchungs-Commiſſionen auf die Bahn brachte.

Unter dem 17ten Februar wurde ein neues Preßgeſetz veröffentlicht, wonach keine Zeitung mehr ohne ausdrückliche Erlaubniß der Regierung erſcheinen durfte und die ertheilte Conceſſion auch nach Umſtänden jederzeit wieder zurückgenommen werden konnte. Caution und Stempelabgabe wurden überdies bedeutend erhöht. Das Vereinsgeſetz ward verſchärft, und um auch der Börſe einen Staatsſtreich zu ſpielen, ward die Renten-Converſion von 5 pCt. auf 4½ pCt. beliebt, ein Manoeuvre, von dem die Regierung viel Arbeit und Opfer, aber wenig oder keinen Gewinn hatte.

Eine neu geſtiftete Militair-Medaille, mit der für den Inhaber 100 Frcs. Rente verbunden waren, kam am 21ſten März zur erſten Vertheilung. In der darüber erlaſſenen Verordnung betonte der Präſident, daß es für Patriotismus und Ergebenheit in der Armee „leider" ſo wenig entſprechende Belohnungen gebe.

Zum 29ſten März waren Senat und geſetzgebender Körper einberufen. Bei den 4 Wochen vorher ſtattgehabten Wahlen war von Seiten der Regierung das Möglichſte geſchehen, um ausſchließlich ihre Candidaten durchzubringen. Nur 6 Wahlen fielen auf Republikaner und Legitimiſten, von denen

aber Einige in der Verbannung lebten und nicht annahmen. Alle Uebrigen waren des Prinzen gehorsamste Diener. In seiner Eröffnungsrede proclamirte dieser die Inkrafttretung der von ihm geschaffenen Constitution, erklärte, daß damit seine Dictatur aufgehört habe, und daß von jetzt an Alles wieder seinen geregelten Gang gehe. Er verwahrte sich dagegen, daß, weil er die Staatseinrichtungen des Kaiserreiches wieder herstelle, er darum das Kaiserreich wieder herstellen wolle. Wäre dies seine Absicht, so hätte er sie längst verwirklichen können, an Gelegenheit und Miteln dazu hätte es ihm gewiß nicht gefehlt. Allein er sei entschlossen, Alles für Frankreich, nichts für sich (?!) zu thun. „Wenn die Parteien sich fügen," so schloß er, „wird nichts geändert; wenn sie aber meine Regierung zu untergraben suchen, wenn sie die Zukunft in Frage stellen, — dann, aber auch nur dann könnte es zweckmäßig sein, von Frankreich, im Namen seiner eigenen Ruhe, einen neuen Titel zu fordern, durch welchen die Macht, welche es mir übertragen hat, mir ein für allemal verliehen würde."

Der Senat verstand diesen Wink mit dem Leuchtepfahl und setzte die Civilliste des auf 10 Jahre gewählten Präsidenten auf 12 Millionen Frs. fest, also gegen die 600,000 Frs., die ihm 1848 bewilliget waren, auf das Zwanzigfache. Napoleon zeigte sich dafür erkenntlich, indem er auch für ge-

wisse Senatoren zum Lohn ihrer Mühen einen Ehrensold decretirte, von 15,000 Frs. aufsteigend bis zu 30,000 jährlich. Unter den Bewilligungen, welche der gesetzgebende Körper theils von selbst, theils nothgedrungen machte, war die bemerkenswertheste eine Summe von 80 Millionen für öffentliche Bauwerke, um die Arbeiterklasse in Paris und den Departements zu beschäftigen, nebenher auch um der Hauptstadt ein Ansehn zu verleihen, was sie zur ersten Stadt in Europa erheben sollte.

Von den Mitgliedern des Staatsrathes und des Cassationshofes nahm Napoleon den Eid persönlich entgegen unter Ansprachen, wie man sie von ihm schon gewohnt war. An beiden Orten wurde die Legitimität durch die Volkssouverainetät stark herausgehoben und dem „göttlichen Recht“ aus bloßer Erbfolge übergeordnet. Zu den im Ministerium beliebten Veränderungen gehörte die Bereicherung desselben um zwei neue Stellen. Es ward neben dem Minister des Inneren noch ein Polizeiminister zur besseren Handhabung der öffentlichen Sicherheit und ein Staatsminister ohne Portefeuille geschaffen. Letzterer hatte die Correspondenz zwischen dem Präsidenten und den Staatsbehörden zu vermitteln, und jeder Erlaß des Chefs bedurfte außer dessen Unterschrift auch der seinigen.

Am 10. Mai fand eine große Militairfeierlichkeit auf dem Marsfelde statt, eine Heerschau

mit Adler- und Fahnenvertheilung und öffentlichem Gottesdienst. In der bei dieser Gelegenheit von Louis Napoleon gehaltenen Rede wurde nicht mehr von der Volkssouverainetät gesprochen, im Gegentheil, er begann sogleich mit der Eröffnung: „Die Geschichte der Völker ist größtentheils die Geschichte der Heere!" Und bei Ueberreichung der Adler selbst sagte er: „Nehmet diese (vom Kaiser adoptirten altrömischen) Adler wieder, nicht als eine Drohung gegen das Ausland, sondern als Symbol unserer Unabhängigkeit, als Erinnerung an eine Heldenzeit, als Zeichen des Adels eines jeden Regiments." Das klang ja außerordentlich friedliebend und beschwichtigend für Frankreichs Nachbarn. Allein St. Arnaud hatte schon in einem Bericht vom ersten Weihnachtstage nach dem Staatsstreich von provisorischen Rheingrenzen gesprochen. Im Süden Belgiens agitirte man für eine Einverleibung des 1830 neu geschaffenen kleinen Königreichs, und auf Belgien und die Schweiz übte auch die neue Regierung Frankreichs den empfindlichsten Druck.

Eine zu plump die Absicht der Annexion verrathende Schrift von Le Masson, „Die Grenzen Frankreichs," ward jedoch von oben herab verleugnet, weil sie zu viel Anstoß erregte.

Ende Juni vertagten sich Senat und Abgeordnetenhaus auf drei Monate, und diese Pause benutzte Louis wiederum zu Reisen durch das Land.

Es war, so zu sagen, seine letzte Candidaten-Reise, die er unternahm, zur Bewerbung um das Kaiserreich und die Krone. Bei jeder Rede, womit er die Provinzialen begrüßte, rückte er mit diesem Endziel seines Strebens immer unumwundener heraus. In Lyon sagte er: „Wenn der bescheidene Titel „Präsident" die Mission erleichtern könnte, die mir anvertraut ward, so würde ich nicht aus persönlichem Interesse diesen Titel gegen den eines Kaisers zu vertauschen wünschen." An anderen Orten wurde die Sache etwas unverblümter gegeben. In Marseille kam ihm eine unter Rosen gebettete und gegen ihn gerichtete Höllenmaschine sehr gut zu statten. In Bordeaux endlich sprach er das große Wort gelassen aus: „Das Kaiserreich ist der Friede!" mit der hinzugefügten Erläuterung: „Wehe demjenigen, der zuerst in Europa die Loosung zu einem Zusammenstoß gäbe, dessen Folgen sich nicht ermessen ließen!"

Uebrigens war wirklich damals schon die Menge in schwärmerischer Aufregung für das Kaiserthum. Wohin der Erwählte von 8 Millionen kam, wurde er mit dem alten Kaiserruf empfangen, begleitet und entlassen. Man stellte seine Büsten auf öffentlichen Plätzen aus, bekränzte sie und ließ sie von Geistlichen einsegnen. Seit Juli liefen Hunderte von Petitionen um Wiederherstellung des Kaiserreiches beim Senate ein. Die Bezirks- und die

Generalräthe in den Provinzen machten laute Demonstrationen zum gleichen Zweck. Als der also schwer mit Lorbeer gekrönte Retter Frankreichs am 16ten October endlich in seine Residenz zurückkehrte, sagte ihm der Seine-Präfect bei dem pompösen Empfange, der ihm bereitet wurde, offen in's Gesicht: „Nur als Kaiser können Sie die Versprechungen des glänzenden Programms von Bordeaux erfüllen.“ Auf dieses Stichwort bekannte der Gefeierte dann in aller Demuth seine Bereitwilligkeit, der Stimme der Nation zu gehorchen. Am 19. October erschien das betreffende Decret. Der Senat sollte am 4ten November zur Berathung und Beschlußfassung über die Kaiserfrage zusammentreten, und wenn auch er sich für die Krönung des Gebäudes erkläre, sollte dieser Senatsbeschluß dem französischen Volke zur Genehmigung unterbreitet werden. Natürlich beschloß der Senat die Erhebung des Prinzen auf den Kaiserthron, und das am 21sten und 22sten November eingeforderte Plebiscit ergab mit den Nachträgen 8,157,752 Stimmen für das Empire und andrerseits nur 254,501 dagegen; 63,699 Zettel waren für ungültig erklärt.

Den nächsten Vortheil von dem großen Ereigniß hatte die Hauptstadt Paris. Es wurden da viel schöne Reden gehalten und kostbare, prachtvolle Feste gefeiert. Das Ergebniß der Abstimmung ward am 1sten December Abends dem Prinzen in St. Cloud

überreicht, wobei der gesammte Hofstaat und die höchsten Landesrepräsentanten in voller Gala zugegen waren und bereits das strengste Ceremoniell beobachtet wurde. Präsident Billault führte im Namen des gesetzgebenden Körpers zuerst das Wort. Majestät hört diese vom Conzept abgelesene Rede auf dem Throne stehend an. Der Redner legt das Hauptgewicht auf den Volkswillen, sagt dann dem Liebling der Nation einige starke Schmeicheleien und schließt mit Erinnerungen an die Grundsätze von 1789 und an das erste Kaiserreich. „Die Bevölkerungen — dies ist der Kern seiner Rede — „haben genugsam der Welt zu erkennen gegeben, daß Sie in Wahrheit jenen Nationalgeist besitzen, welcher in der von der Vorsehung*) bestimmten Stunde die neuen Dynastieen heiligt und sie an die Stelle derer setzt, die er nicht mehr belebt.“ Nach Billault ließ sich der Vice-Präsident des Senats vernehmen. An Louis Napoleons Ausspruch: „Das Kaiserreich ist der Friede“ anknüpfend, versicherte er, das Kaiserreich sei noch weit mehr, sei die Aufrechthaltung der Würde der Nation nach außen wie nach innen, die Achtung vor der Religion, die Fürsorge für die Armen, die Disciplin der Armee, das Ehrgefühl

*) Beim zweiten Kaiserreich spielte bekanntlich die Vorsehung immer die Hauptrolle, so lange Alles nach Wunsch ging.

der Soldaten, die Befruchtung des Gewerbfleißes, die Beruhigung der Parteien; es öffne allen Fähigkeiten freie Bahn, die man nicht mehr frage, woher sie stammen, sondern nur, wohin sie gehen.

Des Kaisers Antwort trug den Lobsprüchen, die er hatte anhören müssen, erkenntlicher Weise Rechnung mit Belobung der Nation und ihrer Vertreter. Des Breiteren ließ er sich darüber aus, warum er als Kaiser sich Napoleon III. nennen werde, ein Titel, der übrigens vom Senat zuerst in Vorschlag gebracht worden. Man zählte dabei den Herzog von Reichstadt mit, indem man annahm, daß es nicht der Franzosen Schuld gewesen, wenn der Sohn Napoleons nicht zur Regierung gekommen sei. Da aber Ludwig XVIII. es eben so gemacht und den schon im 9ten Lebensjahre umgekommenen Sohn seines Bruders und Vorgängers in der Regierung als Ludwig XVII. mitgezählt hatte, so verwahrte sich der 3te Napoleon in seiner Erwiderung gegen unliebsame Folgerungen. „Ich ergreife," sagte er, „mit der Krone den Namen Napoleon III., weil mir die Logik des Volks denselben schon ertheilt hat, weil der Senat ihn gesetzlich vorgeschlagen und die Nation ihn genehmigt hat. Soll damit indeß gesagt sein, daß ich in den Irrthum verfalle, den jener Fürst beging, der bei seiner Rückkehr aus dem Exil Alles, was in seiner Abwesenheit geschehen, für null und nichtig erklärte? Eine solche

Verirrung ſei fern von mir! Ich erkenne die mir vorangegangenen Regierungen nicht allein an, ſondern ich bin auch gewiſſer Maaßen der Erbe deſſen, was ſie — Gutes oder Schlechtes — gethan haben; denn die Regierungen ſtehen, trotz ihres verſchiedenen Urſprunges, mit ihren Vorgängern in einer ſolidariſchen Verbindung.“ — Das war offenbar ein ſehr glücklicher Gedanke, ſich die verſchiedenen politiſchen Parteien auf ſolche Weiſe möglichſt zu verbinden.

Es mußte wiederum der 2te December ſein, dieſer den Franzoſen durch ſo viele bedeutungsvolle Ereigniſſe geheiligte Tag, an welchem Napoleon III. als Kaiſer in Paris einzog. „Wie aus Stein gehauen,“ ſagt einer unſerer Landsleute, welcher dem Feſt als Augenzeuge beiwohnte, „ſo feſt und ruhig ſaß er in beſter Reiterhaltung auf einem goldbraunen engliſchen Pferde von vollendeter Schönheit und ließ ſicher und furchtlos ſeinen Blick über die zahlloſe Menſchenmaſſe ſchweifen, aus deren Mitte gar leicht der Schuß eines Meuchelmörders gegen ihn aufblitzen konnte. Die ganze Perſönlichkeit hatte etwas ungemein Imponirendes, und man ſah, daß jetzt ein Mann in Paris einritt, der nicht allein ſein Roß, ſondern auch die unruhigen Pariſer mit ſicherer Hand zu bändigen verſtehe.“

Des Kaiſers erſte Regierungsacte waren die Erhebung ſeiner militairiſchen Beiſtände, der Gene-

rale St. Arnaud, Magnan und Caſtellane zu Marſchällen, ferner die Einführung des Siegelwappens für das neue Kaiſerreich — ein gekrönter Adler, der auf Blitzen ruht — endlich Amneſtie-Bewilligungen, milde Spenden und Beſuche in den Kranken-Hospitalen. Beſondere Senatsbeſchlüſſe regelten die für die Verfaſſung nothwendig erſchienenen Aenderungen.

Die Civil-Liſte Ludwig Napoleons ward von 12 Millionen auf 25 Millionen Frcs. erhöht, gerade ſo viel, als Napoleon I. ſich bewilligen zu laſſen geruht hatte. Da konnte es ja wohl an baldiger Anerkennung des großen Monarchen in und außerhalb Frankreich nicht fehlen.

15.

Die Anerkennung. Kaiſer und Kaiſerin.

Bei den dem neuen Monarchen zur Verfügung geſtellten Repräſentationsmitteln und der Machtvollkommenheit, die ihm durch den Bonapartismus der Armee geſichert war, ſetzte die Diplomatie ſich über viele und ſchwere Bedenken, die ſeiner Anerkennung im Wege ſtanden, mit derſelben Leichtigkeit hinweg, mit welcher er ſelbſt ſich rückſichtlich ſeines der Republik geleiſteten Eides mit ſeinem Gewiſſen abfand.

Durch den Pariſer Frieden von 1814, wie ſchon durch die demſelben vorangegangenen Verträge der verbündeten Mächte (Oeſterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland), war die Familie Bonaparte für immer von der Thronfolge in Frankreich ausgeſchloſſen. Durch ſeine eigene Entſagungsurkunde, d. d. Fontainebleau den 11ten April, hatte Napoleon I. ſelbſt für ſich und alle Glieder ſeiner Familie auf derartige Anſprüche ein für

alle Mal verzichtet und einen daſſelbe beſagenden Tractat mit den vier Mächten von gleichem Datum am 12. April eigenhändig ratificirt. Als er dennoch das Jahr darauf durch ſeine Rückkehr von Elba nach Paris ſich wieder in Beſitz der höchſten Gewalt zu ſetzen unternommen, hatten die Verbündeten ihn als einen Menſchen, auf deſſen Wort und Unterſchrift nichts mehr zu geben ſei, gewiſſer Maaßen für vogelfrei, wenigſtens „für außer dem Geſetz“ erklärt und der öffentlichen Rache preisgegeben, eine Erklärung, die von den acht Mächten, welche den Pariſer Frieden unterzeichnet, feierlich ausgeſprochen ward, und der am 27ſten April ſämmtliche Fürſten und freien Städte Deutſchlands ausdrücklich beitraten. Endlich hatten die vier Großmächte in der Erneuerung ihres Allianzvertrages beſonders hervorgehoben, daß ſie auch an denjenigen Verbindlichkeiten unverbrüchlich feſthalten wollten, die ſie eingegangen wären, um Napoleon Bonaparte und ſeine Familie nie wieder zur Regierung kommen zu laſſen. Für dieſen Zweck gelobten ſie nöthigen Falls alle ihre Kräfte zu vereinen. Selbſtverſtändlich beſtätigte der zweite Pariſer Friede den erſten auch in dieſem Punct.

Es iſt keine Frage, daß, wenn die Großmächte Europa's von dieſen feierlich und freiwillig eingegangenen Verpflichtungen nicht abgegangen wären, Louis Napoleon auch niemals Kaiſer geworden,

jedenfalls es nicht lange geblieben, der Welt aber damit viel Blutvergießen, viel Unheil und Verderben erspart worden wäre. Was war es denn nun, was sie bewegen konnte, die noch nicht 40 Jahre alten Verträge zu ignoriren und einen Napoleoniden abenteuerlichster Vergangenheit dennoch wieder als Kaiser der Franzosen sich gefallen zu lassen?

Die Antwort auf diese Frage ist eine heikle; dennoch wollen wir sie versuchen. Die Monarchen, welche die Verträge von 1814 und 1815 geschlossen, waren meist nicht mehr am Leben oder in Geltung. Das oft bis zur Haarspaltung subtil unterscheidende Völkerrecht giebt den Unterschriften der Souveraine und ihrer Bevollmächtigten eine doppelte Deutung, eine als Verbindlichkeit, die sie dadurch für ihren Staat, eine andere, die sie damit nur für ihre Person sich verpflichten läßt. Mehrfach war man übrigens von jenen Verträgen bereits abgewichen, als man die Losreißung Griechenlands von der Türkei, Belgiens von den Niederlanden, die Vertreibung der älteren Bourbonen aus Frankreich, die Annectirung Krakau's von Seiten Oesterreich's hatte geschehen lassen. Nach und nach war es diplomatischer Grundsatz geworden, sich in die inneren Angelegenheiten eines Staates und Volkes nicht einzumischen, so lange dadurch die Sicherheit der übrigen nicht gefährdet erscheine.

Neben diesen völkerrechtlichen Motiven mögen

Zweckmäßigkeitsrückſichten verſchiedenſter Art mit beſtimmend geweſen ſein. Dem monarchiſchen Intereſſe war ein illegitimer Monarch am Ende immer noch weniger gefährlich, als eine allgemein anerkannte Republik unter den europäiſchen Großmächten. Behauptete die Republik ſich in Frankreich, ohne zu Bürgerkrieg und Anarchie zu führen, bewährte ſie ſich als Volksbeglückerin, ſo war zu fürchten, daß andere Nationen dem Beiſpiel der Franzoſen folgten, eine Revolution die andere ablöſen und zuletzt ganz Europa ein Complex von lauter Republiken werden würde. Was ſollte dann aus den Fürſten werden? In Frankreich trauten ja die umſichtigeren Republicaner ſelbſt der Republik keine lange Dauer zu. Ein alter ſächſiſcher Oberſt a. D., der ſich bald nach der Februar-Revolution einige Zeit in Paris aufhielt, ſagte mir in Dresden, in den gebildeteren Claſſen der Franzoſen habe er vielfach die Meinung äußern hören: „So wie ſie jetzt iſt, bleibt die Lage der Dinge bei uns ſicher nicht; was werden wird, kann man noch nicht ſagen; das aber iſt gewiß, daß, wenn jetzt irgend ein energiſcher Mann ſich hervorthut und die Zügel des Staates in die Hand nimmt, ſo iſt es mit der Republik vorbei.“ Viel Auswahl unter Prinzen, die für den Thron Frankreichs qualificirten, gab es übrigens nicht. Ein Legitimiſt ſollte es, ein Orleaniſt konnte es nicht ſein. Einen auswärtigen

Fürſten würde man ſich noch weniger haben aufzwingen laſſen. So paßte ein Napoleon am Ende noch am beſten zur Situation. War dieſer auch kein Prinz von Geblüt, ſo war er doch immer ein Prinz, hatte monarchiſche Schule und Studien gemacht, wußte ſich zu benehmen, verſtand mit Perſonen höchſten Ranges umzugehen, kannte den Comfort des Hoflebens, konnte, wenn Hoheiten und Majeſtäten einmal die Welthauptſtadt zu beſuchen beliebten, den Wirth und Führer ſpielen, die Honneurs machen und für die Unterhaltung ſorgen.

Zuletzt noch ein Geſichtspunct von ſchwerſtem Gewicht, den uns freilich die Betheiligten nicht werden eingeſtehn wollen! Wenn es wahr iſt, was Politiker wie Leo behaupten, daß jede Regierung von Zeit zu Zeit eines friſchen fröhlichen Krieges zum ſichern Beſtehen und zum bequemeren Gehandhabtwerden bedarf, wenn immer ein „Hecht im Karpfenteich“ da ſein muß, um die Fiſche mobil zu halten, ſo hatten ſie vom Erben der Traditionen eines Napoleon viel eher, als von irgend einem andern Regenten zu erwarten, daß er hinreichend für Kriege ſorgen werde. Ludwig Philipp war weſentlich Friedensfürſt geweſen und hatte das üppig gedeihende franzöſiſche Volk, was ſo ſchön für eine gründliche Löſung der ſchwebenden europäiſchen Fragen auf den Schlachtfeldern Europa's zu brauchen geweſen wäre, ganz übermäßig geſchont. Unter ſeiner Regierung würde

ſehr wahrſcheinlich England zu einem Kriege gegen Rußland Frankreich nicht zum Bundesgenoſſen bekommen haben und der ganze Krimkrieg unterblieben ſein. Noch wenige Monate vor der Februar-Revolution beglückwünſchte Friedrich Wilhelm IV. den König Ludwig Philipp mit den Worten: „Ew. Majeſtät ſind der Schild des Friedens von Europa.“ Erſt Napoleon III. konnte ſagen: „Frankreich iſt die einzige Macht, die noch für eine Idee Krieg führt.“ Nun für Krieg hat er ja reichlich geſorgt, aber auch die aufeinander eiferſüchtigen Mächte eine nach der andern und eine durch die andere geſchlagen, wie Napoleon I.

In ſeinem Circularſchreiben, wodurch er den Höfen und Cabinetten ſeine Thronbeſteigung anzeigte, führte Napoleon III. freilich eine ganz andere Sprache. Dieſe ſtrotzten von Verſicherungen ſeiner Friedfertigkeit und daß er alle beſtehenden Verträge aufrecht erhalten, keine Aenderungen des Beſitzſtandes vornehmen, noch bei Andern zugeben werde, und darauf hin erhielt er nach und nach die Anerkennung aller Mächte, mit einiger für ihn empfindlichen Geringſchätzung nur von Seiten Rußlands. Das Cabinet in St. Petersburg gab ihm zu verſtehen, man wiſſe, daß ſeine Friedensverſicherung Krieg bedeute, und Rußland bezeugte ihm damit zugleich ſeine Entſchloſſenheit, den Fehdehandſchuh aufzunehmen.

Aber wenn auch politiſch anerkannt, reſpectirten

doch ſocialer und conventioneller Weiſe die Souveraine Europa's den Eindringling in ihren Bund nicht ganz als einen der Ihrigen und ihnen Ebenbürtigen, was ſich bei ſeiner Freiwerberei um eine Prinzeſſin deutlich herausſtellte. Außerdem ließen ſie zu, daß er in den Witzblättern der Hauptſtädte fortwährend carrikirt, beſpottet, verhöhnt wurde. Sie bedachten nicht, daß ſein ganzes Auftreten eine Art von Parodie des monarchiſchen Cultus und zugleich eine gefährliche Illuſtration der Regierungskunſt war. Dieſer Mann der „Preſtige" machte nicht nur Kunſtſtücke trotz dem größeſten Preſtidigateur, ſondern er zeigte auch zugleich, „wie's gemacht wird" und ſchadete damit der Zunft. Mancher auf ihn gerichtete Angriff galt dem dermaligen monarchiſchen Syſtem überhaupt.

Nachdem einmal das neue Kaiſerreich die Anerkennung Europa's gefunden, trat an den Kaiſer ſelbſt die Frage heran, ob es nicht eine ſeiner erſten Pflichten ſei, den Fortbeſtand deſſelben durch eine Dynaſtie zu ſichern, mit andern Worten: ſich zu verehelichen und für einen Thronerben zu ſorgen. Napoleon ging darauf ein und bewarb ſich an verſchiedenen Höfen um die Hand einer Prinzeſſin, trug aber überall einen Korb davon. Selbſt Töchter nichtſouverainer Fürſten, wie die Prinzeſſin Waſa, wieſen ihn ab. Auch die kleine Prinzeß von Hohenzollern mochte nicht Kaiſerin von Frankreich werden. Endlich

entschloß er sich, weil einmal um jeden Preis geheirathet sein sollte und mußte, sich unter seinem Stand zu verheirathen. Da er eine Fürstin nicht bekommen konnte, begnügte er sich mit einer Gräfin.

Daß nun gerade die arme spanische Comtesse Eugenie von Montijo die Glückliche war, welche Diadem und Thron mit ihm theilen sollte, das fand nicht blos in Louis Napoleon's Verzweifelung, noch nur in ihrer Schönheit, sondern auch in seiner wirklichen Liebe zu ihr, wie in ihrem und ihrer Mutter klugem und standhaftem Benehmen seine Begründung. Als ihr der Kaiser einmal eine allzu vertrauliche Zumuthung machte, erklärte ihm Eugenie dreist: „Sire, der Weg zu meinem Schlafgemach führt nur durch die Kirche!“ Das war deutlich, und Louis leistete Folge.

Comtesse Montijo zählte damals trotz ihrer 26 Jahre noch immer zu den bewunderten Schönheiten von Paris und fehlte bei keinem großen Hoffest. Ihre erste Bekanntschaft soll Louis in London gemacht haben. Sie stammte väterlicherseits von hohen Ahnen, aber die Familie war im Lauf der Zeiten mit dem Vermögen herabgekommen. Ihre Mutter war zur Hälfte eine Schottin von Geblüt, aus der Familie der Kirkpatrik von Closburn, wovon Einige wegen ihrer Anhänglichkeit an die Stuarts aus dem Lande verbannt worden waren. Ihr Vater führte den Titel Herzog von Penaranda

und Herr von Montijo, hatte erſt in der ſpaniſchen Armee gedient und Sitz und Stimme im ſpaniſchen Senat gehabt. Während des franzöſiſchen Krieges auf der Halbinſel aber trat er als Artillerie-Oberſt in die Armee Soults und ging mit dieſem ſpäter nach Paris, wo er im Jahre 1839 ſtarb. Napier giebt im 5ten Bande ſeiner „Geſchichte des Krieges auf der Halbinſel“ eine kurze und keine ſehr ſchmeichelhafte Schilderung ſeiner politiſchen Wetterwendigkeit. Mit ſeinen Töchtern hatte er Glück. Die ältere ward die Gattin des Herzogs von Berwick und Alba und die jüngere nun gar die Gemalin eines Kaiſers.

Ein deutſcher Nicht-Diplomat, wie er ſich nennt, Verfaſſer der Schrift „Kaiſer Napoleon III. und ſeine Herrſchaft,“ ſah und hörte die Kaiſerin bald nach ihrer Vermälung. Er rühmt ihre claſſiſche Kopfbildung, die weiche, blonde Haarfülle, ihr großes, dunkles Auge und die Plaſtik ihrer ganzen Figur. Aber ſie iſt, fügt er hinzu, gänzlich ungebildet, ohne Sinn für höhere geiſtige Beſchäftigung, ohne Kenntniſſe. Mit leidenſchaftlicher Vergnügungsſucht, Putzliebe und Hang zur Verſchwendung verbindet ſie ein reiches Maaß von Aberglauben und finſterer Bigotterie. So erklärt ſich ihre tiefe Verehrung des Papſtes, zugleich aber auch ihre Unbeliebtheit bei dem franzöſiſchen Volk und namentlich bei der Armee. Dem Militair gegenüber zeigte ſie mehrere Male viel Stolz und Abgeſchloſſenheit.

Die höheren geſellſchaftlichen Cirkel dagegen fanden in ihr nicht „Dame vom Stande“ genug, um ſich von ihr angezogen und gefeſſelt zu fühlen. In der Unterhaltung war ſie übrigens nichts weniger als prüde; im Gegentheil, ſie vertrug ſelbſt manchen zweideutigen Scherz, der ſich bei uns in Gegenwart von Damen nicht leicht hervorwagt.

Dennoch war und blieb Napoleon von ihr entzückt. Mit Miß Howard brach er ihr zu Liebe vollſtändig. Dieſe ward mit einer hohen Summe, Erhebung zur Gräfin und einer Beſitzung in der Nähe von Paris abgefunden, ſpäter aber ganz exilirt. Nach den Enthüllungen, welche die neuſten in den Tuilerien aufgefundenen Papiere geliefert haben, hat die Howard ihrem Gönner im Ganzen die Kleinigkeit von 5½ Millionen Frcs. gekoſtet. Außerdem ſoll ſie zwei Kinder von ihm (in Pflege) bekommen haben.

Am 22ſten Januar 1853 machte der Kaiſer in einer eigens zu dieſem Zweck zuſammen berufenen Verſammlung der großen Staatskörper und des Hofes die Repräſentanten Frankreichs mit ſeinem Vorhaben bekannt. Dieſe Ehe konnte, das war voraus zu ſehen, als Mesalliance verſchrieen werden. Dem zu begegnen, ſagte Napoleon III.: „Wenn man im Angeſicht des alten Europa durch die Macht eines neuen Princips zur Höhe der alten Dynaſtieen erhoben iſt, ſo läßt ſich nicht annehmen, daß man

ſein Wappen alt macht, wenn man ſich um jeden Preis in die Familie der Könige einzuführen ſucht. Es geſchieht weit eher, wenn man ſich ſeines Urſprungs erinnert, ſeinen eigenen Charakter behauptet und Europa gegenüber offen die Stelle als Emporkömmling annimmt.“ Frankreich, äußerte er noch, ſei glücklicher geweſen, da Joſephine, als da Marie Louiſe Kaiſerin war. Der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp's Thronerbe, habe zwar eine vollendete Prinzeſſin zur Gattin bekommen, aber doch nur eine, die von geringerem Range und von anderer Religion geweſen ſei, als er. — Dieſer Hieb war nicht nur plump und unklug, ſondern auch nicht ſtichhaltig. Waren die Prinzeſſinnen von Waſa und von Hohenzollern etwa höheren Urſprungs als Helene von Mecklenburg? Und ward nicht der Proteſtantismus der Herzogin von Orleans in Frankreich beliebter und machte ſie populairer, als es Eugenie mit ihrem Ultramontanismus jemals hat werden können? — Zuletzt mußte wieder die Vorſehung aus der Verlegenheit helfen. Nachdem er der Verſammlung alle Vortrefflichkeiten ſeiner Herzgeliebten geſchildert, ſchloß der Kaiſer mit den Worten: „Sie, meine Herren, werden ſie kennen lernen und ſich überzeugen, daß ich auch dieſes Mal wieder nach den Eingebungen der Vorſehung gehandelt habe.“

Die Rede ward mit wiederholtem Lebehoch auf

Kaiſer und Kaiſerin beantwortet. Der Senat hatte ſchon vorher für Dotation und Wittthum der Zukünftigen ſtandesmäßig geſorgt. Der Municipalrath von Paris bewilligte 600,000 Frcs. zu einem Brillantſchmuck als Brautgeſchenk. Eugenie bedurfte deſſen jedoch nicht, da ſie die im Finanz-Miniſterium verwahrten Kron-Juwelen empfing. Sie ſchlug vor, das Geld zu einer milden Stiftung zu verwenden, die das Andenken an ihre Vermählung in Ehren erhielte, was auch geſchah.

Unter vielem Ceremoniell fand am 29ſten Januar Abends 8 Uhr in den Tuilerien die Aufnahme des Civilactes, mit ungeheurem Prunk Tag's darauf in Notre-Dame die kirchliche Trauung ſtatt. Dieſelben Wagen, die bei der Krönung und bei der Vermälung Napoleons I. ihre Weihe empfangen hatten, brachten das kaiſerliche Brautpaar und die Prinzen Jerome — Vater und Sohn — zur Kathedrale. Dieſelbe Krone, welche Marie Louiſe bei ihrer Trauung getragen, ſchmückte das Haupt Eugenie's. Um 1 Uhr vollzog der Erzbiſchof von Paris den Trauact nach vorgeſchriebenem Ritus. Der Biſchof von Nancy reichte, als erſter Almoſenier, dem Erzbiſchof auf einer ſilbernen Platte die Goldſtücke und den Ring, die dieſer ſegnete und nach den üblichen Fragen und Antworten dann dem Bräutigam übergab. Derſelbe überreichte der Braut zuerſt das Gold mit den Worten: „Empfangen Sie die Zeichen des zwiſchen

uns geſchloſſenen Ehevertrages.“ Hierauf ſteckte er ihr den Ring an den Finger und fügte hinzu: „Ich gebe Ihnen dieſen Ring als Zeichen des Ehebundes, den wir ſchließen.“ Nun knieete das Brautpaar nieder und empfing den Segen. Bei dem darauf folgenden Hochamte nahmen der Kaiſer und die Kaiſerin unter einem Thronhimmel Platz. Prinz Napoleon reichte ſeinem Vetter, Prinzeſſin Mathilde der neuen Couſine die Opferkerze; die Biſchöfe von Nancy und von Verſailles hielten die Räucherpfanne. Zum Beſchluß legte der Pfarrer von Germain-l'Auxerrois, zu deſſen Sprengel die Tuilerien gehören, das Kirchenbuch vor, in welches ſich das junge Ehepaar und die Trauzeugen eintrugen. Letztere waren für den Kaiſer Onkel Jerome und Prinz Napoleon, für die Kaiſerin drei ſpaniſche Granden und zwei andere Würdenträger gleicher Nationalität.

Nicht nur die Kirche, ſondern auch der Platz und die Straßen umher wimmelten von Hunderttauſenden von Menſchen, welche die Brautſchau herbeigelockt hatte. Der officielle Zug allein reichte ununterbrochen von Notre-Dame bis zu den Tuilerien. So viel Diamanten, auf einem einzigen menſchlichen Körper vereint, wie hier, hatte man noch nie geſehen. Das Kleid der Kaiſerin war damit wie beſäet; Hals, Arme, Kopf und Gürtel funkelten und blitzten von Brillanten, von ihrer Bruſt ſtralte der Haupt-Juwel, der berühmte „Regent“, ſein Licht und ſein

Feuer aus. Ein einziger Mann in Paris, bemerkt der Schriftsteller, dem wir dies nacherzählen, konnte es an Glanz und Diamantenpracht mit der Neuvermälten aufnehmen, und das war ein vertriebener Fürst, welcher der Ceremonie in der Kirche, an einen Pfeiler gelehnt, unbeachtet zusah, der Exherzog Karl von Braunschweig.

Die Feste aus Anlaß der kaiserlichen Vermälungsfeier folgten sich Wochen hindurch. Paris schwamm in Entzücken und trieb den Jubel bis zum Heiserwerden. La Gueronnière (Arthur de la, nicht Alfred Comte) machte den Historiographen der großen Begebenheit und lieferte eine Festschrift, die der Kaiserin grobe Schmeicheleien in's Gesicht warf und mit einer Albernheit schloß. „Der Kaiser," sagt er zuletzt, „hätte wohl eine Prinzessin aus einer der souverainen Familien bekommen können, aber nur um den Preis eines Krieges oder um den einer Demüthigung, zwei gleich beklagenswerthe und unmögliche Mittel."

Von andern Seiten her blieben Bekrittelungen, Spottgedichte und Spottbilder auf das unerwartete und Vielen unliebsame Ehebündniß nicht aus. Soll doch selbst die Fürstin Liewen, später eine der Ehrendamen der neuen Kaiserin, sich gegen den Kaiser, als er ihr seine Verlobung anzeigte, geäußert haben: „Wenn man die Mazurka nicht haben kann, muß man sich mit der Cachucha begnügen."

Mit dem polniſchen Tanz war die Prinzeſſin Czartoriska gemeint, auf deren Verbindung mit Napoleon es von gewiſſen Leuten abgeſehen war; mit dem ſpaniſchen die Gräfin von Montijo.

Hof- und Haushalt des Kaiſerpaares wurden in dem Stile fortgeführt, in welchem ihre Hochzeit gefeiert worden. Ein ungemeſſener Luxus mußte die angeſtammte Majeſtät und Hoheit erſetzen, der Aufwand den Adel, das Vergnügen die Bildung. Zu dem Emporkömmling des Scepter's geſellten ſich die Parvenüs der Börſe und des Degens, die hohe Finanzwelt und die Helden von Algerien. Die Kaiſerin, die ſich durch ſonſt nichts hervorthun konnte, erlangte es wenigſtens, Beherrſcherin der Mode zu werden. Ihre kleidſame Figur, die Eleganz ihrer ganzen Erſcheinung und die enormen Geldmittel, über die ſie mit Fug oder Unfug gebot, machten ſie geeignet, für jede koſtbare neue Erfindung im Gebiet der Toilette, Coeffüre und Garderobe als Tonangeberin und Modell aufzutreten. Die Crinoline und der Chignon allein würden hinreichen, die dankbare Nachwelt ihr eine Statue errichten zu laſſen.

Vom Hofe aus verbreitete ſich leider Putz- und Genuß- und Verſchwendungsſucht, Leichtſinn der Denkweiſe, Leichtfertigkeit der Sitten auch über mittlere und untere Schichten der Geſellſchaft der Hauptſtadt, ja des Landes und allmälig ſelbſt ſo

vieler Plätze außerhalb Frankreichs. Das iſt mit einer von den großen Schäden, welche der modernen Geſellſchaft das zweite Kaiſerthum angeſtiftet hat. Wir kommen in einem ſpäteren Abſchnitt ausführlicher auf dies Thema zurück.

16.

Aufwärts!

Louis Napoleon's bisheriges glückliches Auf- und Emporkommen beruhete, wie man ſich überzeugt haben wird, zumeiſt auf Humbug, Phraſe, Großſprecherei und Reclame, auf erkauftem Beiſtand, auf ſeinem Bündniß mit der bewaffneten Macht, der Schwäche der Landesvertretung, der Leichtgläubigkeit und Leidenſchaft des gedankenloſen großen Haufens. So etwas hält ſo lange Stich, als die dadurch Angelockten und Berückten des Blendwerks noch nicht inne geworden, geräth aber in's Wanken und kommt zum Fall, ſobald dieſen einmal die Schuppen von den Augen gefallen ſind. Das zweite Kaiſerreich des dritten Napoleon hat ungefähr ſo lange gedauert, als das Königthum L. Philipp's 18 Jahre weniger 3 Monate. Die erſten neun Jahre umfaſſen die Periode ſeines ſteigenden Glanzes. Das Jahr 1860 bis 1861 bildet den Wendepunct ſeines

Geschicks. Von da an beginnt es zu sinken, bis es 1870 plötzlich ein jähes Ende mit Schrecken nimmt.

Wie seine Regierung als Präsident der Republik, so und noch mehr baute unser Louis seine Kaiserherrschaft auf einen Untergrund aus den niederen Volksclassen und benutzte das Heer, die Geistlichkeit und die Finanzwelt nur als Stützen. Es ist schon früher seiner außerordentlichen Baulust Erwähnung geschehen. Ihr fröhnte er nach seiner Thronbesteigung in ausgedehntestem Maaße, indeß nicht ohne politische Berechnung und eigennütziges Interesse. Allerdings sollte Paris verschönert werden. Aber zugleich lag ihm daran, die Masse müßiger und Mangel leidender Arbeiter zu beschäftigen, die den für ihn gefährlichsten Theil der Pariser Bevölkerung ausmachten. Hatten diese vollauf zu thun und guten Verdienst, so dachten sie nicht mehr an Aufstand und Empörung, sondern wurden aus bitteren Gegnern dankbare Bundesgenossen. Ja, noch mehr, sie selbst sollten durch ihrer Hände Werk von jetzt ab jede Revolution, jeden Barricadenkampf von Erfolg in der Hauptstadt unmöglich machen. Was schon Ludwig Philipp auf Anrathen von Thiers begonnen, aber nicht genügend hatte durchführen können, Paris nach innen wie nach außen in festen Vertheidigungszustand zu setzen, das nahm Louis Napoleon mit verstärkten Kräften wieder auf und förderte es mit großer Energie. Er wollte

ſeiner Reſidenz- und Hauptſtadt eine Faſſung geben, die jeden Verſuch zu Auflehnung gegen die herrſchende Gewalt im Keime erdrückte. Strategiſche Geſichtspuncte ſpielten bei ſeinen Bauplänen für Paris eine Hauptrolle, und er genehmigte keinen neuen Entwurf, der nicht zuvor von Militair-Ingenieurs ſorgfältig geprüft und gebilligt worden, oder wohl gar von ihnen ſelbſt ausgegangen war. Marſchall Niel präſidirte dieſer Commiſſion.

Das Häuſergewirr der alten Stadttheile von Paris mit den vielen engen und winkeligen Gaſſen, Ecken, Erkern und Giebeln, Rinnſteinen und Pflaſterungen eignete ſich vorzüglich zum Barricadenkampf, war dagegen für Entwickelung von Militairmaſſen faſt ganz untauglich. Jetzt wurden lange und breite Straßen an deren Stelle geſetzt, die ſich von einem Ende bis zum andern von Kanonen beſtreichen ließen, wo ſich Infanterie und Cavallerie bequem aufſtellen und ausbreiten konnte und die zum größeſten Theile nicht gepflaſtert, ſondern macadamiſirt waren. Die Tuilerien, mit dem Louvre in Verbindung gebracht, wurden zu einer Art Feſtung, die neu angelegten Caſernen und die Eiſenbahnhallen gleichſam zu eben ſo vielen Bollwerken und Forts, die Märkte zu Bivouakplätzen.

Napoleons Bauten verſchlangen allein in den Jahren 1851 bis 1855 mehr wie anderthalb hundert Millionen Frcs. Was nachher geſchehen, wird noch

weit mehr gekoſtet haben. Ein kaiſerliches Decret vom 4ten November 1858 befahl ja, daß eine beſondere Caſſe für Stadtbauten (travaux de Paris) unter Bürgſchaft der geſammten Reſidenz errichtet werden ſollte. Man überwies derſelben aus Communal-Abgaben im Durchſchnitt jedes Jahr 80 Millionen Frcs. und 1859 und 1860 noch außerdem 120 Millionen Anleihe. Dadurch wurden nun freilich wahre Wunderwerke erzielt und auf Jahre hin 180,000 ſonſt müßige oder nur halb beſchäftigte Leute mit Arbeit verſorgt. Indeß was man ſo für den Häuſerbau gewonnen, ging dem Landbau und anderen Induſtrie- und Culturzweigen zum Schaden der Geſammtheit wieder verloren. Die Theuerung nahm in Paris von Jahr zu Jahr überhand, zumal Frankreich gerade in den erſten Zeiten des neuen Kaiſerthums von Mißärndten heimgeſucht wurde.

Woher aber nahm die Regierung, bevor die Commune ihre Säckel öffnete, das Geld zu all den rieſigen Unternehmungen, wie zu dem ſonſtigen Aufwande, den die großartige Hofhaltung nothwendig machte? Nach der Verſicherung, welche der Kaiſer bei Eröffnung der Kammern am 14ten Februar 1853 den Landes-Repräſentanten gab, hatte es um die Finanzlage Frankreichs ſeit 20 Jahren nie beſſer geſtanden. Die Staatseinkünfte, ſagte er, hätten ſich über alles Erwarten geſteigert; der Nationalreichthum habe ſich zu einem Grade erhoben, daß derjenige Theil des

beweglichen Vermögens, welcher sich jeden Tag abschätzen lasse, allein um 2 Millionen gewachsen sei. Leider widersprach dem der Bericht im „Moniteur,“ wonach sich noch nicht einmal das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme wieder hergestellt hatte.

Indeß wußten des Kaisers alte Freunde und Bundesgenossen Morny, Persigny, Fould u. A. auch in dieser Noth Rath. Achille Fould, wie die Rothschilde, einer Hessischen (Fuldaer) jüdischen Familie entstammend, der schon den Präsidenten so oft aus Verlegenheiten gerettet und, wie das Gerücht ging, auch der Gräfin Montijo und deren Tochter mehrere Male finanziellen Beistand geleistet hatte, war Finanzminister und zugleich einer von den intimsten Rathgebern des Kaiserpaares, ein in den Tuilerien oft gesehener Gast. Nach dem Staatsstreiche wurde er den Koryphäen der Haute-finance Frankreichs beigezählt. Vor dem Staatsstreiche fehlte überall das Vertrauen zu großen mercantilen und industriellen Unternehmungen, und nach dem reichlich an den europäischen Börsen aufgehäuften Golde aus Californien fehlte es an Begehr. Das änderte sich nach dem 2ten December wie mit einem Zauberschlage. Der Zinsfuß sank, die Course stiegen, die Speculation erwachte und gewann Muth, und die Ersten, die davon Gewinn zogen, waren der Kaiser und seine Geschäftsfreunde. Letztere gründeten und er priviligirte die so viel bejubelte und später

so oft verwünschte „Société générale du credit mobilier,“ eine anonyme Gesellschaft, welche den Actienschwindel systematisch betrieb und ausbeutete, so daß ihr endliches Fiasco für Weiterblickende schon damals für unbezweifelt galt. Persigny soll den Vorschlag dazu gemacht, Fould davon abgerathen haben.

Als Zweck der Gesellschaft wurde dem Publicum angegeben, daß sie die öffentlichen Arbeiten und größeren gemeinnützigen Unternehmungen beleben und fördern solle, indem sie ihnen laufende Rechnung eröffnete. Sie durfte Actien oder Obligationen von andern industriellen Gesellschaften annehmen und eigene auf ihr Capital in gleicher Höhe ausgeben, Anleihen übernehmen, Darlehne gewähren gegen Verpfändung von Actien oder Effecten, bei Ausschreibung von Submissionen zu öffentlichen Unternehmungen mit concurriren u. dgl. m. Ihr Fond wurde auf 600 Millionen Frcs. festgestellt, wovon 200 Millionen in Actien à 500 Frcs. sofort ausgegeben wurden. Sie nahm Capitalien zu 4 Procent auf und lieh solche zu 5 Procent aus. Als Zuhülfe wurden ihr nach dem organischen Decret für Creditgesellschaften 10 Millionen von Staatswegen zugewiesen.

Für das schon seiner Neuheit wegen Aufsehn erregende Institut ward so viel und so laut Reclame gemacht, daß alle Welt und namentlich auch der kleine Mann herbeieilte, sich mit Actien zu betheiligen. Die Bank hatte bald Ueberfluß an Geld.

Napoleon gewann dadurch Mittel, seine Arbeiter und Proletarier zu beschäftigen, und durch seine Theilhaberschaft an der Speculation verschaffte er sich eine Finanzquelle, diejenigen seiner Bedürfnisse zu decken, die von den 25 Millionen der Civil-Liste nicht bestritten werden konnten oder sollten. Tänzerinnen, Schriftsteller, Spieler von Fach und ähnliche in seinem Dienst stehende Personen wurden mit Credit-mobilier-Actien honorirt. Ein Artillerie-Capitain erhielt zur Tilgung einer Ehrensache, die St. Arnaud betraf, 100,000 Frcs.; der Herzog Karl von Braunschweig die Rückzahlung eines Darlehns, das er vorlängst dem Prinzen gemacht, mit einem noch größeren Quantum. Die nächste nachtheilige Folge des locker fundirten und schnell in die Höhe getriebenen Instituts war die, daß jetzt derartige Creditgesellschaften und Banken in und außerhalb Frankreich, wie Pilze aus der Erde, massenhaft aufschossen; daß die gewagtesten Speculationen und industriellen Projecte Theilnahme fanden; daß das Börsenspiel bei Alt und Jung, bei Arm und Reich an die Tagesordnung kam, daß Wenige noch arbeiten und sparen, die Meisten nur wagen und schnell reich werden wollten, was nach und nach die Gesellschaft eben so demoralisiren mußte, wie die Genußsucht, die Jagd nach Vergnügungen und das Wohlgefallen am Luxus, wozu der Ton nicht minder verführerisch von oben her angegeben war.

Während in allen ſolchen Dingen die kaiſerliche Regierung Jedermanns individuelle Freiheit nicht nur anerkannte, ſondern in Schutz nahm und von ihr Gebrauch zu machen aufmunterte, überwachte ſie dagegen die politiſche Freiheit in der peinlichſten Weiſe. Eben ſchon in ſeiner erſten Thronrede entblödete der neue Monarch ſich nicht, die Aeußerung fallen zu laſſen: „Die Freiheit hat noch nie dazu geholfen, ein dauerhaftes Gebäude zu begründen, ſie ſetzt ihm die Krone auf, wenn die Zeit es befeſtigt hat.“ Nun, Zeit genug nahm ſich der Kaiſer zur „Krönung des Gebäudes“, und als dieſe vorgeblich endlich erfolgte, wankte das Haus bereits wieder in allen Fugen, und die verheißene Krone erwies ſich als ein improviſirter Blätterkranz voll eitlem Flitter. Jetzt ſeufzte die Preſſe unter dem ſchweren Druck vorkehrender ſtrenger Verwahrungen und noch ſtrengerer nachwirkender Strafgerichte. Die rothe Republik wurde, ſo oft man irgend einer geheimen Geſellſchaft auf die Spur kam, immer wieder als Schreckgeſpenſt herauf beſchworen, um damit die empfindlichſte polizeiliche Controlle völlig unſchuldiger Perſonen und ganz harmloſer Verbindungen zu beſchönigen. Die geheime Polizei in Stadt und Land zählte ihre Mitglieder nach Tauſenden und rekrutirte ſich mit Leuten aus allen Lebensverhältniſſen, vom Prinzen und der Prinzeſſin an bis

zum Strolch und zur Straßendirne. Die neuerdings in den Tuilerien aufgefundenen Belege laſſen auch darüber keinen Zweifel mehr, daß das ſchwarze Cabinet wieder hergeſtellt worden, alſo — wie unter Napoleon I. — das Briefgeheimniß verletzt, das Poſt-Regal unverantwortlich mißbraucht wurde.

Was die Volks- und Landesvertretung in den Kammern betrifft, ſo war und blieb der Senat vom Staatsrath, d. h. von Sr. Majeſtät dem Kaiſer abhängig. Dem geſetzgebenden Körper war ohnehin durch die Verfaſſung ſchon ein Schloß vor den Mund gelegt. Die Deputirten durften keine Reformvorſchläge machen, niemals die hohe Politik in ihre Debatte ziehen. Aber auch die Prüfung des Budgets, der Handelsverträge, der Conceſſionen zu induſtriellen Unternehmungen wurde ihnen genommen, ſo daß ihnen kaum die Befugniſſe übrig blieben, deren ſich die alten Parlamente unter dem abſolutiſtiſchen Königthum Frankreichs von Gottes Gnaden zu erfreuen hatten.

Unter ſo obwaltenden Verhältniſſen konnte es unter den Franzoſen nicht an Unzufriedenen fehlen, und da Gährungsſtoff genug vorhanden war, auch nicht an Gährungen, die Louis jedoch nach dem Beiſpiele ſeines Ohms am ſicherſten durch Krieg zu entkräften und abzuleiten hoffte.

17.

Der Krimkrieg. Die Dynastie.

In der napoleon'schen Politik gehört von Zeit zu Zeit ein tüchtiger Krieg unter die unumgänglichen Regierungs-Maßregeln. Schon der alte Napoleon, der doch am Ende noch etwas mehr Regenten-Genie besaß, als sein Nachfolger, hatte die Erfahrung gemacht, daß, wenn er den Franzosen nur ein paar Jahre Ruhe und Frieden ließ, über ihn und ihr Geschick unter ihm nachzudenken, es um den gesicherten Bestand seiner Herrschaft geschehen wäre. Das verschuldet die queckſilberne Natur der Franzosen. Die erste Republik half sich mit der Guillotine und ließ die unruhigen und mißliebigen Köpfe zu Hunderten und Tausenden durch das Fallbeil unschädlich machen. So etwas schickt sich für keine Monarchie, die im Aeußeren den sittlichen Wohlanstand möglichst aufrecht zu erhalten strebt. Sie kann aber mit einem Gegenpart, der mit ihr in gleichem Falle ist, einen Krieg anfangen, und

Beide lassen sich dann gegenseitig so viel von ihren Leuten umbringen, als erforderlich ist, um auf Jahre hinaus Ruhe im Lande zu haben. Hinterher schließen sie Frieden und umarmen sich in aller Freundschaft und mit gutem Gewissen; Keiner von Beiden hat die Schuld am Tode oder an der Verstümmelung und Verkümmerung der ihm von Gott vertrauten Landeskinder, sondern die Umstände.

Louis Napoleon soll bereits vor dem Straßburger Putsch 1836 in Baden-Baden auf die Frage der Großherzogin Stephanie, wie er hoffen könne, mit dem so schwer regierbaren Volk der Franzosen fertig zu werden, erwidert haben: „Nichts einfacher als das! Die Franzosen müssen nur alle drei Jahr einen gehörigen Krieg haben, so sind sie leicht zu lenken und folgen willig.“

Vorwand zu einem Kriege, wenn man ihn gebraucht, findet sich immer. Diesmal mußten dazu die Mißhelligkeiten dienen zwischen Rußland, Frankreich und der Türkei in Bezug auf das Schutzrecht über die Christen zu Jerusalem, während es sich thatsächlich doch nur darum handelte, ob Rußland oder Frankreich im Orient und bei der Pforte prädominiren, vorherrschenden Einfluß üben solle. Eine Herausforderung zum Kampf konnte der Kaiser der Franzosen in der Geringschätzung erblicken, womit ihn der Czar in dem Schriftwechsel über seine Anerkennung behandelt hatte. Nikolaus

hatte ihn damals nicht, wie es die übrigen Potentaten gethan und wie es überhaupt Hofsitte ist, „Mein Herr Bruder“ genannt, sondern blos „Mein guter Freund“, womit bei uns zu Lande ein vornehmer Herr gelegentlich einmal selbst den Nachtwächter oder seinen Bedienten becomplementirt. Das wurmte begreiflich den stolzen Emporkömmling nicht wenig, aber er beobachtete Zurückhaltung genug, nicht sofort Rache zu nehmen, wissend, daß diese ein Gericht ist, welches am besten kalt genossen wird. Die Einleitung zum Krimkriege bleibt ein Meisterstück diplomatischer Sophistik auf beiden Seiten; die französische Verhandlungskunst trug jedoch über die russische den Sieg davon, wie das Kriegsgeschick und die Bravour der französischen Streitmacht die des Czaren übertraf.

Was Kaiser Nikolaus zunächst vom Sultan forderte, schien an sich nicht bedeutend. Der Schlüssel zur Heiligen-Grab-Kirche in Jerusalem sollte von dem römisch-katholischen Patriarchen wieder an den der griechischen Kirche zurückgeliefert, die Kuppel dieser Kirche von Seiten des Großherrn wiederhergestellt, oder denn für Rechnung der Pforte eine neue Kirche für die Christen griechischen Bekenntnisses erbaut werden. Weiterhin steigerte der Kaiser von Rußland seine Forderungen aber dahin, daß er für sich und seine Nachfolger das Protectorat über seine Gläubigen im türkischen Reich überhaupt be-

anſpruchte, und daß ihm dies durch einen beſondern Firman öffentlich zuerkannt werden ſollte. Hierauf konnte und mochte der Sultan nicht eingehen; das wußte man in Petersburg, man wollte alſo den Krieg und hatte es dabei zunächſt auf die Donaufürſtenthümer abgeſehen.

Den Cabinetten der europäiſchen Großmächte blieben dieſe Abſichten des Czaren kein Geheimniß, und die ſeit Jahren von der ruſſiſchen Politik offenkundig und nicht erfolglos betriebenen Vergrößerungspläne hatten ſie längſt mit Beſorgniß erfüllt. Jetzt machte Nikolaus ſogar die britiſche Regierung offen zum Mitwiſſer deſſen, was er mit der Türkei im Sinne habe, und gab dabei den Wunſch zu erkennen, die Weſtmächte England und Frankreich möchten ihn in ſeinem Vorhaben nicht ſtören. Darüber kam es zwiſchen London und Paris zum Meinungsaustauſch, und nun war es bewunderungswürdig, wie Louis Napoleon, dem gar nichts erwünſchter kam, als ein Krieg mit Rußland, die Dinge ſo zu drehen und zu wenden wußte, daß England, deſſen öffentliche Stimmen Anfangs ſich über alle Maßen ſcharf gegen ihn ausgeſprochen, ſich zu ihm bekehren, und die Regierung der Königin die Sache Napoleons zur ihrigen machen, dem Czaren Krieg ankündigen und die Bundesgenoſſenſchaft Frankreichs förmlich nachſuchen mußte. So betraten dann Franzoſen und Engländer, die ſo lange in Erbfeindſchaft ge-

lebt, numehr Rußland gegenüber kameradſchaftlich verbündet den Kampfplatz.

Es war ein furchtbar blutiger Streit, der zwei Jahre lang mit Hartnäckigkeit fortgeführt wurde. Am 25ſten Juni 1853 überſchritten die Ruſſen den Pruth und machten ſich damit zuerſt eines Bruchs allgemein anerkannter Verträge ſchuldig. Dagegen warfen die franzöſiſchen und engliſchen Schiffe vor den Dardanellen Anker, liefen aber erſt am 2ten November in den Bosporus ein, nachdem alle Verſuche, Rußland auf gütlichem Wege zu Eingeſtändniß und Wiedergutmachung ſeines Unrechts zu bewegen, erſchöpft waren. Die neue Gewaltthat des Ueberfalls und der Wegführung der türkiſchen Flotte aus dem Hafen von Sinope durch den Vice-Admiral Nachimow ließ endlich auch die Verbündeten ernſtlichſt zum Angriff ſchreiten. Ein Verſuch, ſich Odeſſa's durch Bombardement zu bemächtigen, ſchlug fehl und wurde nicht erneut. Ebenſo erlangte der britiſche Admiral Napier keine Erfolge in der Oſtſee. Die Engländer wußten hier wie im ſchwarzen Meere ſchlecht Beſcheid und ſtanden auch, was Organiſation, Verwaltung und Verpflegung des Landheers betraf, nicht nur hinter den Franzoſen, ſondern theilweis ſelbſt hinter den Ruſſen zurück. Gleichwohl bewies ihre Reiterei im Gefecht bei Balaklava im October 1854 bewunderungswürdigen Muth und Ausdauer, und zu dem glänzenden Siege über

Mentschikow an der Alma (20. September 1854), wie zu dem noch blutigeren bei Inkerman (5. November) trugen sie redlich und reichlich das Ihrige bei. Schließlich concentrirten sich die Anstrengungen der vereinigten westmächtlichen Truppen auf Belagerung und Erstürmung Sebastopols, des mächtigsten russischen Festungswerkes am schwarzen Meere. Damit ging es indeß nicht so rasch, als man gehofft hatte. Das Haupt-Bollwerk, der berühmte Malakow, kam erst am 8ten September 1855 in die Gewalt der Verbündeten. Inzwischen waren dem Unternehmen vor den Wällen über 20,000 Menschen zum Opfer gefallen und beinahe eben so viele siechten in Folge von Verwundungen, Verstümmelungen, ansteckenden Krankheiten, die während der schlimmen Jahreszeit mörderisch um sich griffen, in den Lazarethen dahin.

Man berechnet den Verlust, den allein Frankreich während dieses Krieges im Ganzen erlitten, auf 50,000 Mann; an Geld kostete er dem Lande mehr als 1200 Millionen Frcs. Es wurde wiederholt zu Staatsanleihen gegriffen im Wege von Nationalsubscriptionen, die, da sich auch der kleine Mann mit geringen Beiträgen daran betheiligen konnte, meist über Erwarten ergiebig ausfielen. Die Truppenaushebungen nahmen kein Ende. Zuletzt ward es nicht verschmäht, noch eine Mittelmacht wie Sardinien zur Bundesgenossenschaft heranzuziehen.

Victor Emanuel verstärkte zu Anfang des Jahres 1855 das englisch-französische Heer mit einem Truppen-Corps von 15,000 Mann, und damit bahnten sich zugleich die intimeren Beziehungen an, welche später, Oesterreich gegenüber, zwischen Sardinien und Frankreich festen Fuß faßten. Trotz allem dem wäre man vielleicht auch jetzt noch nicht mit dem Krimkriege zu Ende gekommen, wenn nicht der nach kurzem Krankenlager am 2ten März 1855 erfolgte Tod des Kaisers Nikolaus den Verhältnissen ganz entschieden eine Wendung zum Frieden gegeben hätte. Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. schwärmte weniger für das Primat in Europa, und Napolon III. hegte gegen diesen keine persönliche Antipathie.

Materielle Vortheile zog Frankreich vom Krimkriege keinen, aber das Kaiserreich gewann an Ansehn und ward auf Jahre hinaus die tonangebende Macht für die Geschicke Europa's. Der erst nur eben geduldete Emporkömmling wurde ein allgefürchteter Monarch, dem man freiwillig seine Huldigung darbrachte, um ihn zum Freunde zu behalten oder sich zum Freunde zu machen. Noch vor Beendigung des Krieges wurde in Paris die große internationale Industrie-Ausstellung eröffnet, welche eine Unzahl Fremder aus den verschiedensten Gegenden nach der Welthauptstadt zog. Der Kaiser selbst hatte im April mit der Kaiserin dem Londoner Hof einen Besuch abgestattet. Diesen erwiederte im Au-

guſt die Königin Victoria in Begleitung ihres Gemals. Napoleon erſchöpfte ſich in Aufmerkſamkeiten für ſie, die ihr aber gleichzeitig ſeine Ueberlegenheit an Macht fühlbar machen mußten. So ließ er ſie die neu geſchaffenen Bollwerke von Cherbourg bewundern, die doch im Grunde mit auf etwaige Angriffe von jenſeit des Canals berechnet waren. Im November machte König Victor Emanuel mit Cavour und Azeglio ſeine Aufwartung. Andere regierende Häupter und fürſtliche Perſonen waren jenen vorangegangen, andere folgten ihnen im nächſten Jahre. Im Februar 1856 traten Bevollmächtigte von Oeſterreich, Frankreich, England, Rußland, der Türkei und Sardinien, zu denen ſpäter für Preußen auch noch der damalige Miniſter-Präſident Freiherr von Manteuffel hinzugezogen wurde, zu Friedens-Conferenzen zuſammen. Der Kaiſer eröffnete die Sitzungen am 21. Februar in eigener Perſon. Man gab der Verſammlung das Anſehn eines Congreſſes und ſcheute dabei ſelbſt einen gewiſſen theatraliſchen Aufputz nicht. Nach fünfwöchentlicher Berathung, am 30ſten März 1856, ward endlich der Friedenstractat von den Vertretern der genannten Mächte unterzeichnet. Man ſchöpfte die Tinte dazu aus einem goldenen Schreibzeug (der goldene Friede!) und unterſchrieb mit einer Adlerfeder, die einem der gefangen gehaltenen Könige der Vögel im Jardin des plantes ausge-

rupft worden war und welcher die Kaiſerin nachher eine koſtbare Einfaſſung geben ließ. Die Kritiker ſahen darin eine triumphirende Erinnerung an den ſo viel verſpotteten Theaterſtreich von Boulogne. Für Herrn von Manteuffel, der ſchon in Berlin im Stillen viel zum Zuſtandebringen des Friedenswerkes beigetragen hatte, bedeutete ſie mehr. Er empfing nach ſeiner Heimkehr aus Paris von Friedrich Wilhelm IV. den ſchwarzen Adlerorden, bekanntlich die höchſte decorative Auszeichnung, welche die Krone Preußen verleiht.

Aber als ob es des Glückes und Glanzes für den ſo hoch zu Ehren gekommenen Abenteurer von Straßburg und Boulogne noch nicht genug wäre, mußte es ſich fügen, daß eben während der Friedens-Conferenzen die Kaiſerin Eugenie ihren Gemal und die Welt mit dem Kinde von Frankreich beſchenkte. Daſſelbe erblickte am 16ten März 1856 das Licht des Tages und verſetzte den Hof, die Reſidenz und das Land in einen neuen Freudenrauſch. Im Uebermaß ihres Entzückens erboten ſich der Kaiſer und die Kaiſerin, bei allen ehelichen Kindern Frankreichs, die an dieſem Tage geboren worden, Pathen zu ſein. Die Zahl derſelben belief ſich nach Delord auf circa 4000. Einige Hundert Gefangener, Verurtheilter, Verbannter wurden amneſtirt (der Nicht-Amneſtirten blieben doch noch Tauſende übrig) und feierliche Friedensverſicherungen wurden wiederholt

ertheilt. An Honoraren und Gratificationen für Männer und Frauen, die bei Eugenie's Entbindung Dienste oder Hülfe geleistet oder dieselbe künstlerisch verherrlicht hatten, wurden — den entdeckten geheimen Tuilerien-Papieren zufolge — 898,000 Frcs. gezahlt. Dem Senat sagte Napoleon III.: „Wenn ein Erbe geboren wird, der bestimmt ist, ein nationales System fortzusetzen, so ist dieses Kind nicht nur der Sprößling einer Familie, sondern noch weit mehr der Sohn des Landes, und dieser Name zeichnet ihm seine Pflichten vor.“ Der Papst, der dem Prinzen sofort nach der Geburt telegraphisch seinen Segen ertheilte, und die Königin Josephine von Schweden, welche als geborene Princeß von Leuchtenberg Louis Napoleons Cousine mütterlicherseits war, wurden zu Pathen des neuen Napoleoniden erkohren, der bei der Taufe die Namen Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph empfing. Persönlich erschienen übrigens weder Papst noch Königin. Pius IX. scheint eine nicht ganz unmotivirte Furcht vor Paris gehabt zu haben, im Rückblick auf die Schicksale seines von Napoleon I. so lange gefangen gehaltenen Vorgängers Pius VII. Wie viele öffentliche Beweise von herzlicher Theilnahme zwischen Kaiser und Papst ausgetauscht worden sind, war Pius IX. doch nie zu bewegen, den ältesten Sohn der Kirche (den Repräsentanten der alten Frankenkönige) in Person zu krönen, zu trauen,

noch auch nur das Kind von Frankreich eigenhändig aus der Taufe zu heben. Er ließ sich diesmal durch seinen Legaten, den Cardinal Patrizzi repräsentiren, und die Stellvertretung der Königin übernahm die Großherzogin von Baden. Die Taufe fand in Gegenwart des großen Hofstaates in der Tuilerien-Kapelle statt. Der Hof-Fastenprediger Abbé Desplaces hielt die Taufrede. Ein größeres Banquet vereinigte nach derselben im Stadthause viele Hunderte von Würdenträgern des Staates und der Kirche zu einer fröhlichen Feier. Mit einem Aufwande von 90,000 Frcs., zum größeren Theile durch Centimen-Beiträge zusammengebracht, ward zu Ehren des Täuflings eine Waisenanstalt für arme Kinder gegründet. Der Papst übersandte der hohen Wöchnerin die geweihte goldene Rose, den höchsten Preis und Schmuck für weibliche Tugend, den Se. Heiligkeit bekanntlich seiner Zeit auch der Königin Isabelle von Spanien verehrte.

Obgleich Augen- und Ohrenzeugen beglaubigten, daß die Entbindung der Kaiserin eine sehr schwere gewesen sei, die Geburtswehen lange angehalten haben und das Kind mit der Zange zur Welt befördert werden mußte, hat die Scandal-Chronik dennoch sich nicht gescheut, das Gerücht auszusprengen, das Kind von Frankreich sei gar nicht der Sohn der Kaiserin, sondern einer normännischen Bäuerin, die auch Ammenstelle bei ihm erhalten habe. So

viel ich mich erinnere, ist Mericourt es, der dies hat drucken lassen, wenn es auch nicht seine Erfindung sein mag.*) Was dem losen Geschwätz zum Anhaltpuncte dienen konnte, war die Thatsache, daß die Aerzte nach dieser Entbindung erklärten, die Kaiserin dürfe gewisser organischer Fehler wegen nicht hoffen, noch je einem zweiten Kinde das Leben zu geben, daß ferner Louis Napoleon sich ja hauptsächlich verheirathet hatte, um einen Thronerben zu erzielen und daß nun das einzige Kind Eugenie's auch gerade ein männliches sein mußte; endlich daß für eben diesen Prinzen der Name „Kind von Frankreich" beliebt wurde. Wir erwähnen des Gerüchtes nur als eines Beleges mehr, daß böse Zungen und böse Federn auf das Kaiser-Paar nicht Schlimmes genug bringen zu können glaubten.

Da nunmehr das Kaiserreich einen Erben hatte, ward ein Regentschaftsgesetz erlassen für den Fall, daß Napoleon III. mit Tode abgehen oder freiwillig von der Regierung zurücktreten sollte. Als Grundlage dienten die Senatsbeschlüsse vom 7ten November 1852 über die Thronfolge. In denselben heißt es: Die Kaiserwürde ist erblich in gerader und ehlicher Abstammung von Louis Napo-

*) Vgl. Eugen von Mericourt, Die galanten Frauen der Napoleoniden. Berlin, 1862. J. Abelsdorf's Verlag I., Seite 453—459.

leon Bonaparte in männlicher Linie nach dem Recht der Erstgeburt, mit Ausschluß der Frauen und ihrer Nachkommen. In Ermangelung eines Sohnes kann der Kaiser die erstgeborenen Söhne der Brüder Napoleons I. adoptiren, nicht aber haben seine Nachfolger ein solches Adoptionsrecht. Fehlt es an solchen Vettern, so ordnet Louis Napoleon durch ein organisches, an den Senat gerichtetes Decret die Thronfolge in der Familie Bonaparte. Geschieht dies nicht, so hat der Senat einen neuen Kaiser zu wählen. Nur die zur Thronfolge qualificirten Glieder der Familie Bonaparte und deren Nachkommen gehören zum Kaiserhause und führen den Titel „französische Prinzen."

Die letztere Bestimmung ließ damals nur Jerome und dessen Sohn qualificirt erscheinen. Die Söhne Lucian's zählten nicht mit, da ihr Vater bürgerlich verheirathet gewesen war. In Artikel IV. des Regentschaftsgesetzes behielt sich nun der Kaiser trotzdem noch vor, durch einen öffentlichen oder geheimen Act über die Thronfolge zu Gunsten eines andern französischen Prinzen zu verfügen. Das schien gegen den Prinzen Napoleon Jerome gerichtet, um ihn nicht vorzeitig auf sein Erbrecht pochen zu lassen. Noch war auch ausdrücklich gesagt, daß, wenn der Thronfolger minderjährig, die Kaiserin-Mutter bis zu seinem vollendeten 18ten Jahre Regentin sein solle. Als solche darf sie zu keiner

zweiten Ehe ſchreiten. In Ermangelung ihrer kann, wenn der Erblaſſer nichts Anderes öffentlich oder im Geheimen angeordnet hat, der nächſt zur Thronfolge berechtigte franzöſiſche Prinz die Regentſchaft führen. Iſt ein ſolcher nicht da, ſo beruft der Regentſchaftsrath den Senat zuſammen und ſchlägt dieſem einen Regenten zur Ernennung und Beſtätigung vor. Der Regentſchaftsrath, deſſen Rechte genau ſpecificirt ſind, ſoll beſtehen theils aus den franzöſiſchen Prinzen, theils aus Perſonen, die der Kaiſer im Voraus dazu beſtimmt hat. Iſt Letzteres unterlaſſen, ſo hat der Senat 5 Perſonen zu Mitgliedern des Regentſchaftsrathes zu wählen.

Gerade unter den gegenwärtigen kritiſchen Verhältniſſen rückſichtlich der Thronfolge in Frankreich — vorausgeſetzt, daß eine ſolche überhaupt ſtatt hat — ſchien es nicht überflüſſig, an dies Erbfolge- und Regentſchaftsgeſetz von 1852 und 1856 noch einmal zu erinnern.

18.

Die Kehrſeite. Attentate.

Ein Umſtand, der den Kaiſer mit zum Frieden gedrängt hatte, deſſen aber bei den diplomatiſchen Erwägungen natürlich nicht Erwähnung geſchehen konnte, war die Unzufriedenheit des Volks im Innern des Landes. Einen Ländererwerb oder beſondere Vergütung an Geld hatte Frankreich durch den Krieg weder gewonnen noch beim Friedensſchluß beanſprucht. Zufrieden mit dem Gewinn an Achtung und Einfluß, hatte Napoleon vielmehr erklärt, Frankreich habe nicht nöthig, Kriege zu führen, um ſich zu bereichern; es könne ſeinen Ruhm ſelbſt zahlen. Im ſchreienden Gegenſatz dazu ſtand die zu jener Zeit im Lande herrſchende Noth. Seit 1853 hatten noch jedes Jahr die Aerndten bedeutende Ausfälle erlitten, ſo daß die unentbehrlichſten Lebensmittel allmälig zu Preiſen ſtiegen, welche für den Arbeiter unerſchwinglich wurden. Die ſogleich Anfangs eingerichtete Bäckerei-Caſſe (caisse de la boulangerie),

wonach die Bäcker in den Stand gesetzt werden sollten, ihre Waare zu jeder, auch der schlimmsten Zeit — zu einem und demselben Durchschnittspreise zu liefern, griff theils nicht gehörig durch, theils reichte diese Maßregel allein nicht aus. Außerdem lockte der billigere Brodpreis immer mehr arme Arbeiter nach Paris. Was ferner den Krieg beim Volke zuletzt noch besonders unpopulair machte, war die allmälig erwachende Einsicht, daß derselbe zu andern Zwecken geführt wurde, als man sich eingebildet hatte. Die Demokraten hatten erwartet, er solle zu einer Befreiung und Verselbstständigung der unterdrückten Nationalitäten — Polens, Ungarns, Italiens — überleiten. Da sie sahen, wie diese Hoffnung mehr und mehr an Boden verlor, schlugen sie sich zu den Mißvergnügten und halfen eine Opposition verstärken, die um so bedrohlicher wurde, weil sie nicht öffentlich auftreten, sondern nur im Verborgenen ihre Waffen schmieden konnte.

Nächst der Theurung der Lebensmittel drückte der Mangel an Wohnungen auf den Arbeiterstand. Durch die großen Neubauten waren allerdings mehr Wohnungen entstanden, als man deren beseitigt hatte. Aber der Miethszins stieg immer höher. Tausende von Arbeiter mußten vor die Thore ziehen oder mit improvisirten Baracken fürlieb nehmen. Schließlich mußte die Regierung Zuschüsse denjenigen bewilligen, welche sich dazu be-

reit fanden, wohlfeile Arbeiterwohnungen herzustellen, und durch die Polizei diejenigen Zahlungsunfähigen in Schutz nehmen lassen, die etwa der schuldigen Miethe wegen ausgesetzt werden sollten.

Diese Umstände in Verbindung mit dem Kriege machen es erklärlich, daß, während die Einwohnerschaft in den beiden größesten Städten — Paris und Lyon — sich jährlich um etwas mehrte, sie im Lande überhaupt sich von Jahr zu Jahr minderte. Leonce de Lavergne in seiner Schrift „L'agriculture et la population en France“ und die politisch-ökonomischen Skizzen von Ph. Geyer „Frankreich unter Napoleon III.“ liefern die statistischen Belege. Je weniger Menschen, desto weniger Arbeitskraft, desto weniger Steuerkraft, desto mehr Ausfall in den Staatseinnahmen! Das Ausgabe-Budget wuchs von einem Jahr zum andern bis zu riesigen Summen. Die Einnahmen aber verringerten sich, trotz vielfältiger Erhöhung und Vermehrung der Steuern, in gleichem Verhältniß. Nach dem Bericht des Finanzministers vom 16. Januar 1856 war das Ausgabe-Budget für 1855 um 120 Millionen überschritten worden. Das Budget für 1857 wies einen Ueberschuß der Einnahmen um $15^1/_2$ Procent nach, aber nur auf dem Papier. Bald darauf mußte der Finanzminister wieder zur Ausgabe von 250 Millionen neuer Schatz-Bons seine Zuflucht nehmen, und dem gesetzgebenden Körper wurden Er-

gänzungs-Credite für die Zeit von 1854 bis 1856 im Betrage von nahe an 1500 Millionen zur Genehmigung vorgelegt. Die consolidirte Staatsschuld war schon 1854 auf mehr als 5500 Millionen angewachsen, die schwebende (Sparcassen, Depositengelder, Communalfonds und Schatzscheine) auf 870 Millionen. Man erkannte die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform des ganzen Staatshaushaltes und versuchte sie, aber ohne besonderen Erfolg. Zur Aufhülfe der ländlichen Bevölkerung ward eine Boden-Credit-Anstalt (Credit foncier) gegründet. Die Speculationen auf Actienunternehmungen, Bank- und Börsengeschäfte wurden erschwert und beschränkt. Dies und daß man die Anleihe demokratisirte, indem man von Leuten aus dem Volk die kleinsten Beträge annahm und sie mit 5 Procent verzinste, erregte viel Unzufriedenheit bei der Bourgeoisie und selbst in der höheren Finanzwelt. Mit Mißtrauen und Besorgniß aber ward von der Kammer der Abgeordneten das Regierungs-Project aufgenommen, wonach das erst im Jahre 1867 ablaufende Privilegium der Bank von Frankreich schon jetzt von Neuem prolongirt werden sollte, und zwar sogleich auf 30 Jahre, für den Zeitraum von 1867 bis 1897. Man wollte sich damit Geld machen. Die Bank sollte nämlich 100 Millionen Frcs. in die Cassen des Staatsschatzes einschießen und dafür so viel

3procentige Rente in Tausch nehmen, als zu voller Gegen-Valuta erforderlich wäre.

Am ausgiebigsten wurde immer noch für das Militairwesen gesorgt. Betrug bisher die gewöhnliche Truppenaushebung alljährlich nur 80,000 Mann, so wurde sie nach dem Kriege auf 140,000 Mann festgestellt. Ein sehr kostbares Eliten-Corps, die sogenannten „Hundert-Garden" (148 Mann stark) war bereits vorher in's Leben gerufen. Dem zum Herzog von Malakow ernannten Marschall Pelissier ward neben seinem beinahe 100,000 Frcs. betragenden Jahrgehalt noch eine Schenkung von 100,000 Frcs. Jahres-Rente bewilligt. Am 13ten August 1857 stiftete Louis Napoleon die St. Helena-Medaille, welche an alte Krieger aller Länder und jeder Nationalität verliehen wurde, sofern sie nur jemals unter Napoleon dem Großen die Waffen geführt hatten. Ueberall, selbst in Preußen, stolzirten bald hier und da mit diesem antipratiotischen Schmuck decorirte Ritter auf den Straßen umher.

Das Mißvergnügen der gewählteren Gesellschaft an dieser Art von Militair-Dictatur und absolutistischem Regiment machte sich zumeist in den Salons ironischer Weise und mehr oder weniger verblümt bei den Sitzungen der Akademie in wissenschaftlichen Vorträgen Luft. Unwillen und Verdruß des Volkes dagegen hatten ihre Abfluß-Canäle in den geheimen Gesellschaften. Für diese waren die

Departements ein günſtigerer Boden, als die Hauptſtadt, wo ihnen die Polizei zu ſcharf auf den Ferſen ſaß. Die bedeutendſte von ihnen war, nachdem man die „Commune révolutionaire“ und die „Militante“ möglichſt beſeitigt hatte, die gefürchtete „Marianne.“ Dieſelbe war aus der 1849 begründeten und bald über das ganze Land verbreiteten Geſellſchaft „Süd-Oſt“ und aus der „Montagne“ hervorgegangen und hatte ihre Mitglieder beſonders unter den arbeitenden Claſſen der großen Städte. Die Verſchwörung und der Aufſtand in Angers im Auguſt 1855 ward vorzugsweiſe ihr zugerechnet, da, wie ſich ſpäter herausſtellte, die Haupträdelsführer kurze Zeit vorher in die Geſellſchaft aufgenommen waren. Die „Marianne“ hatte ihre eigene Chiffre-Sprache, zu der die Polizei indeß leicht den Schlüſſel fand. So z. B. hieß Mazzini der Onkel, Ledru Rollin Drou-Rolline; „den Kranken heilen“ bedeutete „den Kaiſer über die Seite ſchaffen.“ „Marianne“ ſelbſt war die Chiffre für die „Revolution.“

Der erſte namhafte Mordverſuch gegen Louis Napoleon, welcher zur öffentlichen Verhandlung kam, war der am 28ſten April 1855 unternommene von Pianori oder, wie er ſich Anfangs fälſchlich nannte, Liverani, einem Italiener aus Faenza, der, wie ſpäter Orſini, vorgab, er habe an Napoleon die Unterdrückung der Republik Rom rächen wollen. Mit ihm wurde kurzer Proceß gemacht; er ward

zum Tode verurtheilt und am 14ten Mai guillotinirt. Bei dieser Gelegenheit kam ein früheres Attentat aus dem Jahre 1853 wieder in Erinnerung, das eines gewissen Kelsch, von dem damals die öffentlichen Blätter nichts meldeten und der auch nicht mit dem Tode bestraft wurde. Eine kurze Notiz über ihn findet sich in A. Rance's „Le Diable à quatre," ein ausführlicher, wie es scheint sehr ausgeschmückter Bericht in den „Mémoires de Griscelli" (Brüssel, 1868). Napoleon wünschte nicht, daß das Publicum zu oft von Attentaten auf ihn erführe. Auch über das Pianori'sche mußten sich die Blätter sehr kurz fassen. Die Hinrichtung fertigte der „Moniteur" mit vier Zeilen ab. Im September 1855 ging das Gerücht, daß Einer von den „Hundert-Garden" den Kaiser zu tödten versucht habe. Das Corps fühlte sich dadurch an seiner Ehre gekränkt und verlangte strengste Untersuchung. Der Kaiser aber lehnte das Ansinnen mit der Erklärung ab, der Geist des Corps sei zu bekannt, als daß man ein Mitglied desselben einer solchen Handlung für fähig halten könnte.

In der Charente, der unteren Charente und der Dordogne fanden im Januar 1856 eine Menge Verhaftungen statt, wozu eine Verbindung mit der „Marianne" den Vorwand gab. Briefe von Mazzini, die man im Juli 1857 bei Zweien seiner Freunde vorfand, veranlaßten eine Anklage gegen

mehrere Italiener, unter denen Tibaldi am schuldigsten befunden und nach Cayenne expedirt wurde. Ledru-Rollin, den man mit Mazzini in contumaciam zu gleicher Strafe verurtheilt hatte, weil sein Name in den Correspondenzen genannt war, protestirte von London aus dagegen und erbot sich, einer englischen Jury Red' und Antwort zu stehen.

In's Irrenhaus verwiesen, aus dem er, nicht völlig geheilt, kurz vorher erst entlassen worden, wurde der Attentäter Bellemare. Er hatte vor dem Theater „Ventadour," welches an diesem Abend der Kaiser besuchen sollte, ein Pistole auf die erste Hof-Equipage, die vorfuhr, abgefeuert. Ein Kammerherr und drei Hofdamen, die im Wagen saßen, kamen mit dem bloßen Schreck davon, und diese That eines Schwachsinnigen wäre kaum einer besonderen Erwähnung werth, hätte die Polizei nicht angenommen, daß auch dieser blödsinnige Schuster nur der Emissair einer Verbindung Verschworener gewesen sei. Es wurden deshalb wieder eine Menge Republicaner verhaftet, unter Andern auch Arthur Ranc, der gefesselt nach Lambessa geschafft wurde, blos, wie er im „Procès de l'Hippodrome" von Fermé erzählt, weil er Bellemare gekannt haben sollte.

Das meiste Aufsehn machte, sowohl um der daran betheiligten Personen willen, wie wegen der zu Grunde liegende Motive und der dadurch mit

veranlaßten politischen Ereignisse, das Attentat Orsinis am 14ten Januar.

Felix Orsini, Sohn des im ersten römischen Revolutionskampfe 1831 gefallenen Grafen Orsini und, wie sein Vater, selbst ein heldenmüthiger vaterländischer Freiheitskämpfer, hatte sein Erkühnen verschiedene Male mit Galeere und Kerker büßen müssen. Zuletzt saß er in Mantua fest, entkam aber seinen Banden auch diesmal wieder wie durch ein Wunder. Er ging 1855 nach London und erneuerte hier seine Bekanntschaft mit Mazzini. Da aber die politischen Ansichten Beider in Vielem aus einander gingen, kam es zu keinem Einverständniß zwischen ihnen. Orsini hielt sich für auserseben, seinem Vaterlande nöthigen Falls mit Aufopferung des Lebens seine Unabhängigkeit zurückzugeben, und da er Napoleon III. als das Haupthinderniß ansah, zu diesem Ziele zu gelangen, beschloß er, vor Allem diesen aus dem Wege zu räumen und dann zunächst Frankreich zu revolutioniren. Er setzte sich zu dem Endzweck mit Gesinnungsgenossen, einem gewissen Pieri, Gomez, Rudio und dem ehmaligen Marine-Arzt Bernard, in Verbindung. Auf einer der letztjährigen Ausstellungen ausgezeichnet technischer Artikel hatte Orsini Proben von eigenthümlich construirten Hand-Bomben gesehen, deren explodirende Kraft und Wirkung alles derartige bisher Bekannte weit überbot. Nach dem Muster derselben ließ er

durch seine politischen Freunde bei dem Mechaniker Taylor in Birmingham ein halbes Dutzend solcher Bomben bestellen; das zur Füllung erforderliche Pulver wurde in London angefertigt. Im Besitz des Materials, begab sich Orsini in der ersten Hälfte Decembers nach Paris, wo er mit Pieri, Gomez und Rudio wieder zusammentraf.

Am 14ten Januar fand in der großen Oper eine außerordentliche Vorstellung zu Massol's Benefiz statt, und man wußte, daß auch der Kaiser und die Kaiserin der Vorstellung beiwohnen würden. Diese Gelegenheit wollten die Verschworenen sich nicht entgehen lassen. Sie begaben sich nach der „Rue le Peletier" und erwarteten vor dem Theater die Ankunft des Kaiser-Paares. Hier fanden sie bereits eine Menge Polizisten und Polizei-Agenten in vorkehrender Thätigkeit. Pieri, der ihnen von früher schon als gefährlicher Complottist bekannt und eben jetzt wieder telegraphisch denuncirt war, wurde, da er sich allzu keck vordrängte, ihre Beute noch vor dem Attentat. Aber obwohl sie bei ihm eine Handbombe, einen Dolch und einen Revolver vorfanden, begnügten sie sich doch einstweilen mit seiner Verhaftung, ohne die verdächtige Spur sofort weiter zu verfolgen. Zeit genug hätten sie dazu gehabt. Erst 25 Minuten später fuhr die kaiserliche Equipage vor. Gomez warf nun sogleich seine Bombe, die zu Füßen der Pferde platzte. Auf Orsini's

Commando folgte unmittelbar darauf die von Rudio, welche unter dem Wagen sich entlud. Gleichzeitig schleuderte Orsini selbst seine Bombe gegen den Wagenschlag. Die Wirkung war entsetzlich, aber — diejenigen, auf welche sie berechnet war, blieben fast ganz unversehrt. Das Gas in den Laternen erlosch, und schon fürchtete man, es stehe dies im Zusammenhang mit der Verschwörung, und man habe es mit einer Bande von Räubern und Mördern zu thun, welche die Dunkelheit zu Plünderung und Todtschlag benutzen wollten. Bald indeß blitzten die Gasflammen wieder auf und beleuchteten nun eine gräßliche Zerstörung. Zwei von den Pferden lagen niedergeschmettert zu Boden; dem Commissar Hebert hatte ein Bombensplitter die rechte Wade zerrissen, ein anderer die rechte Schulter durchlöchert. Auch der Adjutant des Kaisers, General Roguet, trug bedeutende Verletzungen davon. Im Ganzen zählte man 141 Personen, die mehr oder weniger zu Schaden gekommen waren. Orsini selbst war verwundet und flüchtete in einen Fiaker. Er wie Rudio entkamen noch unbehindert in ihre Wohnungen und zu Bett. Gomez dagegen ward erwischt und durch ihn kam man seinem Herrn und den Uebrigen auf die Spur.

Louis Napoleon hatte einen verhältnißmäßig gelinden Denkzettel bekommen. Ein kleines Stück vom Orsini'schen Geschoß war ihm durch den Hut

gefahren und ein Glassplitter hatte ihm leicht die Nase geritzt. Aber der Schreck hatte alle seine Glieder gelähmt. Todtenbleich im Gesicht und im Gange schwankend, mußte er sich auf den Arm der Kaiserin stützen. Den Mann unentschlossen erblickend, was augenblicklich zu thun sei, rief Eugenie ihm beherzt, aber auch naiv genug Muth in die bange Seele mit den Worten: „Montons! faisons notre métier!“ (Laß uns hinaufsteigen und unser Geschäft besorgen). Im Theater herrschte ebenfalls allgemeine Bestürzung, als der Kaiser am Arm seiner Gattin in die Loge eintrat. Was die Zeitungen von seiner bewunderungswürdigen Haltung und von dem Jubel, womit ihn das Publicum begrüßt habe, berichteten, beruht nach der Versicherung von Augenzeugen auf Erdichtung. Wohl aber empfing er noch im Theater die Beglückwünschungen des gerade anwesenden Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg und der Prinzen Napoleon und Murat, so wie Tags darauf die des diplomatischen Corps. Morny fand ihn seufzend und die Kaiserin wüthend. Der Polizei-Präfect wurde beschuldigt, daß er es an der gehörigen Wachsamkeit habe fehlen lassen. Mocquart erhielt Auftrag, die Acten hervorzusuchen aus dem Proceß, der unter Napoleon I. wegen des Höllen-Maschinen-Attentats in der „Rue St. Nicaise“ auf das Leben des Kaisers angestrengt worden war.

Vorläufig wurde gegen Orsini, Pieri und Rudio

peinliche Anklage erhoben; Gomez als dienendes Subject blieb außer Betracht. Am 25sten Februar fand die Verhandlung vor den Assisen statt. Jules Favre war der Anwalt Orsini's. Er verzichtete darauf, dessen Vergehen zu vertheidigen oder nur zu entschuldigen. Aber er sprach kräftige, herzhafte Worte, um es als politisches Verbrechen in einem milderen Lichte auffassen zu lassen und womöglich die Todesstrafe von seinem Clienten abzuwenden. Dies erreichte er jedoch nicht. Der Gerichtshof verurtheilte alle Drei als Hochverräther und Majestätsverbrecher zur Guillotine, worauf sie sofort an den Cassationshof appellirten, Orsini weniger in der Hoffnung, ein anderes Erkenntniß zu erlangen, als vielmehr um Zeit zu gewinnen, seine häuslichen und persönlichen Angelegenheiten zu ordnen.

Bereits aus dem Gefängniß Mazas unter dem 11ten Februar hatte er an Napoleon III. jenes Schriftstück adressirt, worin er ihm die Befreiung Italiens zur Pflicht machte. Die freimüthige und warme Sprache, die Orsini im Angesicht des Todes in diesem seinem sogenannten „Testament“ führt, soll einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck auf den Kaiser gemacht haben, daß man seinen bald darauf gefaßten Entschluß, mit dem italienischen Krieg Ernst zu machen, ganz besonders dem Einflusse zuschreibt, den die Vorstellungen des dem Tode geweihten Freiheitshelden auf sein Gemüth übten.

„Ich habe das Leben verwirkt," so ohngefähr lautete das Schreiben Orsini's," und flehe nicht um Gnade, weil ich mich nicht vor demjenigen erniedrigen will, der die Freiheit meines unglücklichen Vaterlandes in der Geburt vernichtet hat. In meiner Lage ist mir der Tod eine Wohlthat. Aber am Ziele meines Laufes, mache ich noch eine letzte Anstrengung, Italien zu Hülfe zu kommen, indem ich meine Gedanken darüber an Ew. Majestät adressire. Um Europa in wirklichem Gleichgewicht zu erhalten, muß man Italien unabhängig machen oder wenigstens die Ketten sprengen, mit welchen Oesterreich es in Sclaverei hält. Sollen darum Franzosen für die Italiener ihr Blut verspritzen? Nein, Italien verlangt nur, das Frankreich nicht gegen es intervenire, nicht zugebe, daß Deutschland Oesterreich unterstütze in den Kämpfen, die vielleicht sehr bald entbrennen werden. Ja, das ist es, was Ew. Majestät thun kann, wenn sie will; von diesem Willen hängt Wohl und Wehe, Leben und Tod einer Nation ab, der Europa zum großen Theile seine Civilisation verdankt. Ich beschwöre Ew. Majestät, Italien die Unabhängigkeit zu geben, welche seine Kinder 1849 durch die Schuld der Franzosen selbst verloren haben. Möge Ew. Majestät sich der Italiener erinnern, in deren Mitte mein Vater focht, die überall ihr Blut mit Freuden für Napoleon den Großen vergossen haben, wohin es ihm immer gefiel, sie zu

führen, die ihm treu blieben bis zu seinem Sturz; möge Ew. Majestät bedenken, daß, so lange Italien nicht unabhängig ist, die Ruhe Europa's wie Ihre eigene Ruhe immer nur eine Chimäre sein werden! Möge Ew. Majestät den höchsten Wunsch eines Patrioten an den Stufen des Schaffots nicht von sich weisen! Befreien Sie mein Vaterland, und die Segnungen von 25 Millionen Bürgern werden Ihnen bis zur fernen Nachwelt folgen."

In einem zweiten Schreiben vom 9ten März aus dem Gefängniß La Roquette geht Orsini noch einen Schritt weiter. Er bereut, was er gethan, und verwirft all' und jeden Mord als Mittel, eine politische Ueberzeugung siegen zu machen. Aber er hofft darum nicht auf Begnadigung, noch beansprucht er sie. Indeß suchte Jules Favre sie für ihn beim Kaiser nach, sobald der Cassationshof den Appel der Verurtheilten zurückgewiesen hatte. Es fand im Ministerrath eine lebhafte Besprechung unter Vorsitz Louis Napoleons statt. Der Letztere nahm schließlich das Verhalten seines Oheims in dem Höllen-Maschinen-Proceß zur Richtschnur. Napoleon I. hatte damals erklärt: „Wenn meine Person allein in Gefahr gewesen wäre und nicht um mich herum so viele Andere gefallen wären, würde ich nicht gezögert haben, Gnade für Recht walten zu lassen. Aber so!" — Mithin wurden Orsini's und Pieri's Todesurtheile bestätigt, während man für

Rudio, als Minderschuldigen, der nur auf Commando gehandelt hatte, die Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelte. Pieri hatte aber nicht einmal, wie Rudio, eigenhändig eine Bombe geworfen, sondern nur tragen helfen.

Die Hinrichtung fand am 13ten März 1858 Morgens 7 Uhr statt unter zahlreicher Theilnahme der Bevölkerung. Orsini bestieg das Schaffot mit gewohnter Fassung und Ruhe, Pieri in einem hohen Grade von Aufregung. Jener rief, ehe er sein Haupt dem Henker reichte: „Es lebe Frankreich!“ dieser, als er vom Scharfrichter gefaßt wurde: „Es lebe Italien! es lebe die Republik!“

Obwohl bei dem Orsini'schen Attentat, wie die Untersuchung ergab, nur Ausländer betheiligt waren, mußten zunächst doch wieder die Franzosen dafür büßen, vor Allen diejenigen, welche im Geruch republikanischer Gesinnungen oder derartiger Verbindungsgelüste standen. Zwei Journale, der „Spectateur“ und die „Pariser Revue“, wurden unterdrückt, andere bedroht. Weiterhin wurde ganz Frankreich in fünf große Militair-Commando getheilt, an deren Spitze Marschälle traten mit ziemlich unumschränkter Gewalt. Sie hatten ihre Sitze in Paris, Nancy, Lyon, Toulouse und Tours, und da der Vorfall vom 14ten Januar deutlich bewiesen hatte, wie leicht es um das kostbare Leben des Kaisers geschehen sein könne, so erhielt, um Frankreich für solchen Fall

nicht in Verlegenheit um eine wohlgeordnete Regierung zu bringen, am 1sten Februar das Regentschaftsgesetz die kaiserliche Bestätigung. Sodann wandte man sich weiterer Sicherheit wegen nach England. Von London, meinte man, wo Mazzini, Ledru Rollin, Campanella und andere Flüchtlinge und Verbannte weilten, wo Pianori und Orsini ihre Attentate vorbereitet hatten, drohe dem Kaiser die meiste Gefahr. Deshalb suchte Graf Walewski bereits unter dem 20sten Januar die Mitwirkung der englischen Regierung nach, solchen Verschwörungen, wie sie wiederholt vorgekommen, durch geeignete Vorkehrungen zu begegnen. Wie sehr dadurch das britische Asylrecht, dieser Stolz Albions, beeinträchtigt erscheinen mußte, hatte Palmerston doch die Gefälligkeit für Louis Napoleon, versuchsweise auf das Ansinnen einzugehen, brachte sich damit aber um Stellung und Ansehn. Derjenige von Orsini's Freunden und Helfern, der in England verblieben war, Simon Bernard, wurde zwar verhaftet und am 12ten April vor die Londoner Jury gestellt, indeß von den Geschworenen freigesprochen. Der Durchfall der bei dem Parlament eingebrachten „Verschwörungs-Bill" vollendete Palmerstons Niederlage. Stürmische französische Chauvinisten hatten daheim bereits Kriegsdrohungen gegen England geschleudert und das Land eine Räuber- und Mörderhöhle genannt. Mit Bezug hierauf äußerte Roebuck

bei Bekämpfung der Bill, Louis Napoleon habe ſich ſelbſt des britiſchen Aſylrechts erfreut, aber es unverantwortlich gemißbraucht; er ſelbſt ſei zum Mörder geworden. „Hat er nicht in Boulogne den Mann ermordet, der gegen ihn auftrat, um ſeine Pflicht zu erfüllen? Und dieſer Louis Napoleon läßt England eine Räuberhöhle ſchimpfen? Unſere Väter ſind mit Napoleon dem Großen fertig geworden, und wir ſollten uns vor Napoleon dem Kleinen fürchten?“ Genug die Bill fiel und mit ihr Palmerſton. Aber auch Perſigny, der bis dahin franzöſiſcher Geſandter in London geweſen war, mußte ſeinen Platz an den Marſchall Peliſſier, den Erſtürmer des Malakow, abtreten. „Es handelt ſich,“ ſchrieb ihm Napoleon, „nicht mehr um meine Sicherheit, ſondern um die der Allianz mit England.“

In Paris hatte der geſetzgebende Körper am 18ten Januar, vier Tage nach dem Attentat, ſeine Sitzungen wieder eröffnet. Ihm wurde zwar keine Verſchwörungs-Bill, aber, was nicht viel Anderes war, ein neues Sicherheitsgeſetz, welches im Munde des Volks bereits den Namen „Verdachtsgeſetz“ empfangen hatte, zur Gutheißung vorgelegt. Dies Geſetz, gegen welches Mac-Mahon im Senat und Ollivier in der Deputirtenkammer angekämpft, umfaßte 10 Artikel, von denen die vier letzten am abſchreckendſten klangen und am gefährlichſten erſchienen, wegen des Mißbrauchs, der damit getrieben werden

konnte und, wie selbst gemäßigtere französische Schriftsteller versichern, wirklich getrieben worden ist. Danach nämlich sollte Jeder, der einmal als Theilnehmer an den Aufständen von 1848, 1849 und 1851 mit Kerker, Deportation und Verbannung bestraft worden war, sofort wieder eingekerkert, in eine Straf-Colonie geschickt oder des Landes verwiesen werden können, sobald er sich von Neuem gegen die öffentliche Sicherheit verginge. Dasselbe Geschick sollte diejenigen ereilen, welche ohne Erlaubniß aus der Verbannung oder gar aus den Straf-Colonien nach Frankreich zurückgekehrt wären. Die Straf-Verfügung ward in die Hände des Ministers des Innern gelegt, der sie auf Anzeige des Präfecten, des commandirenden Generals, des General-Procurators oder, in Ermangelung einer solchen Autorität, auf Anzeige der höchsten Ortsbehörde erlassen konnte.

Nun kam viel darauf an, wer Minister des Innern war und wie das Gesetz zur Anwendung kam und vollzogen wurde. Der 14te Januar hatte Billault um sein Portefeuille und Pietri um die Polizeipräfectur gebracht. Der Kaiser ernannte einen seiner General-Adjutanten, den General Espinasse, zum Minister des Innern und der allgemeinen Sicherheit, Espinasse, diesen rüden Emporkömmling und rücksichtslosen Soldaten, der seine Carrière in Africa gemacht, dem der Herzog von Aumale einst das Leben gerettet, aber schlechten

Dank dafür empfangen hatte, Espinaſſe, ein Haupt-Theilnehmer am Staatsſtreiche und das gefürchtetſte Mitglied der berüchtigten „gemiſchten Commiſſionen;“ er taugte zu allem Andern eher, als zur Verwaltung eines ſolchen Miniſteriums.

Indeß das Sprichwort ſagt: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand!“ Der alte Haudegen legte ſich die Sache militairiſch zurecht und verfuhr mit Anwendung und Vollſtreckung des Sicherheitsgeſetzes, wie ein Eroberer in Feindes Land. Er berief Einen nach dem Andern die geſammten Präfecten Frankreichs nach Paris und empfing jeden einzeln in beſonderer Privat-Audienz, wo er ihm dann — wie Delord es detaillirt — die Ziffer angab, wie viel Schuldige ſein Departement zu liefern habe. Wer dieſe Schuldigen ſein und was ſie verbrochen haben ſollten, dies zu ermitteln blieb den Präfecten und ihren Unter-Beamteten anheim geſtellt. Was für Scenen das herbeiführte, und welche Zahl halb oder ganz Unſchuldiger dabei urplötzlich ihren Familien entriſſen und in's Unglück geſtürzt wurden, davon haben Ténot und Dubort in ihrem 1858 herausgegebenen Buche „Les Suspects“ (Die Verdächtigen) erſchütternde Schilderungen geliefert mit Angabe der Namen und näheren Verhältniſſe der Unglücklichen.

Maßregeln wie die erwähnten verfehlten nicht, bei der Bevölkerung und ſelbſt in den oberen Schichten

der Gesellschaft böses Blut zu erzeugen. Die parlamentarische Opposition war freilich noch von keiner Bedeutung, aber sie regte sich doch schon. Bei den Wahlen von 1858 brachten Paris, Lyon, Bordeaux und Lille 7 Candidaten für die äußerste Linke durch. Außerdem hatten die Imperialisten bei manchen wichtigen Fragen Orleanisten und Legitimisten zu zwar loyalen, aber darum nicht weniger entschiedenen Gegnern. Dem Kaiser gefiel es, im Sommer 1856 gegen das Haus Orleans einen Act der Großmuth zu üben, der für dasselbe aber zugleich etwas Demüthigendes haben sollte. Die Confiscation der Güter Ludwig Philipps, die dieser aus den Staatsdomänen seinen Kindern zum Geschenk gemacht, sollte wenigstens die verheiratheten Töchter des Königs nicht ganz um ihr auf jene Familienbesitzungen fundirtes Heirathsgut bringen. Also ließ Louis durch den Staatsrath den Deputirten einen Gesetzentwurf vorlegen, wonach der Königin der Belgier, der Herzogin von Sachsen-Coburg und den Erben der verstorbenen Herzogin Marie Christine von Würtemberg je 200,000 Frcs. Jahresrente bewilligt werden sollten. Das Vorhaben ward im gesetzgebenden Körper vielfach bekämpft, ging indeß zuletzt siegreich durch. Allein jetzt protestirten die Mitglieder der Familie Orleans selbst dagegen. Man könne nicht, meinten sie, ein Unrecht durch ein anderes gut machen; kurz, sie verbaten sich jede

Schenkung, die für ſie nur eine Beleidigung ſein würde. In der That war die Confiscation entweder ganz in der Ordnung und Napoleon dazu vollkommen berechtigt geweſen, warum dann die Töchter vor den Söhnen des Königs bevorzugen? oder wenn man damit eine Ungerechtigkeit begangen hatte, warum alsdann nicht die Domänen insgeſammt den Orleans zurückerſtatten?

Ein freimüthiger Clerical-Geſinnter, Graf Charles von Montalembert, hob dieſen Geſichtspunct beſonders ſcharf hervor mit Nebenbemerkungen, die noch ſchärfer klangen und die ihm ſpäter empfindlich in Erinnerung gebracht wurden. Als er im November 1858 eines Artikels wegen im „Correſpondenten“ über die Regierung Frankreichs in Vergleich mit der freien Regierung Englands zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt worden war, und er hierauf bereits Beruf an das Gericht zweiter Inſtanz eingelegt hatte, beſtrafte ihn der Kaiſer in der Zwiſchenzeit mit einer Begnadigung, die er weder verlangt noch nachgeſucht hatte, von der er auch nur durch eine kurze Anzeige im „Moniteur“ unterrichtet wurde und durch die er ſich daher nicht abhalten ließ, den Rechtsweg weiter zu verfolgen. Er ward auch in der zweiten Inſtanz verurtheilt, und der Kaiſer wiederholte ſeine Begnadigung. Schließlich mußte ſich der Graf in ſein Schickſal ergeben; denn, wenn er die Sache zum

Aeußerſten trieb, konnte er nach dem Sicherheitsgeſetz leicht für Lambeſſa oder Cayenne reif befunden werden.

Um gegen die bald offener bald verſteckter auftretende Oppoſition in der Akademie ein Gegengewicht zu erlangen, wurden unter Fortoul, dem ehemaligen Marine- und nunmehrigen Cultus- und Unterrichts-Miniſter, den vorhandenen Sectionen drei neue für Politik, Verwaltung und Finanzen hinzugefügt und dieſe mit Bonapartiſten beſetzt, ſpäter in gleichem Sinne die Mitgliederzahl von 40 auf 50 erhöht, die Anſtellung der Bibliothekare, Secretaire u. ſ. w. der Regierung vorbehalten und außerdem zu den Preiſen, welche die Akademie vertheilte, ein neuer von 20,000 Frcs. vom Kaiſer geſtiftet, womit alle drei Jahre ein Werk oder eine Erfindung gekrönt werden ſollte, die dem franzöſiſchen Volke am meiſten zur Ehre gereichen könnte. Aehnlicher Weiſe ſuchte man die Freiheiten der Univerſität zu beſchränken. Den Profeſſoren wurde der politiſche Eid auferlegt, was Viele bewog, ihr Amt niederzulegen. Das Raths-Collegium für den öffentlichen Unterricht ward umgeformt und mit neuen Mitgliedern verſehen. Daſſelbe wie die ihm bei- und untergeordneten Collegien ſollten ſich fortan nicht mehr durch ſich ſelbſt, ſondern nur noch durch kaiſerliche Ernennung ergänzen.

Ueber Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der Schule, namentlich der höheren Lehranſtalten, von

der Kirche gab es viel Streit, nicht blos zwiſchen den Männern der Wiſſenſchaft und dem Clerus, ſondern auch zwiſchen den Geiſtlichen unter einander, die, je nachdem ſie mehr zum Ultramontanismus hinneigten, oder am Gallicanismus feſthielten, der Wiſſenſchaft größere oder geringere Zugeſtändniſſe machten. Der Erzbiſchof von Paris, Dominique Auguſt Sibour, ſtrebte eine zeitgemäße Vermittlung zwiſchen Religion und Philoſophie an, die ihm einerſeits viel Anerkennung, andrerſeits viel bittere Feindſchaft eintrug. Sein Tod durch Meuchlerhand rief eine gewaltige Bewegung weit über Frankreichs Grenzen hervor. Er wurde am 3ten Januar 1857, am Genovefa-Feſt, in der Kirche St. Etienne du Mont erdolcht und zwar von einem excommunicirten Prieſter Namens Vergès, mehr als Opfer privaten Intereſſe's, wie etwa ſeiner theologiſchen Richtung und politiſchen Ueberzeugung wegen. Die „Memoiren“ geben dem Fall noch einen pikanten Hintergrund, der aber mit nichts beglaubigt iſt. Danach ſollte die Kaiſerin ſich an den Pfarrer von St. Germain de l'Auxerrois, Abbée Le Grand, gewendet haben, um ſeinen Einfluß als Beichtvater der ſchönen Generalin C. geltend zu machen, daß ſie das Verhältniß, welches der Kaiſer ſeit 1855 mit ihr unterhalten, reumüthig aufgäbe. In Folge deſſen habe Le Grand den damals als Sacriſtan an der Tuilerien-Kapelle beſchäftigten Vergès mit Ueber-

wachung der angeſchuldigten Perſonen beauftragt. Dieſer mißbrauchte das in ihn geſetzte Vertrauen, verrieth ſeine Vorgeſetzten und verdächtigte ſie noch obenein mit verleumderiſchen Erdichtungen. Seiner Stelle als Sacriſtan entſetzt und mit dem Interdict belegt, brütete er den Racheplan gegen ſeinen vermeintlichen Unterdrücker, den Erzbiſchof Sibour, aus und ermordete ihn, wie erzählt, mit Vorbedacht an heiliger Stätte. Er ward zum Tode verurtheilt und am 30ſten Januar Morgens hingerichtet. Bei ſeiner Abführung geberdete er ſich wie ein Raſender und wildes Thier, ſo daß er nur mit Anwendung von Gewaltmaßregeln fortgebracht werden konnte. Auf ultramontaner Seite fehlte es nicht an Leuten, welche das traurige Ende Sibours als eine gerechte Strafe des Himmels deuteten dafür, daß er ſich gegen das Dogma von der unbefleckten Empfängniß erklärt habe.

Am 15ten Juli ſtarb Béranger, der populairſte franzöſiſche Dichter der Neuzeit. Die Polizei fürchtete, daß ſein Leichenbegängniß von den Republikanern zu Demonſtrationen ausgebeutet werden könnte und traf ihre Vorkehrungen. Außer den eingeladenen officiellen Perſonen, den nächſten Verwandten und Freunden des Hingeſchiedenen wurde Niemand zum Gefolge zugelaſſen. Der Verſtorbene, hieß es in der darüber veröffentlichten Verfügung, habe jedes Gepränge und allen Lärm bei ſeiner Beerdigung

vermieden gewünſcht. Es ſeien daher Maßnahmen getroffen, daß der Wille des Vollendeten wie der des Gouvernements ſtreng durchgeführt würde. Noch einfacher ging es bei der Beſtattung Cavaignac's her, welcher am 28ſten October 1857 auf ſeinem Landgute Ourne bei Nantes an einem Herzſchlage ſtarb, nach ſeinem Wunſch aber auf dem Kirchhof des Montmartre bei Paris neben ſeinem vor ihm verſtorbenen Bruder begraben wurde. Eine Grabrede durfte dabei ebenſo wenig gehalten werden, als bei der Beerdigung Bèranger's.

19.

Frei bis zur Adria!?

Für alle Unannehmlichkeiten und allen Verdruß, welche dem Kaiser der Franzosen aus den fortwährenden Gährungen im Innern Frankreichs flossen, mußte ihm die ungeschmälerte Geltung, deren er sich noch immer bei den auswärtigen Mächten erfreute, eine Art Vergütung bieten. Er durfte sich Vieles erlauben, was Andern als Verbrechen angerechnet wurde, worüber man aber mit ihm nicht zu rechten wagte. Gegen die bestehenden Verträge z. B. wurden Massen von sogenannten „freien Negern“ in die französischen Colonien eingeführt, deren Schicksal sich von denen anderer schwarzer Sclaven fast nur durch die für sie erfundene Firma unterschied. Diese Unglücklichen trieben gewissenlose Speculanten an den Küsten Africa's zusammen und übergaben sie den französischen Werbe-Capitains, welche ihnen ein Handgeld reichten, sie dann aber an Bord wie

das Vieh zusammenpferchten und am Bestimmungsort als „freie“ Waare ablieferten. Nun hatten die Portugiesen sich erkühnt, ein solches Schiff den „Charles & Georges“ aufzubringen und dem Führer in Lissabon den Proceß zu machen. Höchlich darüber ergrimmt, drang Napoleon III. auf Herausgabe des Schiff's und auf eine namhafte Geldentschädigung. Ein französisches Kriegsgeschwader im Tajo gab seiner Forderung so viel Nachdruck, daß die portugiesische Regierung, von England kläglich im Stich gelassen, sich endlich fügen und dem Verlangen des Gewaltigen Genüge leisten mußte.

Noch eine besondere Befriedigung seines Ehrgeizes mochte Napoleon darin erblicken, daß zur Beilegung der Mißhelligkeiten zwischen der Krone Preußen und dem Canton Neufchatel im März 1857 die Bevollmächtigten der Unterzeichner des Londoner Protocolls vom 24sten Mai 1852 in Paris zusammentraten und die Freilassung Neufchatels von Seiten Preußens vermittelten und feststellten. Endlich sollte das Jahr nicht zu Ende gehen, ohne die christlichen Kaiser Europa's in persönliche Berührung zu bringen. Louis Napoleon hatte im October 1857 ein Rendezvous mit dem Czaren in Stuttgart, und bald darauf fand ein solches, durch den König von Preußen angeregt, zwischen dem Czaren und dem Kaiser von Oesterreich statt. Aber wie freundschaftlich die Monarchen sich bei dieser Gelegenheit gegen einander be-

nahmen, es hinderte den Gang der politischen Ereignisse nicht, die wiederum auf Krieg hinwiesen, weil der vor Jahresfrist beendigte zu Napoleons Sicherheit schon nicht mehr ausreichend schien.

Der Krimkrieg hatte allerdings die Franzosen den Staatsstreich und die Wiederherstellung einer absolut monarchischen Regierung vergessen lassen. Um aber bei ihnen auch die verlorene Freiheit in Vergessenheit zu bringen, bedurfte es eines neuen Krieges, und dieser mußte einen möglichst populären Namen tragen. „Verbreitung der Civilisation“ sagte schon nicht mehr genug. „Den Schmerzensschrei unterdrückter Völker zu stillen“ klang lockender und wirkte packender. Solcher Völker hatte Napoleon zwei zur Auswahl, die Polen und die Italiener. Beide hatten bereits 1856 bei der Pariser Friedens-Conferenz ihre Klagen anhängig gemacht; die Letzteren waren ihm jedoch neuerdings durch das Testament Orsini's besonders auf die Seele gebunden. Er schwankte eine Zeit lang, welche Partie er ergreifen sollte. Nachdem er auf ein vorläufiges Sondiren beim englischen Cabinet rücksichtlich Polens keine besonders aufmunternde Antwort empfangen hatte, entschloß er sich, Italien zu beglücken, d. h. Krieg gegen Oesterreich anzufangen, wobei er sicher zu sein glaubte, daß England, Rußland und Preußen nichts thun würden, diesen Krieg zu einem allgemein europäischen zu machen.

Italien hatte den König von Sardinien zu seinem Ritter und einen Staatsmann ersten Ranges, Cavour, zu dessen Schildhalter. Zu Letzterem sollte Napoleon III. einst gesagt haben: „Es giebt nur drei Männer in Europa, uns Beide und einen Dritten, den ich nicht nennen will.“ Diesen Dritten deutet Delord auf Bismarck. Nach dem Orsini'schen Attentat verlangte der Kaiser von Cavour ein Gesetz gegen die verdächtigen Flüchtlinge in Italien, wie er ein solches für England von Palmerston verlangt hatte. Das gab in Turin zu lebhaften Besorgnissen und Debatten Anlaß. Um über die Absichten Napoleon's in's Klare zu kommen und sich seiner fest zu versichern, suchte Cavour ihn im Bade Plombières auf, und hier scheint zunächst Folgendes zwischen den „zwei Männern Europa's“ vereinbart zu sein: Es wird ein Königreich Italien geschaffen, das sich bis zur Adria erstreckt, Parma, Modena und Toscana, sowie denjenigen Theil der päpstlichen Staaten in sich begreift, welcher am Abhang der Apenninen gelegen ist. Dafür tritt Piemont an Frankreich Nizza und Savoyen ab. Wahrscheinlich wurde auch damals schon die Vermälung der Princeß Clotilde von Sardinien mit dem Prinzen Napoleon Jerome (Plon-Plon) mit verabredet. — Nunmehr beschäftigte man sich in Turin auf das Ernsteste mit Kriegsrüstungen, während Napoleon sich angelegen sein ließ, durch doppeldeutige Versicherungen seiner Friedensliebe

die öffentliche Meinung Frankreich's und Europa's auf die Dinge, wie sie kommen sollten, nach und nach vorzubereiten.

Mit Beginn des Jahres 1859 lüftete sich allgemach der Schleier, in den sich die Pläne Napoleon's so lange gehüllt hielten. Bei der Neujahrs-Cour in den Tuilerien richtete der Kaiser an den österreichischen Gesandten Freiherrn von Hübner ein paar Worte, die sofort allgemein als eine Kriegsankündigung verstanden wurden und durch ganz Europa widerhallten. „Ich bedauere," sagte er ihm, „daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht mehr eben so gut sind, als früher. Doch, was immer auch der Ausgang der Mißhelligkeiten sein möge, ich bitte Sie, dem Kaiser Ihrem Herrn zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für ihn unverändert bleiben."

Der Ton, in welchem Louis diese Worte sprach, und die Miene und Geberde, mit denen er sie begleitete, lieferten den Commentar, was mit denselben gemeint sei. Nun folgte eine Ueberraschung nach der andern. Am 13ten Januar reiste Prinz Napoleon, der zu dieser Zeit Gouverneur von Algerien war, nach Turin; am 17ten fand seine Verlobung, am 30sten seine Vermälung mit der Prinzessin Clotilde statt; am 4ten Februar hielt das junge Ehepaar seinen Einzug in Paris. Drei Tage später eröffnete der Kaiser die gesetzgebende Versammlung mit einer Rede, worin er zugab,

daß der Ausnahmezuſtand in Italien, der dort ſo viele fremde Truppen (nur Oeſterreicher und Franzoſen!) verſammelt halte, ſeit einiger Zeit lebhaft die Diplomatie beunruhige. Indeß müſſe man darum noch nicht einen Krieg für unvermeidlich halten. „Der Friede," ſo ſchloß er, „ich hoffe es, wird nicht geſtört werden. Nehmen Sie ruhig Ihre Arbeiten wieder auf." War das wirklich ſeine Ueberzeugung? Es iſt nach dem, was vorangegangen, ſchwer zu glauben, ſo ſchwer, als daß heute, wo ich dies ſchreibe. der Glaube, daß der Krieg Frankreich retten werde, Gambetta's und ſeiner Genoſſen wahre Ueberzeugung ſein ſollte. Auch war halbwegs Napoleon III. gegen die Franzoſen freundſchaftlich genug, ſie durch die dritte Hand wiſſen zu laſſen, was allein ſeine perſönlichen Anſichten und Abſichten hinſichtlich Italiens ſein könnten, gleich ſehr gedrängt von rechts durch den Papſt und ſeine Gattin Eugenie, von links durch die nach Freiheit und Einheit ſchreienden Italiener, durch Sardinien, durch Orſini, wie durch ſeinen Vetter, den Prinzen Napoleon. Der bewährte Vorkämpfer für Louis Napoleon's perſönliche Intereſſen, La Gueronnière, mußte eine neue Flugſchrift in's Publicum werfen unter dem Titel „Der Kaiſer Napoleon III. und Italien", in welcher der langen Rede Sinn der war: „Eine italieniſche Liga, deren Mittelpunct Rom, deren Haupt der Papſt iſt! Indem dieſer einen ſo großen Zuwachs an mora-

lischem Einfluß erhält, kann er gern seine weltliche Macht vermindern und seine politische Verantwortlichkeit sich erleichtern. Er kann eine ihm untergeordnete ernste Controle, eine weltliche Verwaltung, eine bürgerliche Gesetzgebung und eine regelmäßige und unabhängige Magistratur organisiren. Er ist das unverantwortliche und verehrte Oberhaupt eines Bundes von 26 Millionen Christen, die, obwohl verschiedenen Staaten angehörend, doch alle nach dem Mittelpuncte streben, in welchem die Thätigkeit und Größe Italiens ihren Kern findet."

Frankreich und Oesterreich gewannen Zeit zu Rüstungen unter den angeknüpften Vermittelungsverhandlungen der Großmächte. Auf Englands Anregen hatte Rußland vorgeschlagen, den Streit einem neuen Congreß zur Schlichtung zu unterbreiten. Aber man konnte nicht einig werden, ob auch Sardinien diesen Congreß mit beschicken dürfe. Außerdem sollten vorher die streitenden Parteien entwaffnen. und da wollte, wie gewöhnlich, keine derselben den Anfang machen. All' das war nur ein Manoeuvre, den Ausbruch der Feindseligkeiten so lange hinzuhalten, bis man sie mit Nachdruck verfolgen konnte. Am 26sten April erschien das Kriegsmanifest des Kaisers Franz Joseph, am 3ten Mai das Napoleon's III.; Sardinien, in dessen Interesse doch französischerseits angeblich der Krieg besonders unternommen worden, spielte von Anfang bis zu Ende

nur eine Nebenrolle. Gleichwohl hatte es 90,000 Mann Truppen gestellt, Frankreich 150,000, Oesterreich gegen 200,000. Sonach waren über 400,000 Mann unter Waffen. Es gab einen kurzen, aber mörderischen Kampf, wie man ihn bis dahin noch nicht erlebt hatte. Der ganze Feldzug war binnen acht Wochen abgethan, aber er kostete einer Unzahl von Menschen das Leben. Oesterreich verlor allein 80,000 Mann und außerdem die Lombardei und all' seinen Einfluß in Italien, während Sardinien mit Ausnahme des Kirchenstaates und Venedigs ganz Ober-Italien gewann und Nizza und Savoyen gleichsam nur aus Erkenntlichkeit tauschweise an Frankreich abtrat, dessen Gewinn an neuem Kriegsruhm, Machtbefestigung und Ansehn Napoleon höher anschlagen mochte, als die eroberten Landschaften.

Es sind ohne Zweifel auf österreichischer Seite in diesem Kriege viele und große Fehler begangen; einen Theil seines Unglücks indeß hat man ebenso gewiß den Verhältnissen zuzuschreiben. Die Sache, die es verfocht, war in Italien selbst nicht nur unpopulär, sondern geradezu verhaßt und zählte auch im Auslande wenig Sympathieen. Die Italiener brannten darauf, das absolutistische Regiment nicht blos im lombardisch-venetianischen Königreich, sondern auch in Neapel, Toscana u. s. w., wo möglich selbst in Rom, einmal für immer abzuschütteln. Ueberall erhob sich das Volk gegen die Re-

genten, die so lange nur die Schleppträger der Habsburger gewesen waren und nun augenblicklich davon liefen, sobald sie ihre Herrschaft näher bedroht sahen, als die ihres bisherigen Beschützers. Den österreichischen Truppen fehlte es der Mehrzahl nach nicht an gutem Willen, noch an Hingebung, Muth und Tapferkeit. Aber diese Armee bestand aus einem wahren Völkergemisch, aus Leuten verschiedenster Nationalität, mit denen und zwischen denen eine Verständigung schwer zu erzielen und strenge Disciplin noch schwerer aufrecht zu erhalten war. Die Italiener und selbst die Ungarn in der Armee sollen außerdem geradezu gegen ihre Soldatenpflicht gehandelt haben; dem ungarischen Regiment „Wasa" Nr. 60 wird hauptsächlich der Verlust von Solferino mit beigemessen.

Es kam dazu, daß Oesterreich, was Ausrüstung und Bewaffnung betrifft, sich hinter den Fortschritten der Zeit weit zurückgeblieben zeigte. Während die Franzosen sechspfündige Kanonen vorführten, die bis auf 3000 Schritt selten ihr Ziel verfehlten, trug das österreichische Feldgeschütz zum Theil nur 300 Schritt weit. Sehr schlecht war es um die Truppen-Verpflegung bestellt, und die Untersuchungen darüber dauerten noch geraume Zeit nach beendigtem Kriege fort. Die Schuld lag aber nicht allein am Verpflegungs-Amt, sondern zugleich an dem verrotteten Verpflegungs-System, wonach der Soldat im Felde nur einmal alle 24 Stunden zu essen bekam und meist erst

vor dem Schlafengehen. Endlich und hauptſächlich fehlte es an einem tüchtigen Feldherrn an der Spitze des Ganzen. Graf Gyulai, der unter Radetzki's Leitung ein leidlicher Corps-Commandeur geweſen, bewies ſich der ihm jetzt zuertheilten Aufgabe, den verewigten Feldmarſchall als Oberanführer zu erſetzen, keineswegs gewachſen. Die Generale unter ihm erkannten ſeine Schwäche und handelten, da ihre Rathſchläge zum Beſſern ſeine Empfindlichkeit verletzten und ſtolz abgewieſen wurden, mehrere Male in den entſcheidendſten Kriſen eigenmächtig nach ihrem Ermeſſen, was je zuweilen allerdings der Action im Ganzen zu ſtatten kam, aber leider nicht öfter. So machte der Prinz von Heſſen in der Schlacht bei Solferino eine der bedeutendſten Operationen ohne allen Befehl und bewahrte dadurch die Armee vor der Vernichtung. Als Franz Joſeph des Fehlgriffs inne wurde, den er mit der Wahl Gyulai's begangen, ſandte er ihm von Verona aus den Feldzeugmeiſter von Heß zum Beiſtand, deſſen Beſprechung mit jenem aber wenig mehr fruchtete.

Solchen unerſprießlichen Zuſtänden im öſterreichiſchen Heere gegenüber, hatte die franzöſiſche Armee den Vorzug ſtrammer Einheit, beſſerer Ausrüſtung und Pflege, zweckmäßigerer Führung und raſcherer Bewegung. Louis Napoleon hatte ſich ſelbſt zur Armee begeben, die Kaiſerin als Regentin für die Dauer ſeiner Abweſenheit zurücklaſſend. War er für

seine Person am Ende auch kein Feldherr, so wenig als Franz Joseph, der schließlich sich gleichfalls in's Feld verfügte, so konnte doch seine Gegenwart bei den Berathungen nicht anders als vortheilhaft wirken für Einheit der Beschlußfassung, für promptes Ineinandergreifen der einzelnen Operationen. Der Nachtheil, den etwa die Ungeübtheit einer Truppe, welche meist aus Conscription hervorgegangen, für die Franzosen haben konnte, wurde dadurch möglichst verhüthet, daß man die Kaiser-Garde und andere bewährte Corps an die Spitze stellte, deren Einfluß dann auf die Uebrigen der beste Erfolg krönte. Die Marschälle endlich und die Divisions-Commandeure, welche den einzelnen Heertheilen vorgesetzt waren, hatten sich bereits in der Krim und in Algier bewährt, Männner wie Magnan, Pelissier, Castellane, Baraguay d'Hilliers, Mac-Mahon, Bourbaki, Trochu u. A. So erklärt es sich, daß die österreichische Armee, wie tapfer sich ihre Soldaten schlugen, wenn sie einmal dem Feinde gegenüberstanden, mit wie viel heldenmüthiger Selbstaufopferung Einzelne ihrer Führer dem Tode trotzten und wie große Verluste sie dem Heer der Verbündeten im Ganzen beibrachten, doch aus keiner einzigen Schlacht als Sieger hervorgingen, im Gegentheil immer weiter zurückwichen und zuletzt ganz Italien bis auf das Festungs-Viereck und Venedig, welches ihnen Napoleons Großmuth ließ, preisgeben mußten. Die Schlachten bei Ma-

genta und Solferino ſtehn blutig roth in den Annalen des franzöſiſchen Kriegsruhmes wie in denen der Niederlagen Oeſterreichs verzeichnet zu Nutz und Frommen für kommende Zeiten.

Auf eine detaillirte Geſchichte dieſes Krieges einzugehen, liegt außerhalb unſerer Sphäre und unſerer Aufgabe. Wer ſich kurz über ſie zu unterrichten wünſcht, dem iſt die im Jahre 1860 bei A. Bath in Berlin deutſch erſchienene bündige und ziemlich unparteiiſch geſchriebene Darſtellung der „Edinburgh Review“ „Der Krieg in Italien im Jahre 1859,“ zu empfehlen. Ein Ex-Correſpondent der „Times“, wie er ſich nennt, hat dieſelbe mit inſtructiven Zuſätzen erläutert und ergänzt. Manches Intereſſante über die damaligen Zuſtände in Italien, wie über Anſichten und Stimmung der Italiener findet ſich im letzteren Theil der kleinen Schrift von H. G. Arckwort „Etwas aus meinem Leben oder Pius IX., Napoleon III., die Jeſuiten, Italien und Oeſterreich.“ Der Verfaſſer, ein geborener Hildesheimer, privatiſirte zu jener Zeit in Ancona.

Charakteriſtiſch für die Denkweiſe der beiden Kaiſer, Franz Joſephs und Louis Napoleons, bleiben die näheren Umſtände, unter denen — und die ganze Art und Weiſe, — wie ſie Frieden ſchloſſen. Schon nämlich hatte Preußen, dem ein zu weites Umſichgreifen der Franzoſen in Italien und ſchließlich die Beſetzung von Hauptorten der Romagna durch Victor

Emanuels Truppen doch zu bedenklich schienen, mehrere Armee-Corps mobil gemacht und beim Bundestage die Aufstellung des 7. und 8. Corps am Ober-Rhein befürwortet, um im Interesse der deutschen Sache dem Kaiser von Oesterreich zu Hülfe zu kommen, als dieser plötzlich sich eines Anderen besann und lieber Italien verlieren, als dem Beistande Preußens seine Rettung verdanken mochte. Napoleon, der seinerseits fürchtete, alle errungenen Vortheile wieder einzubüßen, wenn er außer mit Oesterreich auch noch mit Preußen und dem deutschen Bunde Krieg führen sollte, kam dabei seinem Widerpart halbwegs entgegen. Er bot dem Kaiser Franz Joseph einen Waffenstillstand an, den derselbe nicht nur dankbar annahm, sondern zugleich zum Abschluß eines Präliminar-Friedens mit Frankreich benutzte. Nachdem am 8ten Juli zu Villafranca zwischen dem Marschall Vaillant und dem Feldzeugmeister von Heß eine vorläufige Waffenruhe stipulirt worden war, trafen die beiden Kaiser an dem genannten Orte am 11ten Juli persönlich weitere Verabredung. Ihre Unterhaltung dauerte nicht ganz eine Stunde. Tinte, Feder und Papier waren zwar vorsorglich herbeigeschafft, aufgeschrieben aber wurde von ihnen nichts. Der Chevalier Debreuz, dessen Broschüre „Der Friede von Villafranca“ unter Inspiration des Wiener Cabinets veröffentlicht sein soll, bemerkt, Franz Joseph habe nur nöthig gehabt, Napoleons schwache Seite

— seine dynastischen Interessen — zu berühren, um Alles von ihm zu erlangen, was er wünschte. „Sie und ich," soll er ihm gesagt haben, „wir sind Beide Familienväter. Beschäftigen wir uns einmal weniger mit unsern persönlichen Angelegenheiten, als mit dem Wohlergehn unserer Nachkommen, so werden wir uns leicht verständigen. Was mich betrifft, so gebe ich Ihnen auf das Feierlichste die Versicherung, daß ich mich niemals zu einer Coalition hergeben werde, welche dazu bestimmt wäre, einen Wechsel der Dynastie in Frankreich zu begünstigen." Das wirkte!

Nachdem die beiden Monarchen sich etwa ein Stündchen theils italienisch, theils deutsch gegen einander ausgesprochen hatten, wurden von ihren Bevollmächtigten die Präliminar-Artikel für den Friedenstractat aufgesetzt und unterzeichnet. Den König von Sardinien hatte man nicht der Ehre werth geschätzt, ihn zur Verhandlung hinzuzuziehen; er erfuhr hinterher erst durch Napoleon, was über ihn und Italien beschlossen worden, und das war freilich von der Art, um ihm und noch mehr seinem Minister Cavour gründlich den Humor zu verderben. Oesterreich trat die Lombardei an Frankreich ab, der Kaiser der Franzosen sollte sie aber an Victor Emanuel gegen Nizza und Savoyen vertauschen. Venedig blieb bei Oesterreich (also Italien nicht frei bis zur Adria), der Papst im Besitz des Kirchenstaates, in welchem er aber die unerläßlichsten Reformen vornehmen

ſollte. Auch Toscana und Modena ſollten wiederhergeſtellt werden. Endlich war die Idee eines italieniſchen Bundesſtaates unter dem Ehren-Präſidium des Papſtes wieder aufgenommen und dem ganzen Abkommen als erſter Artikel vorangeſtellt. Victor Emanuel machte gute Miene zum böſen Spiel und bedankte ſich bei Napoleon ſüß-ſauren Angeſichts. Cavour nahm ſeine Entlaſſung. Der franzöſiſche Kaiſer kehrte bereits am 12ten Juli nach Paris zurück. Der förmliche Friedensſchluß erfolgte am 10ten November 1859 zu Zürich.

Dieſer Frieden befriedigte keine der betheiligten Mächte und fand auf italieniſcher Seite am wenigſten Nachachtung. Den Regenten von Toscana und Modena war es nach Wortlaut der Tractate geſtattet, in ihre Staaten zurückzukehren und die Regierung von Neuem anzutreten, aber mit der Clauſel, daß das Volk ſie zurückverlange. Allein die Bevölkerung all' dieſer italieniſchen Kleinſtaaten war froh, dieſe Fürſten losgeworden zu ſein. Man forderte, mit Sardinien vereinigt zu werden, und hoffte immer noch, bald ganz Italien vereinigt zu ſehen. Einſtweilen wurde ihnen von ſardiniſcher Seite eine proviſoriſche Regierung zugeſtanden. Unter den Schutz derſelben ſtellten ſich nun aber auch die Bewohner der Romagna, die den Papſt nicht mehr als weltlichen Herrn anerkennen mochten. Pius IX., der auf dieſe Weiſe doch nicht wieder in den vollen Beſitz

des Kirchenſtaates kam und ſich außerdem mit völligem Verluſt ſeiner politiſchen Souverainetät bedroht ſah, mochte von einem italieniſchen Bundesſtaat nichts hören und dankte für die Ehre, den Vorſitz darin zu führen. Daß Oeſterreich von den Abmachungen in Zürich nicht beſonders erbaut war, verſteht ſich von ſelbſt. Es hatte zu viel Niederlagen erlitten, und nach ſeiner Meinung zu viel Land verloren, wogegen Victor Emanuel wieder beſorgte, er werde der Lombardei niemals recht verſichert ſein, ſo lange die Schlüſſel dazu, die Feſtungen Mantua und Peſchiera, welche den Oeſterreichern verblieben waren, nicht auch in ſeinen Händen wären. Endlich flößte die Annexion Nizza's und Savoyen's an Frankreich den europäiſchen Staaten überhaupt, vor allen aber den Nachbarn — der Schweiz, Belgien und den Rheinländern — die Befürchtung ein, Napoleon könne ſich nach dieſem Vorſpiel gelegentlich auch an ihnen einmal vergewaltigen wollen. Die Schweiz proteſtirte außerdem noch gegen die Einverleibung Savoyen's auf Grund früherer Verträge, wonach gewiſſe Bezirke des Savoyer-Landes für ewige Zeiten neutrales Gebiet ſein ſollten.

Aber auch ein großer Theil der Franzoſen ſelbſt zeigte ſich mit dem ſo ſchnell geſchloſſenen Frieden nicht einverſtanden; das Militair hatte größere Erfolge mit heim nehmen wollen; der Clerus und mit ihm die ganze ultramontane Partei fand ſich empfindlich verletzt, daß für den Papſt nicht mehr geſchehen ſei,

die Demokraten und Nationalen verdroß es, daß der Kaiser nicht, wie er versprochen, Italien bis zur Adria befreit und das Land nicht sogleich ganz unter einen Hut gebracht habe.

Louis Napoleon versuchte unmittelbar nach seiner Ankunft in Paris in einer Ansprache an die großen Staatskörper, die ihn beglückwünschten, seine Maaßnahmen zu rechtfertigen. Seine Worte klangen indeß wie eine kleinlaute Entschuldigung seiner Kleinmüthigkeit. Wenn er, so äußerte er sich, unter den Mauern von Verona den Krieg noch weiter hätte fortsetzen sollen, so würde das einen langen und unfruchtbaren Belagerungskrieg gegeben haben. „Ich fand Europa in Waffen vor mir, bereit, uns den Erfolg streitig zu machen, oder uns im Rücken beschwerlich zu fallen. Davon abgesehen, hätten die erforderlichen Mittel in keinem Verhältniß gestanden zu den zu erwartenden Erfolgen. Wir hätten vielleicht vom Rhein bis zur Etsch hin mit Feinden zu kämpfen gehabt. Ueberall hätte man sich gegen die Concurrenz der Revolution sichern müssen. Auch würde es noch viel Blut gekostet haben" u. dgl. m. Das Alles waren Betrachtungen, die der kluge Monarch vorher hätte anstellen sollen, ehe er zum Kriege schritt, und hatte er sie, wie ihm wohl zuzutrauen, wirklich vorher angestellt, so beweist ihre nachträgliche Mittheilung nur, daß es ihm bei dem Unternehmen nur um Krieg überhaupt bis zu bestimmten Dimensionen, nicht

aber um Eroberung oder Durchführung einer politischen Idee zu thun war. Trotz dieser Rede, trotz wiederholter Friedensversicherungen, trotz des Triumphzuges, der am 14ten August zur Aufführung kam und trotz des großartigen Banquets, welches den Marschällen, Generalen und höheren Officieren in den Tuilerien gegeben wurde, war und blieb die Stimmung eine schwüle.

Inzwischen gingen die Einheits- und Freiheits-Bestrebungen der Italiener, unbekümmert um die Tractate der Souveraine, unaufhaltsam ihren Gang. Garibaldi, der mit seinen Freischaaren im letzten Kriege so viel zur Isolirung der Oesterreicher beigetragen, schickte sich an, mit tausend Rothhemden und einem paar Geschützstücken das Königreich Neapel zu erobern. Franz II., der seit Kurzem seinem Vater in der Regierung nicht nur, sondern auch in dessen absolutistischen Regierungsgrundsätzen gefolgt war, hatte über ein Heer von einigen Hunderttausend Mann zu verfügen. Dem Volksmann aber flog überall das Volk entgegen. Auf der Insel Sicilien rief man Garibaldi zum Dictator aus, und als er nach dem Festlande übersetzte, öffnete ihm die Hauptstadt Neapel ihre Thore. Schließlich eroberte Garibaldi das Königreich beider Sicilien für Victor Emanuel, also mittelbar für Italien. Nicht besonders darüber erfreut, wagte Napoleon dennoch nicht, für sich allein endgültig das Schicksal Italiens zu entscheiden. Er brachte zum

Austrag der Sache einen Congreß der Großmächte in Vorschlag, und da dieser nicht zu Stande kommen wollte, beschwichtigte er die Italiener, welche den ganzen nördlichen Theil des Kirchenstaats, die sogenannte Emilia, mit Sardinien vereinigt verlangten, einstweilen mit einer Broschüre „Der Papst und der Congreß“, goß aber damit wiederum bei der Klerisey Oel in's Feuer. Hierin ward nämlich dem Papst zwar seine weltliche Souverainetät zugesichert, aber nur über ein sehr kleines Territorium. „Je kleiner,“ spottete der Verfasser, „das Gebiet ist, desto größer wird der Souverain sein. Die päpstliche Herrschaft muß ohne Heer, ohne Volksvertretung, so zu sagen ohne Gesetzbuch und Justiz sein. Sie ist eine in ihrer Art einzige (patriarchalische) Regierungsform, die mehr der Autorität der Familienherrschaft, als der Staatsverwaltung einer Nation gleicht.“ Ueber solche Auffassung spieen begreiflich Papst, Cardinäle und Prälaten Feuer und Flamme, so daß Napoleon sich zuletzt bemüßigt sah, die Broschüre, an deren Redaction er selbst mit betheiligt gewesen, zu desavouiren und ihre Wirkung durch eine zweite Flugschrift „Frankreich, Rom und Italien“, welche dem heiligen Vater von Neuem den Schutz des Kaisers verhieß, möglichst zu begleichen.

Glücklicher war Napoleon in seinen Bemühungen, die Franzosen und das Ausland durch fortgesetzte Reformvorschläge für den Handels- und Industrie-

Verkehr zufrieden zu stellen. Er begann das Jahr 1860 mit einem Erlaß, der dem Freihandel sehr warm das Wort redete und schloß bald darauf den Handelsvertrag mit England ab. Die militairischen Kräfte zu beschäftigen und den Nationalstolz rege zu halten, wurden Expeditionen zur See an die marokkanische Küste und nach China unternommen, in welchem letzteren Lande bekanntlich Graf Palikao ergiebige Privat-Annexionsstudien machte.

In ganzer Größe aber präsentirte sich der Kaiser der Franzosen noch einmal im Juni d. J. in Baden-Baden. Hier hatte sich eine namhafte Zahl deutscher Souveraine um den Prinz-Regenten von Preußen zu einem Fürsten-Congreß versammelt, dessen Zweck war, sich ihres Zusammenhaltes zu versichern gegen irgend welche Angriffe von außen her. Diesem Congreß stattete uneingeladen Napoleon III. einen Besuch ab, um seinerseits die versammelten Fürsten herablassend und zuvorkommend über die Möglichkeit einer Gefahr, die ihnen von Frankreich drohen könnte, bestens zu beruhigen. Das war der Gipfelpunct von Macht und Glanz, den er erreichte; von da an geht es von Jahr zu Jahr immer mehr abwärts mit Beidem.

20.

Im Wendepunct.

Alle Schriftſteller, welche ſich neuerer Zeit mit der Geſchichte Napoleons III. beſchäftigt haben, erkennen die Jahre 1860 und 1861 als den Wendepunct ſeines Geſchicks an. Der Verfaſſer dieſer Denkwürdigkeiten hatte bereits zu Anfang dieſer Periode eine helle Vorahnung der Kataſtrophe, die früher oder ſpäter über den ſiegestrunkenen Franzoſenkaiſer hereinbrechen müſſe, wenn er fortführe, nur ſeinem perſönlichen, dynaſtiſchen und nationalen Intereſſe, wie bisher, zu fröhnen und ſich nicht dazu verſtehen könne oder wolle, den berechtigten Culturanforderungen des Jahrhunderts, Europa's und der Civiliſation ſeinen Tribut an Huldigung darzubringen. Solchen Gedanken und Empfindungen gab ich damals Ausdruck in dem meiner Schrift „Zum Frieden Europa's“ vorangeſchickten, öffentlich und ausdrücklich an Louis Napoleon adreſſirten Sendſchreiben. Der Gemeinwichtigkeit der Sache wegen mag das hier von Neuem in Erinnerung kommen!

Die genannte Schrift, in J. F. Richter's Verlag in Hamburg erſchienen, iſt freilich ſeit jener Zeit nahezu vergriffen. Eine neue Auflage derſelben würde nach den Erfahrungen, die wir an und in den Kriegen von 1864 bis 1871 gemacht haben, eine vollſtändige Umarbeitung erfordern, eine ſolche aber dürfte inſofern überflüſſig erſcheinen, als die darin geltend zu machenden Geſichtspuncte heute ſchon Gemeingut aller unabhängigen und unbefangen denkenden Männer geworden ſind, und die literariſchen Veröffentlichungen der verſchiedenſten politiſchen, religiöſen und wiſſenſchaftlichen Standpuncte davon widerhallen. Es genüge daher hier die Bemerkung, daß die erwähnte Broſchüre populär-philoſophiſch die drei Fragen zu erledigen ſucht: 1, Sind die Kriege ein Product der Vernunft oder der Unvernunft? 2, Wie ſind in unſern Tagen zwiſchen civiliſirten Völkern überhaupt noch Kriege möglich? 3, Welches ſind die einfachſten und ſicherſten Mittel zu einem europäiſchen Frieden von Dauer?

Anders als zu der Schrift ſelbſt ſtellt ſich jedoch das Verhältniß der „Denkwürdigkeiten aus Louis Napoleon's Leben“ zu dem an den Kaiſer der Franzoſen vor mehr als 10 Jahren gerichteten offenen Sendbrief. Allerdings gehört ſich für eine Geſchichte ſeines Lebens, nicht zu verſchweigen, daß dem einſt ſo hoch erhobenen und dann ſo tief geſunkenen Manne zu rechter Zeit Vorſtellungen gemacht und Wahrheiten zu beherzigen gegeben wurden, die, hätte er ihnen

Folge geleistet, ihn vor dem herben Geschick, dem er verfallen, sicher bewahrt haben würden. Da dies zugleich in einer Form geschehen ist, die für ihn nichts Unehrbietiges haben, bei der aber auch der Verfasser sich nichts vergeben konnte, möge das genannte Vorwort seinem wesentlichen Wortlaute nach hier eine Stelle finden! Inhalt und Form werden seine Verbreitung unter ein größeres Publikum, als seine erste Veröffentlichung vorauszusetzen hatte, hinreichend motiviren.

„Sire! Als der verewigte Kaiser Nikolaus sich zum Krimkriege rüstete, erschien vor Sr. Majestät eine Gesandtschaft der englischen Friedensfreunde mit Bitten und Vorstellungen, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Kaiser empfing sie mit Herablassung und hörte ihre wohlgemeinten Herzensergüsse mit Leutseligkeit an, that aber, was er für gut hielt. Ew. Kaiserliche Majestät haben an des in Gott ruhenden Czaren Stelle für die Kriegs- und Friedensfrage Europa's die Initiative übernommen oder überkommen. Andrerseits sind die Bestrebungen der Friedensfreunde der deutschen Philosophie, der sie zum größeren Theile entstammen, wieder heimgefallen. Nach seinen seit mehr als dreißig Jahren literarisch verfolgten Bildungszwecken im Interesse der Humanität mußte sich der Unterzeichnete namentlich

berufen fühlen, vorkommenden Falls die allgemeine Friedensfrage populär-philoſophiſch wieder aufzunehmen.“

„Ueber das hier beſprochene Thema, Sire, habe ich Vorträge gehalten, und alle Welt hat mich verſichert, daß, wenn ein Souverain wie Ew. Majeſtät meine Ideen vernehmen könnte und adoptiren wollte, der Friede Europa's keine Gefahr litte. Frankreich iſt nach dem Bekenntniß Ew. Majeſtät die einzige Macht, die noch für eine Idee Krieg führt. Sollte dieſe Macht ſich nicht auch dazu erheben können, für eine große menſchheitliche Idee Frieden zu führen? ihn für ganz Europa mit herbeiführen zu helfen?“

„Allerdings klingen die Gedanken, welche die Philoſophie gegen den Krieg geltend zu machen hat, vielleicht ſchneidender und ſchlagender, als die Herzensmeinungen der Quäker. Der Philoſoph trägt, wie Napoleon I. es von den Staatsmännern forderte, bei ſeiner Arbeit das Herz im Kopf. Aber ich ſchätze den Kaiſer Ludwig Napoleon Philoſophen genug, ein ſolches Syſtem mit der Unbefangenheit und dem theoretiſchen Vergnügen zu würdigen, womit etwa Ihre Majeſtät die Königin Victoria die Wunder von Cherbourg gemuſtert haben mag. Ew. Majeſtät ſind in den philoſophiſchen Ideen des Jahrhunders erwachſen und groß geworden und haben eine Schule durchlebt, die Sie den Glanz der Krone und den Duft des Lorbeers nicht überſchätzen läßt. Das bleibt mein

Trotz! Müßte der Kaiſer im Purpurmantel, der Heerfürſt an der Spitze triumphirender Truppen, die Zueignung der Schrift ablehnen, ſo ſei ſie dem Denker auf dem Throne geweiht.“

„Wie an Ew. Kaiſerl. Majeſtät habe ich an mir ſelbſt zweierlei Perſönlichkeiten aus einander zu halten. Als Preuße gehe ich mit meinem Könige, mit meinem Regenten und bin der Freund oder Feind Frankreichs, der Verfechter oder der Gegner Napoleons, wie es eben die die preußiſche Politik fordert. Mit dieſer aber hat das gegenwärtige Unternehmen nichts zu thun. Preußen fürchtet den Krieg wahrſcheinlich ſo wenig, als es ihn ſucht oder ſeiner bedarf. Aber, Sire, ich gehöre noch einem andern Staate an. Augenblicklich in ländlicher Zurückgezogenheit meinen Studien lebend, fühle ich mich mehr denn je Mitglied jener Republik, die ihre Bürger durch die Jahrhunderte, durch alle Zeiten und Völker, durch alle Sphären und Claſſen der Geſellſchaft vertheilt findet; jener Republik von Denkern und Forſchern, welche in mehr als einem Sinne, Sire, auch Sie zu den Ihrigen zählt. In dieſer Eigenſchaft wage ich es allerdings, mit den nachfolgenden Blättern eine inhaltsſchwere Petition vor den Stufen des Thrones Ew. Majeſtät niederzulegen, eine Petition, welche, wenn ſie in Circulation ginge, viele Millionen Unterſchriften aus allen Ländern zurückbringen würde, die Petition nämlich: Geben Sie der Welt den

Frieden, Sire! Machen Sie das Wort wahr, welches Ihnen zuerſt die Sympathie der Völker gewann: „„Das Kaiſerreich iſt der Friede!““ Verwirklichen Sie den holden Traum von St. Helena, daß alle Nationen Europa's ein Volk, alle Souveraine eine Familie bilden! Aber verwirklichen Sie ihn nicht auf Koſten der Integrität der Staaten, der Freiheit der Völker, der Unabhängigkeit der Souveraine! Erneuern Sie, Sire, das Andenken Heinrichs IV., aber überbieten Sie die Lauterkeit und den Edelmuth ſeiner Motive! Werden Sie der Schutzgeiſt der Fürſten wie der Völker, und man wird Ihren Namen höher preiſen, als den Ihres gefeierten Ohms, und die fernſten Enkel noch werden den Manen Ludwig Napoleons Dank opfern.“

„Auch die Fürſten, Sire, ich verhehle es mir nicht, ſind nicht immer Herren ihres Willens, ihrer perſönlichen Wünſche. Es kann nicht die Rede davon ſein, heute oder morgen den ewigen Frieden für Europa zu proclamiren. Aber ihn vorzubereiten, ihn der zweiten Generation zu ermöglichen, der dritten zu ſichern, das ſteht dem Stolz, der Macht, der Bildung unſeres Jahrhunderts wohl an und wird und muß mit Gottes Hülfe gelingen, wenn wir es mit Ernſt wollen.“

„Majeſtät! das Urtheil der Nachwelt iſt ein unerbittliches und unbeſtechliches Tribunal für die Lenker und Beherrſcher, wie für die Lehrer und

Propheten der Völker; es richtet auf Grund der Thatsachen und Erfolge. Sie verdammt den Hohenpriester, der heut im Nimbus der Heiligkeit strahlt, wenn sie inne geworden, daß er die Welt belog, wie gleicherweise den Seher, der aus Feigheit den Völkern seine Vision unterschlug und die Weissagung verweigerte. Aber ihr Fluch trifft auch die Kaiser und Könige, denen er die Wahrheit verkündete, die diese aber verachteten oder verlachten."

„Sire! Dieser Fernsicht darf ich nichts hinzufügen, als die Versicherung, daß ich mir Glück wünschen werde, sobald es Ew. Majestät gefallen wird, vom Inhalt der folgenden Blätter Kenntniß zu nehmen."

„Ham, den 22. März 1860." „Der Verfasser."

Es war die Frage, ob Napoleon III. lediglich im Wege des Buchhandels die Schrift zu Gesicht bekommen und von ihr Notiz nehmen würde. Ihm mein Buch direct zu übersenden, hatte ich mancherlei Bedenken. Das an ihn adressirte Vorwort war keine förmliche Dedication, enthielt für ihn keine Schmeicheleien, welche etwa mit einem Orden der Ehren-Legion, einer Busennadel, einer goldenen Tabatière bezahlt werden konnten. Im Gegentheil, das Sendschreiben und noch mehr das Buch selbst, brachte Vieles, was den Anschauungen und muthmaßlichen Plänen, wie der Stellung des Kaisers der Franzosen

ſchnurſtracks entgegengekehrt lautete. Um ihn indeß gleichwohl nicht darüber in Unwiſſenheit zu laſſen, daß dies Buch exiſtire, ſchickte ich ein beſonders dazu ausgeſtattetes Exemplar per Poſt an den erſten Cabinetsſecretair des Kaiſers mit der Bitte, daſſelbe Sr. Majeſtät gelegentlich inſinuiren zu wollen. Nach einiger Zeit erhielt ich daſſelbe zurück mit einer Zuſchrift, die ich im Nachſtehenden buchſtäblich und bis auf die Interpunction orthographiſch genau wiedergebe:

Palais de Tuileries le 11. Août 60.
Cabinet de l'Empereur.

Monsieur

d'aprés les réglement actuellement en vigueur, tout étranger qui désire faire hommage à l'Empereur d'une litteraire quelconque doit, préalablement en solliciter l'autorisation par l'intermediaire de l'Ambassadeur ou du Ministre de Sa Majesté accrédité auprès du Gouvernement de sa nation.

Votre requête, addressée directement à Sa Majesté ne saurait donc, quant à present, recevoir aucune suite. J'ai l'honneur de vous le faire savoir et je vous renvoie sous ce pli le livre qui était joint à votre lettre.

Recevez, Monsieur, l'assurance de mes sentimens distingués.

M. Richter à Hambourg

Le S. Chef du Cabinet de l'Empereur
Dalma.

Ich ſollte alſo erſt auf diplomatiſchem Wege die Erlaubniß nachſuchen, dem Kaiſer meine „Huldigung“ darbringen zu dürfen. Da ich zu Letzterem,

wie Inhalt und Form meines gedruckten Sendschreibens beweisen, gar keine Absicht hatte, unterließ ich natürlich auch Ersteres. Auf einen Orden der Ehrenlegion oder sonst ein Don-gratuit war mein Buch nicht angelegt. Ich begnügte mich demnach mit der officinellen Uebermittelung durch den Buchhandel und ließ den mir angewiesenen officiellen Weg durch die Gesandtschaften unbetreten. Da man jetzt in den Tuilerien überhaupt vom Dasein dieses Buches wußte, vertraute ich, daß auch sein Inhalt dem Kaiser kein Geheimniß bleiben würde. Spätere Erfahrungen bestärkten mich darin. Den Frieden Europa's zu stören — und nur davon war ja in meiner Schrift zunächst die Rede — vermied Napoleon III. zehn Jahre hindurch sorglichst. Was er in andern Welttheilen unternahm, das, mochte er denken, verstoße nicht gegen das europäische Gewissen. Gleichwohl führte ihn der Krieg in Mexico zum Fall, und als er 1870 doch noch gegen Deutschland auszog, ward dies sein Sturz.

21.

Abwärts!

Der Rückgang der Herrlichkeit des zweiten Kaiserreichs ist durch das von Louis Napoleon geschaffene und alsbald wieder seinem Schicksal, d. h. seinem Untergange, preisgegebene mexikanische Kaiserthum Maximilian's von Oesterreich inaugurirt, will sagen — vorbedeutet und eingeleitet. Es ist nicht dieses Ortes, auf die im Beginn völlig verfehlte und bis zu ihrem wirklich tragischen Ausgang ebenmäßig zu Ende geführte mexikanische Expedition detaillirter einzugehen, und verweisen wir hierfür auf die einschlägigen Schriften von Graf Kératry, Prinz Salm, v. Montlong und Dr. Basch. Hier sei nur daran erinnert, daß auch dieser Krieg, wie so viele Unternehmungen Louis Napoleons, theilweis von lucrativem Interesse eingegeben war, mit einer politischen Idee sich vergesellschaftete und eine große civilisatorische Mission als Aushängeschild benutzte.

Um mit dem Geldpunct zu beginnen, so hatte der Vorgänger des Präsidenten Juarez, General Miramon, kurz vor seinem Fall, durch einen Schweizer Namens Jecker eine Anleihe von 7 Millionen und einigen Hunderttausend Frcs. gemacht und demselben dafür einen Schuldschein über 75 Millionen ausgestellt. Den neuesten Tuilerien-Enthüllungen zufolge war Graf Morny an dem Geschäft mit 30 pr. Cent Benefiz betheiligt gewesen, ja eine Stelle in dem jüngsten Mahnbriefe Jecker's läßt vermuthen, daß selbst eine noch über Morny stehende Persönlichkeit bei der Sache nicht uninteressirt war. Der Nachfolger Miramon's, Präsident Juarez, erkannte die Forderung nicht als zu Recht bestehend an, erbot sich aber freiwillig, die wirklich von Jecker gezahlten 7 Millionen zurückzuerstatten. Jene Weigerung und einige Klagpuncte von in Mexiko etablirten Franzosen über unwürdige Behandlung wurden von der französischen Regierung als casus belli betrachtet und benutzt. Weiterhin hatte Napoleon politische Beweggründe, sich auf die transatlantischen Verhältnisse mehr Einfluß zu verschaffen. Bei den damals entbrannten Feindseligkeiten zwischen den Süd- und Nord-Staaten der Union wollte er den ersteren, die er bereits als kriegführende Macht anerkannt und nicht, wie Andere, für Rebellen erklärt hatte, durch eine feste Position seiner Truppen in Mexiko einen gewissen Rückhalt geben. Außerdem hegte er den

Plan, den Republiken in Nord- wie in Central- und Süd-America zum Trotz, in Mexiko eine Monarchie zu errichten, ein neues Kaiserreich, für welches der ihm von clericaler Seite vorgeschlagene Erzherzog Maximilian von Oesterreich als Repräsentant um so passender schien, als sich mit dessen Familienverhältnissen ein weiter greifender Plan vereinbaren ließ. Maximilian war mit der belgischen Prinzessin Charlotte vermält, einer Tochter König Leopolds und Enkelin Ludwig Philipps. Die Ehe war kinderlos geblieben. Starb Maximilian, so ließ sich mit dem König der Belgier eine Uebereinkunft dahin treffen, daß dieser die Kaiserschaft in Mexiko übernähme und dafür Belgien an Frankreich abträte. Endlich glaubte Napoleon III., mit diesem von ihm abhängigen überseeischen Kaiserreich die bisher mit augenscheinlichem Erfolg an der Donau, in Italien, der pyrenäischen Halbinsel angestrebte Hegemonie Frankreichs über die romanischen Volksstämme zum triumphirenden Abschluß zu bringen. In diesem Sinne schrieb er an den General Forey, als dieser mit 24,000 Mann Nachschub in See gegangen: „Wenn Mexiko seine Unabhängigkeit bewahrt und sein Gebiet intact erhält, wenn eine feste Regierung unter dem Beistande Frankreichs gebildet wird, so haben wir der lateinischen Race jenseit des Ocean's ihre Kraft und ihren Glanz wiedergegeben.“

Allein die Dinge kamen anders, als Napoleon berechnet hatte. Die vereinigten Staaten gewannen immer mehr Vortheile über den abtrünnigen Süden und in dem Maaße, als ihre Waffen Fortschritt machten, verbaten sie sich die Einmischung Frankreichs in die amerikanischen Händel, ja sie unterstützten mittelbar die Juaristen gegen die Truppen Bazaine's, der schließlich den Oberbefehl führte, wie gegen die schwache Armee Maximilians. Offen mit der nordamerikanischen Union zu brechen, das wagte Louis Napoleon nicht. So geschah es denn, daß er, nachdem er ein Heer von 50,000 Mann 5 Jahre lang in Mexiko unterhalten und mehrere Millionen an Geld nebst Tausenden von Menschenleben nutzlos aufgeopfert hatte, zuletzt gegen den Vertrag von Miramare seine Hand früher von dem improvisirten mexikanischen Kaiser zurückzog als festgesetzt worden, d. h. Maximilian seinem Schicksal überließ. Die Kaiserin Charlotte ward darüber irrsinnig. Ihr Gemal fiel nach dem Abzuge der Franzosen seinen Feinden in die Hände und ward mit den Generalen Miramon und Mejia am 19ten Juni auf dem Cerro de la Campas vor Queratero erschossen.

Maximilian war ein edler, chevalaresker Charakter, aber ein durch und durch unpraktischer Mensch und für die ihm aufgebürdete Rolle nicht geschaffen. Napoleon als der Aeltere und Erfahrenere hätte dies wissen und den unglücklichen Fürsten, statt ihn aufzumuntern,

vielmehr warnen und zurückhalten müssen. Ihn machte man demnach auch für das tragische Ende Maximilians wie für das nicht minder beklagenswerthe Loos der Kaiserin Charlotte vorzugsweise verantwortlich, und die Folgen blieben nicht aus.

Sein Unstern in America ward sein Verhängniß auch für seine europäische Politik, für die äußere wie für die innere. Die Nation mit einem neuen großen Kriege zu beschäftigen, wollte ihm nicht gelingen. Um einiger Maaßen sein vorgebliches Prestige, der Lenker der Geschicke Europa's zu sein, im Glauben des Volkes zu erhalten, warf er sich auf das Diplomatisiren und ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, die sich irgend wie zu einem Conflict und zur Lösung desselben durch Notenwechsel und Congreß anließ, ohne sich einzumischen und andern Mächten ihre Mitwirkung abzuringen oder die seinige aufzudringen. Aber die Erfolge ließen ihn auch auf diesem Felde wenig Lorbeeren mehr pflücken und waren mehrere Male schlimmer als gar keine, weil sie aller Welt offenbar machten, wie viel er, wie viel Frankreich an Ansehn und Einfluß in den letzten Jahren eingebüßt hatten.

Um die in der Deputirtenkammer wie in der unabhängigen Presse von Zeit zu Zeit sehr keck ihre Stimme erhebende Opposition wenigstens nicht Sinn und Gemüth der Menge gegen ihn einnehmen zu lassen, ward reichlich und planmäßig für Zerstreuung

und Unterhaltung derselben gesorgt durch Schaustellungen und öffentliche Vergnügungen aller Art. Je frivoler dieselben waren, desto pikanter wirkten sie, desto stärkere Zugkraft übten sie, desto mehr waren sie protegirt vom Hof und bei Hof. Als das Volk nach jahrelangem Taumel sich dennoch ernüchterte und in dem niederen Sinnen- und Phantasiekitzel keine ausreichende Befriedigung mehr fand; als die kleine Presse selbst in ihren Tage- und Wochenblättchen eine andere Richtung einschlug und den Cynismus und Sarkasmus ihrer Darstellungsweise auf die Politik anwandte; als der Ruf nach Reformen im gesetzgebenden Körper wie in den Vereinen immer zahlreicher und dreister laut wurde: da endlich mußte sich der Kaiser gern oder ungern zu liberal gefärbten Zugeständnissen verstehen. Aber jede dem Volksinteresse gewährte Concession zog nur neue Forderungen nach sich. Die Majoritäten, auf welche Louis Napoleon pochte, waren Scheingrößen. Seine Anhängerschaft bestand zum größten Theile aus geistbeschränkten leicht getäuschten Landleuten und Kleinstädtern oder aus abhängigen Staatsdienern, Militairs, Lieferanten u. s. w. Jene ließ der Wahn, diese die Furcht beim Plebiscit für das neue Grundgesetz und die Thronfolge des Kindes von Frankreich stimmen. Die intelligenten und freien Elemente der Nation erklärten sich gegen ihn, und selbst in der Armee hielten Tausende mit ihrem gegnerischen Votum nicht mehr

zurück. Gerade die größeſten Städte des Landes — Paris, Lyon, Marſeille ꝛc. ꝛc. — waren diejenigen, auf die er am wenigſten ſich verlaſſen konnte. Napoleon III. fühlte, was das zu bedeuten hatte. Er mußte um jeden Preis wieder Krieg führen und zwar einen Krieg, der auf allgemeine Zuſtimmung rechnen durfte. Das war ein Krieg gegen Preußen, reſpective gegen den neu conſtituirten norddeutſchen Bund. Kehrte er aus dieſem Kriege nicht als Sieger heim, ſo war, darüber herrſchte in und außerhalb Frankreich einerlei Meinung und das verhehlte er ſich ſelbſt nicht, ſein Reich dahin, ſein Thron verloren. Er bequemte ſich aber zum „Va banque“, weil ihm nichts Anderes mehr übrig blieb.

Das iſt in den Hauptzügen die Geſchichte der letzten zehn Jahre des zweiten Kaiſerreichs. Belegen wir das Geſagte mit den nöthigſten Daten und Thatſachen!

Bereits im Juni 1861 mußte Frankreich auf Antrag der Pforte, welchem England Nachdruck verlieh, ſeine Truppen aus Syrien zurücknehmen, ohne viel ausgerichtet zu haben. In China hatte Palikao allerdings Peking erobert; die räuberiſche Weiſe aber, wie die Franzoſen bei der Plünderung verfahren waren, gereichte ihrer Kriegführung nichts weniger als zur Empfehlung. In Italien behauptete Napoleons Taktik ſich in jener Schwebe, die beide Parteien gegen ihn aufbrachte. Die Zugeſtändniſſe,

die zuletzt dem Papst gemacht waren, versöhnten weder ihn, noch die ihm anhängigen Prälaten Frankreich's. Der Bischof Dupanloup von Orleans verlangte in einem offenen Sendschreiben an den Verfasser der Napoleon'schen Broschüre eine offene Sprache, ohne Hinterhalt und Zweideutigkeit. Der Bischof von Poitiers verglich den Kaiser in einem seiner Hirtenbriefe ungenirt mit Pontius Pilatus. Der Papst selbst schleuderte seine Encyclica und den Syllabus auch nach Frankreich. Die Regierung verbot zwar die Veröffentlichung dieser Verketzerungen und Verdammungen, allein nicht alle Bischöfe leisteten Folge. Nach dem am 6ten Juni 1861 erfolgten Tode Cavour's hielt Napoleon es für zweckmäßig, das neue Königreich Italien unter Victor Emanuel förmlich anzuerkennen. Einen festen Abschluß nach seinem Willen sollten die italienischen Verhältnisse durch die am 15ten September 1864 stipulirte Convention empfangen. Danach sollte Florenz die Hauptstadt des neuen Königreichs werden, Rom dem Papst verbleiben, aber von den französischen Truppen geräumt werden.

Es war vorauszusehen, daß, sobald der römische Stuhl sich nicht mehr auf die Bajonette der Franzosen stützen konnte, auch Rom sich nicht länger behaupten ließ; denn die Italiener verlangten durchaus ein ganzes Italia unita mit Rom als Mittelpunct und Residenz des Königs. Um den also bedrängten

Kirchenstaat nicht ganz hülflos zu lassen, gab Louis Napoleon zu, daß die päpstliche Armee sich um eine Legion verstärkte, die aus angeworbenen Franzosen gebildet und von französischen Officieren commandirt wurde. Diese sogenannte „Legion von Antibes“ hatte indeß nicht lange Bestand. Sardinien drang auf deren Auflösung, und kaum war diese vollzogen, so regte es sich auch im ganzen Lande wieder, Rom zu gewinnen und der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen. Zu Anfang Oktober's 1867 rückte Garibaldi an der Spitze einer zahlreichen und siegesmuthigen Freischaar noch einmal gegen die Stadt vor. Allein nun waren auch die Franzosen sofort wieder auf dem Platz, und im Verein mit den päpstlichen Truppen gelang es ihnen, die Gegner aus dem Felde zu schlagen. Der Sieg des Generals Polhés bei Mentana am 3ten November 1867 sicherte einstweilen dem Papst den Rest seiner weltlichen Herrlichkeit, zugleich aber entschied er für eine abermalige Mit-Besetzung Rom's durch französische Truppen, die denn auch bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 nicht wieder von dort wichen. Die Occupation Rom's hatte Frankreich im Ganzen 56,600,000 Frcs. gekostet, und welches waren die reellen Früchte dieses Aufwandes? Keine andere, als die, daß die ultramontane Partei nicht geradezu und in Masse sich gegen das neue Kaiserreich erhob. Außerdem hatte

Napoleon bei den letzten Actionen im Felde Gelegenheitgefunden, die neuen Chassepot-Gewehre eine Probe bestehen zu lassen. Sie hatten, wie die Franzosen versicherten, wahre Wunder gethan. Hierauf wie auf die demnächst auftauchende Kugelspritze, die sogenannte Mitrailleuse, baute Louis fortan überschwängliche Hoffnungen und Pläne.

Unblutige Lorbeeren glaubte er auf diplomatischem Wege bei dem erneuten Polenaufstand i. J. 1863 zu erringen, täuschte sich aber auch hierin. Nachdem dieser Aufstand bereits überraschende Dimensionen angenommen, und die Polen mehrere nicht unbedeutende Vortheile über die Russen davongetragen hatten, hielt er es für angezeigt, eine Intervention zu versuchen, die, wenn sie auch nicht die Wiederherstellung eines souverainen Königreiches Polen zur Folge hätte, doch wenigstens den Polen freiere Institutionen verschaffen könnte. Für sich allein aber mochte er einen so gewagten Schritt doch nicht thun; er hätte ihn in einen neuen Krieg mit Rußland verwickeln können, und einen solchen wollte er wenigstens nicht ohne Bundesgenossen führen. Er suchte also England und Oesterreich zur Theilnahme an der Vermittler-Rolle zu bewegen, was ihm mindestens so weit glückte, daß alle drei Mächte sich über sechs Puncte einigten, die sie in ihren Noten an die russische Regierung dringend zur Annahme empfahlen: Erlaß einer vollständigen allgemeinen Amnestie, Verfassung und Volksvertretung

wie Alexander I. ſie den Polen verheißen, Beſetzung der Staatsämter mit Polen, Anerkennung der Landesſprache in Verwaltung, Rechtspflege und Unterricht, geſetzlich geregelte Rekrutirung, endlich Gewiſſensfreiheit und Vollberechtigung des katholiſchen Cultus. Da der Czar indeß jede beſtimmte Zuſage verweigerte und ſich jede weitere Einmiſchung fremder Mächte in die Angelegenheiten ſeines Reiches verbat, wurden die drei Verbündeten bald unter ſich uneinig, und die Intervention machte kläglich Fiasco. Mit bewaffneter Hand für Polen einzutreten, verſpürten weder England noch Oeſterreich die geringſte Neigung. Aber auch die Idee eines Congreſſes ſtieß bei ihnen auf Widerſpruch. Zuletzt wurde wieder eine Broſchüre in die Welt geſchleudert unter dem Titel „Das Kaiſerreich, Polen und Europa“, die einen ſehr herausfordernden Ton anſtimmte, von der „Times“ aber eine derbe Abfertigung erhielt. „Nach dem Programm dieſer Schrift“, äußerte der Referent darüber unter Anderem, „hat Frankreich den Beruf, jedem Staat gegenüber als Beſchützer des Katholicismus und der Civiliſation aufzutreten; England und Schweden, Oeſterreich und Italien haben ihm als Knappen zu folgen, und Preußen hat ſeinen Heeren freien Durchzug zu geſtatten. Wir wünſchen, daß Alles geſchehe, was auf diplomatiſchem Wege für Polen geſchehen kann. Ein Miniſter jedoch, der nur den Verdacht auf ſich lüde, England in einen Krieg

ſtürzen zu wollen, um Rußland und Preußen im Intereſſe Frankreichs zu theilen, würde nicht lange Miniſter bleiben."

Auf Preußen war das franzöſiſche Manoeuvre gegen Rußland allerdings mit gemünzt, wie darüber eine andere zu jener Zeit veröffentlichte Broſchüre „Der Rhein und die Weichſel", voll von Verdächtigungen und Verläumdungen rückſichtlich der Behandlung der Polen im Großherzogthum Poſen, keinen Zweifel läßt. Aber, wie bemerkt, für ſich allein mochte Napoleon auch nicht einmal gegen Preußen vorgehen. Wären dagegen Oeſterreich und England zu ihm geſtanden, ſo würde er wahrſcheinlich mit großem Vergnügen an den Rhein gerückt ſein.

Nicht ohne Befriedigung gewahrte Napoleon III., daß, nachdem kaum die Polen-Frage abgethan war, Preußen mit Oeſterreich in ein geſpanntes Verhältniß gerieth. Das ließ ihn hoffen, dieſe Spannung in Frankreich's und ſeinem eigenen Intereſſe ausbeuten zu können, ohne ſich deshalb mit einem großen Kriege in Unkoſten zu ſetzen. Er ließ in Schleswig-Holſtein ſcheinbar den Dingen ihren Lauf und gab dem König von Dänemark wie dem Herzog von Auguſtenburg, der ſich ihm beſonders empfahl, ihrem Schickſale preis, in Erwartung, daß die Verwicklung noch einen Punct erreichen werde, wo er mit beſſerem Erfolge dazwiſchen treten, und ſein Wort die Entſcheidung bringen werde. Als es aber zu dem Ver-

trage von Gastein kam, kraft dessen Oesterreich Holstein und Preußen Schleswig einstweilen behalten und für eigene Rechnung verwalten sollten, konnte er nicht umhin, seiner empfindlichen Ueberraschung bitteren Ausdruck zu geben. „Auf welchem Grundsatz," heißt es in einer von ihm inspirirten Depesche, „beruht diese österreichisch-preußische Combination? Wir bedauern keine andere Begründung darin zu finden, als die Gewalt; keine andere Rechtfertigung, als die gegenseitige Convenienz der Theilungsmächte. Das ist ein Verfahren, dessen das heutige Europa entwöhnt war, und für welches man nur in den trübsten Zeiten der Geschichte Beispiele vorfindet."

Da nun aber dennoch 1866 der Krieg zwischen Preußen und Österreich ausbrach, da die Preußen ohne andere Bundesgenossen, als ein paar Kleinstaaten im nördlichen Deutschland, und Victor Emanuel für Italien, der gesammten österreichischen und vereinigten deutschen Macht zum Trotz erst in Sachsen, dann in Böhmen einfielen, da war es ziemlich allgemein verbreiteter Glaube, daß Frankreich mit von der Partie sein werde; daß Bismarck sich zuvor mit Napoleon dahin verständigt habe, Letzterer solle Belgien oder sonst ein annehmbares Grenzland nach beendigtem Kriege empfangen, sei es für den Beistand, den er nöthigen Falls Preußen leisten würde, sei es dafür, daß er nichts gegen Preußen unternähme, sondern sich streng neutral verhielte. Jetzt wissen

wir, daß eine ſolche Verabredung nicht ſtattgefunden hat, daß Napoleon dagegen ſich ſchmeichelte, die bloße Andeutung ſeiner Wünſche, wie er ſie einmal dem preußiſchen Premier in St. Cloud anzuhören gegeben, die dieſer aber nur mit Schweigen erwidert hatte, werde genügen, ihm ſeinen Antheil an den Früchten des Kampfes zu ſichern. Später ließ er durch ſeinen Vetter den Prinzen Napoleon und durch vertraute Agenten in Berlin Vorſchläge machen, und im Mai 1866 rückte ſein Geſandter Graf Benedetti offen mit dem Entwurf eines Offenſiv- und Defenſiv-Bündniſſes heraus, wonach Frankreich mit 300,000 Mann den Preußen gegen Oſterreich und nöthigenfalls gegen die deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten Hülfe leiſten, dagegen alles Land zwiſchen Moſel und Rhein (Mainz und Coblenz ausgenommen), ein Gebiet von etwa 2 Millionen Einwohnern, zur Schadloshaltung empfangen ſollte.

Bismarck hütete ſich wohl, hierauf eine Erklärung abzugeben, aber Preußen beſorgte das Geſchäft ohne Frankreichs Hülfe für alleinige Rechnung und Gefahr und brachte es glücklich zu Stande. Es ging damit in Böhmen ſo raſch vorwärts, daß Napoleon ſelbſt erſtaunte. Da er nun nichts mehr gegen Preußen unternehmen konnte, um ſich etwa für die ſtumme Abweiſung ſeines Antrages vom Mai zu rächen, mußte Benedetti bei den Friedensunterhandlungen zu Nikolsburg im Geheimen Napoleons Theilungs-

offerten gegen Bismarck von Neuem zur Sprache bringen. Hierbei compromittirte ſich der gute Benedetti aber in doppelter Weiſe. Einer Berliner Correſpondenz in der Kölniſchen Zeitung zufolge ſuchte er nämlich die von ſeinem Kaiſer verlangten Zugeſtändniſſe dem preußiſchen Miniſter-Präſidenten förmlich abzupreſſen, indem er mit Krieg drohete, falls ſeine Anerbietungen wiederum abgelehnt werden ſollten.“ „Alors c'est la guerre!“ lauteten ſeine Worte. „Alors c'est la guerre!“ wiederholte Bismarck, gab aber zugleich ſeine Zweifel kund, daß die Drohung ernſt gemeint ſein könne. Hierauf machte Benedetti dann offenherzig das klägliche Geſtändniß, leider bleibe dem Kaiſer nichts anders übrig; es ſei um ſeine Dynaſtie geſchehen (d. h. er werde vertrieben werden mit Kind und Kegel), wenn er jene in Vorſchlag gebrachten Compenſationen nicht durchſetze. — Wie der Fortgang der Bewegung i. J. 1870 bewieſen hat, war dieſe Befürchtung Napoleons keine grundloſe. Bismarck ließ ſich damals, um den Geſandten für den Augenblick zu beſchwichtigen, den Vertragsentwurf, wie er ihm mündlich mitgetheilt worden, von Benedetti ſchriftlich geben, und dieſer ſäumte nicht, denſelben eigenhändig aufzuſetzen. Dieſes Manuſcript, das heute noch im preußiſchen Staatsarchive aufbewahrt wird, leiſtete Preußen bei den Verträgen mit den ſüddeutſchen Staaten wichtige Dienſte und gereichte der preußiſchen

Diplomatie bei Ausbruch des Krieges mit Frankreich im Sommer 1870 vor ganz Europa zu genugthuendſter Rechtfertigung.

Da Oeſterreich übrigens, um mit Preußen zum Schluß zu kommen, die Vermittelung Frankreichs angerufen hatte, trug dies Vertrauensamt, welches Napoleon nicht von ſich weiſen mochte, ihm wenigſtens vorläufig einen Ehrenpoſten ein. Statt Venedig und was er ſonſt noch in Italien beſaß, direct an Victor Emanuel abzutreten, überließ Franz Joſeph ſeine Beſitztitel an Louis Napoleon, der dann dieſelben erſt auf den König von Italien übertrug. Das war ein abgekartetes Spiel, was nicht lucrirte. Die Franzoſen legten aber ein großes Gewicht darauf; Paris illuminirte zur Feier des Ereigniſſes wie zu einem erfochtenen Siege.

Im Uebrigen machte man zwar zu dem, was ohne Zuziehung Frankreichs einmal geſchehen und nicht mehr zu ändern war, öffentlich gute Miene, im Stillen aber brütete man Rache und traf Zurüſtungen, früher oder ſpäter von Preußen das zu erzwingen, was es gutwilliger Weiſe bisher nicht hatte losgeben mögen. Der Sieger von Solferino, Marſchall Niel, ward mit einer durchgreifenden Reorganiſation der franzöſiſchen Armee beauftragt. Während er ſelbſt nicht aufhörte, immer von Neuem ſeine friedfertigen Geſinnungen zu betheuern, ließ Louis fortwährend die Chauviniſten in der Kammer wie in der Preſſe die

Kriegs-Drommete blaſen. Dabei wurden ſtets wieder Compenſationsforderungen laut. Dem norddeutſchen Bunde gegenüber, hieß es, ſei Frankreich's Oſtgrenze nicht ausreichend geſchützt. Bald ſollten Saarlouis und Landau mit Bezirk abgetreten, bald nur das Kohlenbecken von Saarbrück an Frankreich überlaſſen werden. Da man Belgien nicht haben konnte, wünſchte man wenigſtens die das Land durchziehende Haupt-Eiſenbahn zu erwerben. Da auch dies fehlſchlug, wollte man das Großherzogthum Luxemburg käuflich an ſich bringen. Am Einſpruch der europäiſchen Mächte ſcheiterte das Project, dagegen erlangte Napoleon jedoch, daß Luxemburg und Limburg vom deutſchen Bunde, der in der That nicht mehr exiſtirte, emancipirt wurden, und daß ſein Antrag, die Feſtungswerke von Luxemburg zu ſchleifen, durchging. Gleichzeitig ward der Haß aller Preußenfeinde in Deutſchland von Frankreich aus genährt. „Die Hoffnung, durch Louis Napoleon reſtaurirt zu werden", bemerkt Wolfgang Menzel, „erhitzte die depoſſedirten Fürſten von Hannover und Heſſen zu einer Kriegswuth, die faſt noch die der Pariſer Blätter übertraf. Dieſe verblendeten Depoſſedirten ließen es ſich Millionen koſten, um in Zeitungen und Flugſchriften den Krieg gegen Preußen zu predigen. Der König von Hannover beſoldete ſogar in Frankreich eine eigene hannover'ſche Legion zum Kampf mit den Franzoſen gegen Deutſchland."

Was Napoleons innere Politik während des in Rede ſtehenden Zeitraumes betrifft, ſo dürfte das Wichtigſte und Werthvollſte darin der fortgeſetzte Abſchluß von Handelsverträgen mit den bedeutendſten Staaten Europa's ſein, die mehr oder weniger auf den liberalen Grundlagen beruhten, wie der mit England vereinbarte. In ſolcher Weiſe kamen nach und nach Verträge mit der Türkei, mit Belgien, der Schweiz, Italien und Preußen zu Stande.

Gleich ſehr im techniſch-induſtriellen wie im geſellſchaftlichen und politiſchen Intereſſe wurde im J. 1867 eine ganz großartige internationale Ausſtellung in Paris veranſtaltet, die Hunderttauſende von Beſuchern aus allen Weltgegenden und Welttheilen, ſelbſt Könige und Kaiſer, nach Napoleons Reſidenz zog. Aber, als wenn ihm gar kein ungetrübtes Glück mehr blühen ſollte, zeichnete ſich auch dies Ereigniß durch zwei Vorgänge zu ſeinem Nachtheil aus. Der erſte beſtand in einer jener erſtaunlichen Tactloſigkeiten, wie ſie uns zeitweiſe im Leben Napoleons immer wieder von Neuem begegnen, bis nach Saarbrücken und Sedan hin; an dem andern war wohl der Kaiſer unſchuldig und hatte mit unter den Verhältniſſen zu leiden. Die Tactloſigkeit beſtand darin, daß das Kind von Frankreich damals ein Knabe von 11 Jahren, zum Präſidenten der Ausſtellung ernannt wurde und, wie Anfangs die Rede ging, dieſelbe auch in Perſon eröffnen und

hinterher die Preiſe vertheilen ſollte. Das wurde von Manchen belacht, von Vielen bitter bekrittelt. Einige Ausſteller zogen ihre Producte zurück, weil ſie in jener Ernennung eine Verletzung der Würde und Bedeutung des Unternehmens erblickten. Andere meinten, Napoleon III. mache es doch noch nicht ſo ſchlimm, als jener römiſche Kaiſer, der eines Tages ſein Pferd zum Senator ernannt habe. Uebrigens wurde dem kaiſerlichen Prinzen für die Eröffnung zuletzt ein Vice-Präſes ſubſtituirt. — Ein Frevel und wahrſcheinlich dem Kaiſer ſelbſt höchſt peinlich war das Attentat, welches der Pole Berezowsky auf den Kaiſer von Rußland verübte, als dieſer in Begleitung Napoleons durch die Straßen fuhr. Von anderen hervorragenden Monarchen fanden ſich der König von Preußen, der Sultan und der Vicekönig von Egypten ein. Der Kaiſer von Oeſterreich kam nicht, da er das unglückliche Ende ſeines Bruders in Queretaro betrauerte. Ihm machte deshalb Napoleon einen Condolenzbeſuch in Salzburg, der indeß nicht ganz ohne politiſche Berechnungen und Pläne war. Blieben ſolche doch ſelbſt von den Vergnügungen nicht ausgeſchloſſen, die man den Pariſern bot; wie viel ſchicklicher ließen ſie ſich anknüpfen an Tröſtungen über einen erlittenen Verluſt!

„Amuſant war es,“ ſagt der Verfaſſer der Flugſchrift „Moderne Märchen für große Kinder,“

„amusant, unter dem Kaiserreich in Paris zu leben. Es gab jeden Tag etwas Neues. Einmal war es ein Theaterstück, ein andermal eine Cancantänzerin, ein drittesmal ein Luftspringer, ein viertesmal eine Zotensängerin. Die Behörden hatten die strengste Weisung, dafür Sorge zu tragen, daß sich die Pariser nicht langweilten. Auf diese Weise sind Offenbach, Leotard, Rigolboche und Theresa die eigentlichen Stützen des napoleonischen Thrones geworden. Die meisten Stücke im Palais-Royal- und im Variétés-Theater, welche sich seit Jahren des Beifalls der Pariser und des Schutzes der napoleonischen Behörden zu erfreuen hatten, entziehen sich wegen ihrer ungeheuren Liederlichkeit jeder Beschreibung. Aber man erreichte eben damit, was man wollte. Jahre lang dachte kein Mensch an die Angelegenheiten des Staates; man hatte eben andere Dinge im Kopf.“

Seinen Unmuth über die ihm im Felde der auswärtigen Politik widerfahrenen Niederlagen zu verschmerzen, gab der Kaiser sich in seinen Mußestunden nach langer Pause wieder einmal wissenschaftlichen Studien und einer größeren historischen Arbeit hin. Er unternahm es, „Das Leben Cäsars“ zu schreiben. Die Eroberungs-Politik und die großen strategischen Leistungen des Begründers der römischen Kaiserherrschaft sollten die Größe und Herrlichkeit des ersten wie des zweiten französischen Empire widerspiegeln und illustriren. Diese auf Kosten der

Kritik und der hiſtoriſchen Treue verfolgte Tendenz ließ das Werk, wovon durch ganz Europa viel Lärm gemacht wurde, weder den Beifall noch den Erfolg finden, welche Louis Napoleon davon erwartet haben mag.

Inzwiſchen ernüchterte ſich aber auch das franzöſiſche Volk und namentlich das Pariſer Publicum aus ſeiner politiſchen Selbſtvergeſſenheit. Aus den Wahlurnen gingen von Jahr zu Jahr immer mehr Oppoſitions-Candidaten hervor, und ſelbſt aus der Majorität erhoben ſich von Zeit zu Zeit energiſche Stimmen gegen die ſchlechte Finanzverwaltung, die Mängel des Unterrichtsweſens, die alle Selbſtſtändigkeit der Departements und Communen niederhaltende Präfecturwirthſchaft, wie gegen die Unterdrückung der Preß- und Redefreiheit. Die Zugeſtändniſſe, welche der Kaiſer zur Beſchwichtigung der aufgeregten Gemüther zu machen für gut fand, um, wie er vorgab, das Gebäude, nachdem die Ordnung geſichert, zuletzt mit der Freiheit zu krönen (finis opus coronat!), waren von der Art, daß er das, was er mit der einen Hand gab, mit der andern wieder nahm. Der geſetzgebende Körper erhielt unter gewiſſen beſchränkenden Bedingungen das Recht, die Miniſter zu interpelliren. Dafür aber ward den Volksvertretern die ihnen früher bewilligte parlamentariſche Freiheit, die Beantwortung der Thronreden zu debattiren, entzogen. Die Preßvergehen ſollten nicht mehr mit Gefängniß, ſondern

mit Geldbuße bestraft und überhaupt nicht mehr dem Urtheil der Administrativgewalt unterstehen, sondern ausschließlich vom Zuchtpolizeigericht abgeurtelt werden. Aber Geldstrafe und Cautionen wurden so hoch angesetzt und die Aufhebung der Concession zur Fortführung eines Blattes dem Gutdünken der Behörden so nahe gelegt, daß viel Geld und eben so viel Muth dazu gehörte, unter so obwaltenden Umständen ein dreistes Wort zu wagen und ein freisinniges Journal zu begründen. Noch unerhörter wurde das Vereinsrecht beschränkt und unter polizeiliche Controle gestellt.

Der Sturm auf diese Art von Bau-Krönung blieb nicht aus. Jules Favre gab unzweideutig der Kammer zu verstehen, daß die Nation sich die Rechte, die man ihr ungebührlich verweigere, selbst nehmen müsse. Thiers erklärte gelegentlich den Staatsstreich, der Frankreich vor einer Revolution bewahrt haben solle, laut für eine Infamie. Peletan sprach von Banditen unter den servilen Bonapartisten. Die „kleine Presse“ fing an sich zu rühren. „Figaro“ und Consorten zogen die Besprechung politischer Tagesfragen in ihr Bereich. „Rochefort zündete seine „Laterne“ an, in deren grellem Scheine die abschreckenden Schattenbilder des Kaiserreichs ein nur noch unheimlicheres Ansehn erhielten.“ Das brachte auch die arbeitende Classe und den socialistischen Anhang Napoleons mehr und mehr vom Kaiserthum ab und gegen den Inhaber der Gewalt persönlich

auf. Die Straßen-Tumulte in Paris mehrten sich, und je schärfer der Polizei-Präfect Pietri gegen sie einschritt, desto mehr gewannen sie an Reiz. Als nun gar der schon in Italien mit Mühe dem Blutgericht entgangene Prinz Peter Bonaparte sich eines neuen Todtschlags schuldig machte, indem er — angeblich in Nothwehr — den Journalisten Victor Noir erschoß, von dem Assisen-Gericht in Tours aber dennoch freigesprochen ward, da regte sich der Unwille des Volks gar mächtig, nicht mehr nur gegen das Kaiserreich und Napoleon III., sondern gegen den Bonapartismus im Ganzen, und Louis fürchtete für den Fortbestand seiner Dynastie.

Nach den ernst bedrohlichen Wahlunruhen im Januar 1870 glaubte Louis Napoleon, der Demokratie ein Zugeständniß machen zu müssen. Er wählte an Rouher's Stelle Emile Ollivier zu seinem Premier-Minister. Dieser vormals demokratische Advocat war zwar seit geraumer Zeit schon in das Lager der Imperialisten übergetreten. Allein ganz verleugnen konnte er doch die früher von ihm verfochtenen Grundsätze nicht. Außerdem ließen ihn mancherlei persönliche Verbindungen mit seinen früheren politischen Parteigenossen zum Vermittler geeignet erscheinen; seine Kenntnisse und Talente wurden selbst von seinen Gegnern geschätzt. Er nun sollte mit seinen Gesinnungsgenossen den Uebergang von der absolutistischen zur parlamentarischen Regierung, wie man es nannte, bewerkstelligen.

Im Auftrag des Kaisers arbeitete Ollivier einen Verfassungsentwurf aus, der die 1852 durch Volksabstimmung erzielten constitutionellen Grundlagen für immer feststellen, jeder der beiden Kammern ihr Recht zuertheilen und so der Nation den Theil der Gewalt zurück erstatten sollte, den diese damals dem Kaiser übertragen habe. Zugleich war — und dies blieb für den Kaiser die Hauptsache — in der neuen Constitution die Thronfolge von Neuem den Nachkommen Napoleons feierlich garantirt, und eben deshalb wünschte der Kaiser diese Verfassung durch allgemeine Volksabstimmung bekräftigt zu sehen.

Dank den beim Plebiscit angewandten Praktiken und Künsten, ergab dasselbe wieder gegen 8 Millionen Stimmen für Napoleon und die Thronfolge des kaiserlichen Prinzen; aber 1½ Millionen Staatsbürger antworteten doch mit „Nein", und was das Schlimme war, gerade die Bevölkerung der größesten Städte — Paris, Lyon, Marseille — zählten zur Opposition, und noch bedenklicher mußte es erscheinen, daß sich sogar in der Armee über 40,000 ablehnende Stimmen herausgewagt hatten. Endlich wollte, wie sich nachher kund gab, ein großer Theil der Landbevölkerung und des industriellen Bürgerthums nur unter der Voraussetzung bejahend votirt haben, daß der Kaiser auch wirklich, wie ihnen bei der Wahl-Agitation versichert worden, Alles aufbieten werde, dem Lande den Frieden zu erhalten.

Solch ein Ergebniß flößte dem Emporkömmling begreiflich für die geträumte Dynastie begründete Besorgniß ein. Jetzt hielt er es darum für an der Zeit, mit dem so oft in Aussicht gestellten Krieg gegen Preußen endlich Ernst zu machen. Glückte es damit, so konnte der Fortbestand seiner Dynastie für außer Frage gelten. Schlug das große Wagniß fehl, nun so hatte Louis Napleon wenigstens Alles versucht, was der rachsüchtige gekränkte Nationalstolz der Franzosen von einem Napoleon überhaupt fordern und erwarten konnte.

22.

Die Hohenzollern-Frage.

Nach der letzten Unterredung Benedetti's mit Bismarck 1866 zu Nikolsburg war, wie wir gesehen haben, Krieg zwischen Frankreich und Preußen bereits als Parole für die Diplomatie ausgegeben. „Alors c'est la guerre!“ hatte der Eine gesagt und der Andere wiederholt. Unvorhergesehene Umstände drängten früher zum offenen Bruch, als es die Rüstungen in Frankreich eigentlich gestatteten. Nach den mehr erwähnten „Enthüllungen aus den Tuilerien“ nahmen die socialistisch-demokratischen Demonstrationen dort einen immer mehr bedrohlichen Charakter an. Die Strikes grassirten bekanntlich im Frühjahr und Sommer 1870 diesseit wie jenseit des Rheines; Krieg konnte ein wirksames Mittel dagegen scheinen; die Extreme arbeiten sich überall und immer in die Hände, um auf Kosten der vernünftigen, besitzenden und erwerbenden friedliebenden Leute mit Gewalt reich zu werden und zu herrschen. Außerdem

befand man ſich in Paris an höchſter Stelle, wie es hieß, wieder in einer fatalen Finanzklemme, der man vor dem Parlament nur durch einen Krieg zu entrinnen hoffen mochte. Die „Daily News“ behaupteten damals wenigſtens, der kaiſerliche Hof habe, um ſeinen enormen Geldbedarf zu decken, alljährlich 50 Millionen vom Militair-Budget entnommen. Der Kriegsminiſter Leboeuf habe darum gewußt, ſeinen Antheil empfangen und ſeine Einrichtungen getroffen. Statt 2000 habe er nur 1500 Mann bei jedem Regiment in Dienſt und Sold gehalten.

Unter andern ungelöſten Fragen, die ſich nöthigenfalls als Vorwand zum Kriege benutzen ließen, hatte man auch das Project, den erledigten ſpaniſchen Thron mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern zu beſetzen, in Reſerve. Iſt den Verſicherungen Gramonts zu glauben, die er in ſeinem Rundſchreiben vom 21ſten Juli 1870 gegeben hat, und ſie werden zum Theil durch die erbeuteten Tuilerien-Papiere beſtätigt — ſo wäre der Fall ſchon im März 1869 zwiſchen dem Grafen Benedetti und den preußiſchen Staatsmännern zur Sprache gekommen, und Erſterer habe damals erklärt, daß Frankreich nicht zugeben könne, einen preußiſchen Prinzen jenſeit der Pyrenäen regieren zu laſſen. Das habe auch Bismarck als inopportun und zugleich als unausführbar erkannt, und der

Unterstaatssecretair v. Thiele habe sein Ehrenwort eingelegt, daß der Prinz von Hohenzollern weder spanischer Thron-Candidat wäre, noch jemals im Ernst werden könne. Gleichwohl ließ Leopold sich ein Jahr später durch den spanischen Cabinetspräsidenten Prim verleiten, in diese Candidatur einzutreten.

Von einer Seite sah man dies als eine französische, von anderer als eine preußische Intrigue an, für welche Prim als Werkzeug gewonnen sei. Für erstere Annahme machte „Saturday Review" darauf aufmerksam, daß Prim nach wie vor mit Napoleon wie mit der französischen Regierung in freundlichstem Einvernehmen geblieben sei. In Spanien kannte man auch die Antecedentien und die eigenthümliche Stellung des Prinzen zum preußischen Königshause gar nicht genau, wie sich später gezeigt hat. Für die andere Annahme suchte man französischerseits glauben zu machen, Prim sei ein abgedankter preußischer Unterofficier, der, nachdem er sich in Spanien hoch emporgeschwungen, dort fortwährend im preußischen Interesse agitirt habe. Wie der Fortgang der Ereignisse bewiesen, mag es in der That den Spaniern mit dem Hohenzollern-Prinzen kein rechter Ernst gewesen sein. Jedenfalls würde, wenn derselbe wirklich die spanische Krone angenommen hätte, der Krieg kein so bitter böser geworden sein, wie er es nach seiner Verzichtleistung wurde. Spanien hätte

dann mindeſtens mit uns gegen Frankreich gehen und, wenn es weiter nichts leiſten konnte, die Franzoſen vom Süden her etwas im Rücken beunruhigen müſſen.

Ueber allen ſolchen als Vorwand benutzten Veranlaſſungen zu einem Kriege ſchwebt gewöhnlich ein gewiſſes Dunkel. Für den in Rede ſtehenden Fall hätte Prim daſſelbe wohl einmal lichten können, derſelbe fiel aber bekanntlich noch vor Ablauf des Jahres 1870 durch Mörderhand; er ward einen Tag vor Ankunft des jetzigen Königs von Spanien begraben und kann Niemanden mehr Rede ſtehen.

Was nun die Perſon des ſeiner Zeit ſo viel genannten Erbprinzen von Hohenzollern betrifft, ſo iſt derſelbe von den franzöſiſchen wie von den ſpaniſchen Staatsmännern immer für einen preußiſchen Prinzen von königlichem Geblüt ausgegeben, während von Preußen ihm dieſe Eigenſchaft beſtritten wurde. In Wahrheit iſt er nur uneigentlich ein preußiſcher Prinz, eigentlich aber keiner; er ſteht mit Louis Napoleon in einem ſehr nahen, mit dem König von Preußen in einem äußerſt entfernten — von 600 Jahren her datirenden — Verwandtſchaftsverhältniß, und ſo dürfte man, ſollte ſeine Erwählung der wahre Kriegsgrund ſein, ſich eines Tages zu dem Eingeſtändniß bemüßigt ſehen, es ſeien Hunderttauſende von Menſchen einem leidigen Mißverſtändniß oder einer diplomatiſch-genealogiſchen Unkunde zum Opfer gefallen.

Die Affilirung der schwäbisch-katholischen Hohenzollern an die brandenburgisch-protestantischen, die Beide schon im 13ten Jahrhundert aus einander gekommen, ist eins von den romantischen Genieſtücken Friedrich Wilhelm's IV., über dessen Consequenzen dieser Monarch sich vielleicht niemals volle Rechenschaft abgelegt hat. Nachdem die Fürsten in Hechingen und in Sigmaringen 1848 gegen die Revolution einen so schweren Stand gehabt, jener König von Preußen aber gern oder ungern die Losreißung Neufchatels von der Krone Preußen zugelassen hatte, brachte er die Hohenzollern'schen Fürstenthümer käuflich an sich. Nach den Verträgen vom 7ten December 1849 sollten dieselben fortan integrirende Bestandtheile des preußischen Staatsgebietes bilden. Den von der Regierung zurücktretenden Fürsten wurde eine Jahresrente von 25,000 und resp. 10,000 Thalern gewährt, woraus in Verbindung mit ihrem daheim belegenen Stammvermögen ein neues Fideicommiß zu begründen sei. So weit unterlag der Handel keinem Bedenken und konnte nicht zu politischen Verwickelungen führen. Nun erhielten aber die Herrschaften, wahrscheinlich als eine Extra-Vergütung für Aufgabe ihrer Souverainetät, noch den Rang und die Ehren nachgeborener königlicher Prinzen, aber nicht deren Rechte, namentlich keine Erb- und Nachfolge-Rechte auf den preußischen Thron. Der König ertheilte ihnen das

Prädicat „Hoheit“, dem Sigmaringer Fürſten — dem Vater des in Frage geſtellten Erbprinzen — im October 1861 ſogar den Titel „Königliche Hoheit.“ Auch nahm bereits Friedrich Wilhelm IV. den Hohenzollern'ſchen Hausorden in das Syſtem der königlich preußiſchen Ordensverleihungen auf.

Beide betheiligten Fürſten ſiedelten in Folge deſſen nach Preußen über. Der Hechinger Herr, der keine Söhne, Töchter aber nur aus morganatiſcher Ehe hatte, kaufte ſich in Hohlſtein bei Löwenberg in Schleſien an, lebte dort als Privatmann und wurde durch eine ausgezeichnete muſikaliſche Kapelle, die ſein Steckenpferd blieb, ſchnell berühmt und beliebt, ſtarb übrigens daſelbſt, 68 Jahre alt, am 8ten September 1869. Der Fürſt von Hohenzollern-Sigmaringen dagegen, Karl Anton, und deſſen Söhne und Töchter gelangten bald zu hohen Ehren und Würden und ſollten zum Theil noch eine bedeutende politiſche Rolle ſpielen. Karl Anton ward nach einander preußiſcher General der Infanterie, Militair-Gouverneur von Rheinland und Weſtphalen (mit Reſidenz in Düſſeldorf), Vice-Präſes der Landesvertheidigungs-Commiſſion, Inhaber des 1ſten Magdeburgiſchen Infanterie-Regiments u. dgl. m. Als der Prinz von Preußen die Regentſchaft antrat, erhob dieſer den Fürſten zum Miniſter-Präſidenten an Manteuffels Stelle.

So bekam nun der ältere Zweig Hohenzollerns

europäiſchen Ruf und ward Sproſſen von königlichem Stamm gleich geſchätzt. Die älteſte Prinzeſſin-Tochter Stephanie ward Königin von Portugal, ſtarb indeß bald nach ihrer Vermälung; doch zog ihre Ehe eine zweite portugieſiſche Heirath nach ſich, ſofern ihr Bruder, eben der Erbprinz Leopold, die Schweſter des Königs von Portugal, die Infantin Antonia, heimführte. Prinzeß Marie, Karl Anton's jüngſte Tochter, wurde die Gattin des Grafen von Flandern, Bruders des Königs der Belgier und, da dieſer ohne männliche Nachkommen, muthmaßlichen Thronerbens von Belgien. Prinz Karl von Hohenzollern ward bekanntlich auf den Thron von Rumänien erhoben, und der jüngſte Prinz — Friedrich — zur Zeit Ulanen-Rittmeiſter in der preußiſchen Armee — ſollte als ſpaniſcher Thron-Candidat aufgeführt werden, für den Fall, daß Leopold abgelehnt hätte. Ein anderer Sohn Karl Anton's, der Prinz Anton, ſtarb 1866 den Heldentod auf dem Schlachtfelde von Königgrätz.

Mitelbar gewannen Anſehn und Geltung Preußens durch dieſe der Dynaſtie neu angeſchloſſene katholiſche Linie unbezweifelt, aber in deren Adern rollte zur Hälfte franzöſiſches Blut, womit nicht geſagt ſein ſoll, daß ſie darum ſchon beſondere Sympathien für Napoleon haben mußten. Leopolds Mutter iſt eine Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden, welche Letztere, wie wir uns erinnern, eine geborene Vicomteſſe von Beauharnais war; ſeine Groß-

mutter eine Murat, eine ſeine Hechinger Baſen eine Leuchtenberg; ſeine jüngſte Sigmaringer Tante hat einen Marquis Pepoli — Enkel Murats — zum Gemal. Die Aeltervater konnten ſich ſo wenig wie die übrigen ſüddeutſchen Fürſten dem Rheinbunde Napoleon's I. entziehen, und dieſer Bonaparte begünſtigte Familien-Verbindungen ſeines Hauſes mit dem kleinen, aber uralten Grafen- und Fürſtengeſchlecht vielleicht ſchon damals mit im Hinblick auf Preußen. Louis Napoleon hatte ſeinerſeits, wie wir geſehen haben, ſchon in der Schweiz ſich immer in freundſchaftlichem Verkehr mit den Hohenzollernſchen Verwandten gehalten, und die ſpäteren großartigen Verhältniſſe ſcheinen hierin nichts geändert zu haben. Noch kurze Zeit vor Ausbruch des Conflictes machte Erbprinz Leopold mit ſeiner jungen Gemalin dem Kaiſerpaar in Paris ſeinen Beſuch, und Beide wurden dort mit vieler Auszeichnung aufgenommen. So war Allem nach gerade dieſer Prinz geeignet, zwiſchen dem König von Preußen und dem Kaiſer der Franzoſen ein gutes Einvernehmen erhalten zu helfen, aber auch unter Umſtänden, wenn Krieg gewünſcht würde, demſelben eine anſtändige namhafte Firma zu leihen.

Oeffentlich ignorirte man in Paris längere Zeit die Unterhandlungen der ſpaniſchen Regierung mit Leopold, obſchon man zweifelsohne Kenntniß davon hatte. Als jedoch Prim im Miniſterrath vom 2ten

Juli 1870, in Uebereinſtimmung mit dem Cortes-Präſidenten Zorilla, die Candidatur Leopolds als eines „einer regierenden Familie in Norddeutſchland angehörenden Prinzen" befürwortet hatte, erſchien ſofort in Pariſer Blättern ein Telegramm aus Madrid, welches dieſen Vorgang mit gehäſſigen Zuſätzen zur Oeffentlichkeit brachte. Am 4ten empfing der Herzog von Gramont die Beſtätigung aus dem Munde des ſpaniſchen Botſchafters Olozaga. Der Kaiſer zeigte ſich empört, die in ſeinem Dienſt ſtehenden Blätter tobten, der geſetzgebende Körper gerieth in Extaſe. In der Deputirtenkammer gab Gramont eine Erklärung ab, die ſchon wie Kriegsankündigung klang. „Die heiligſten Intereſſen Frankreichs," ſo endete er, „geſtatten uns nicht, zuzugeben, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Spaniens ſetze. Um es zu verhindern, zählen wir auf die Weisheit Deutſchlands, wie auf die Freundſchaft (!) des ſpaniſchen Volkes. Wäre dem anders, ſo würden wir, ſtark durch Ihre und der Nation Unterſtützung, unſere Pflicht bis an's Ende zu erfüllen wiſſen." Dieſe Worte fanden bei den preußenfeindlichen Kammer-Mitgliedern ſtürmiſchen Beifall und faſt allſeitige Zuſtimmung. In einem ähnlichen Tone wußte Premier- und Juſtiz-Miniſter Ollivier zu plaidiren. Im Miniſterium war man Tag und Nacht bereits mit Vorbereitungen zum Kriege beſchäftigt. Zunächſt aber ſollte dem Könige von

Preußen perſönlich auf den Leib gerückt werden. Wilhelm I. hielt ſich damals zur Cur in Ems auf. Am 7ten Juli traf der preußiſche Geſandte Freiherr von Werther aus Paris bei ihm ein; am 9ten erſchien der franzöſiſche Botſchafter Benedetti in Ems. Der König kam ihm auf das Liebenswürdigſte entgegen. „Ich weiß ſchon," redete er ihn bei der Audienz an, „weshalb Sie kommen; aber über die Hohenzollern'ſche Candidatur wollen wir uns gewiß nicht entzweien." Nachdem ſich dann der Geſandte ſeines Auftrags entledigt und das Verlangen ſeines Souverains mitgetheilt hatte, der König ſolle dem Prinzen Leopold die Annahme der ſpaniſchen Krone verbieten, ſetzte der Monarch ihm ruhig auseinander, wie er das nicht könne; er habe dem Prinzen nicht befohlen, die Krone anzunehmen und könne ihm dies alſo auch nicht verbieten. Die Sache berühre ihn überhaupt als König von Preußen gar nicht; nur als höchſtes Haupt der Hohenzollern habe er von ihr als einer Familienangelegenheit Kenntniß erhalten. Uebrigens behielt er den franzöſiſchen Staatsmann zur Tafel bei ſich und unterhielt ſich mit ihm auf das Leutſeligſte. Nicht unbemerkt mag hier bleiben, daß der König, hätte er ſich in dieſe Sache eingemiſcht, damit auch, mochte er die Candidatur Leopolds genehmigen oder verbieten, die Hohenzollern'ſchen Fürſten als preußiſche Prinzen anerkannt haben würde.

In ähnlicher Weise, wie der König in Ems, ließ sich später der Bundeskanzler Graf Bismark in seiner Mittheilung an die Vertreter des Bundes vernehmen. Spanischerseits gab derjenige Diplomat, welcher persönlich die Unterhandlung mit dem Prinzen Leopold geführt hatte, Herr von Salazar y Mazaredo, unter dem 8ten Juli die öffentliche Erklärung ab, man habe ohne all' und jede Beeinflußung des preußischen Hofes oder Cabinets lediglich der hervorragenden Eigenschaften des Prinzen wegen diesem die Krone Spaniens angetragen. Dabei indeß zeigte auch er sich in dem Irrthum befangen, Leopold für einen „Prinzen aus königlichem Geblüt" zu nehmen. So wenig waren den Spaniern die Antecedentien und Familienverhältnisse des Mannes bekannt, der ihr König werden sollte! Am 12ten Juli endlich erfolgte die freie Verzichtleistung des Erbprinzen von Hohenzollern auf die ihm zugedachte Ehre. Damit war nun eigentlich Alles geschehen, was Frankreich vernünftiger Weise verlangen konnte, und kein Grund mehr zum Kriege vorhanden. Allein Napoleon und noch mehr Leboeuf wollten und mußten aus den Eingangs dargelegten Ursachen Krieg haben um jeden Preis, und so wurde fortintriguirt, fortgehetzt und fortgerüstet.

Am 13ten mußte Benedetti noch einmal dem König die Forderung vom 9ten wiederholen, mit dem Hinzufügen, auch in Zukunft dürfe die Candidatur

nicht wieder aufgenommen werden, und der König möge in diesem Sinne einige begütigende Zeilen an den Kaiser richten. Da aber wurde Benedetti derb abgewiesen, und als er dessenungeachtet sich doch noch einmal wieder einstellte, ward ihm durch einen Adjutanten bedeutet, Se. Majestät habe ihm nichts weiter mitzutheilen. So lauten im Wesentlichen übereinstimmend alle Berichte von preußischer Seite. Der Oesterreicher Abani dagegen versichert in seiner Schrift „Im Lager der Franzosen", in Ems sei allgemein das Gerücht gegangen, Benedetti habe bei halb geöffneter Thür Worte, die nicht für ein diplomatisches Ohr berechnet waren, zu hören bekommen und, deren Uebermittelung durch den Adjutanten nicht erst abwartend, sich alsbald aus dem Staube gemacht und an seine Regierung telegraphirt.

Wie viel oder wie wenig hiervon wahr sein mag, scheint so viel wenigstens gewiß, daß man auf Krieg von Seiten Frankreichs auf preußischer Seite gefaßt war, wenn schon man nicht den Prinzen von Hohenzollern als casus belli benutzt zu sehen erwarten mochte Trotz der Versicherungen Ollivier's in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 30sten Juni, daß der Friede Europa's niemals gesicherter erschien, als eben jetzt, lag etwas zwischen Frankreich und Preußen, resp. Rußland in der Luft. Wolfgang Menzel in seiner „Geschichte des Krieges von 1870" erinnert daran, daß der Czechenführer

Dr. Rieger kurz zuvor dem Kaiser Napoleon ein Vorgehen in Deutschland als Erfolg versprechend empfohlen hatte, indem dabei auf den Zusprung der Böhmen mit Sicherheit zu rechnen sei. Dazu hatte der Londoner „Standard" auf das Czartoriskische Programm zurückgewiesen, wonach die Polen von Galizien aus das russische Joch sprengen könnten. Hiermit mußte jedoch Oesterreich einverstanden sein, und diese Macht allein reichte dazu nicht aus; es war ein Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich unerläßliche Vorbedingung. Von Gramonts Seite ist auch eine entschiedene Hinneigung dazu bemerkt worden.

Unter solchen Umständen hatten begreiflich Preußen und Rußland ein gemeinsames Interesse gegen Frankreich, resp. Oesterreich. Dann aber war es ja doch wohl nicht ohne alle politische Bedeutung, wie die öffentlichen Blätter glauben machen wollten, daß Alexander II. auf seiner Reise nach Ems im Mai 1870 zwei Tage am preußischen Hofe verweilte. Er sprach den König, aber nicht den Grafen Bismarck. Allein am 3ten Juni fand in Ems selbst eine Conferenz zwischen beiden Monarchen statt im Beisein Bismarck's und des russischen Gesandten Geheimrath d'Oubril. Auf seiner Rückreise von Ems sprach der Czar ferner nicht nur in Darmstadt und Stuttgart, sondern auch in Weimar und Dresden mit vor. Am 13ten Juli hatte Fürst Gorczakow mit dem Bundeskanzler in Berlin eine Conferenz.

Eine gewisse nachträgliche Bestätigung der angedeuteten Vermuthungen kann man vielleicht darin finden, daß nach Unterzeichnung der Friedens-Präliminarien von Versailles der König und nunmehrige deutsche Kaiser mit der Anzeige an den Kaiser von Rußland vom glücklich beendeten Kriege zugleich eine Art Dankabstattung verband, und daß Alexander dieselbe auch bestens acceptirte. „Nie wird," so telegraphirte Wilhelm I. unter Anderem den 27. Febr. nach St. Petersburg, „nie wird Preußen vergessen, daß es Ihnen verdankt, daß der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen". Alexander aber antwortete: „Ich bin glücklich, daß ich Ihnen meine Sympathieen als ergebener Freund beweisen konnte". In der That war es ein Glück, daß die Russen sich nicht in den Krieg erst einmischen durften, und ihre erneuerte Anregung der Pontusfrage bildete zugleich eine nützliche Diversion gegen England und Oesterreich.

23.

Alarm.

In Paris ward die Abfertigung, die Benedetti vom König von Preußen erfahren, als eine ſchwere Beleidigung Frankreichs aufgefaßt, welche Genugthuung fordere. Jetzt ſchrie man in den Kammern, in den Blättern, in den Vereinen, auf den Straßen: „Krieg! Krieg gegen Preußen! Auf nach Berlin, die Uebermüthigen zu züchtigen!“ Vergebens warnten Thiers, Gambetta, Jules Favre u. A. vor Ueberſtürzung, welche unheilvolle Folgen für Frankreich herbeiführen müſſe. Cremieux, Picard und andere Mitglieder der äußerſten Linken verlangten, da Ollivier in der entſcheidenden Sitzung vom 15ten von offiziellen Depeſchen ſprach, wonach der König den Botſchafter Frankreichs überhaupt zu empfangen verweigert habe, Vorlage der betreffenden Schriftſtücke. Sie wurden aber nicht vorgelegt und konnten auch nicht vorgelegt werden, da ſie gar nicht exiſtirten.

Mit Schwindel wurde französischerseits der Krieg motivirt, mit Schwindel angefangen und weiter geführt. Die Chauvinisten beherrschten die Kammer wie das dem Kriege abgeneigte Volk. Als der Minister seine Rede mit der Erklärung schloß, man habe sich zum Kriege vorbereitet, bereits die Reserven einberufen und werde die Interessen, die Ehre und Sicherheit Frankreichs zu wahren wissen, wurden diese Worte mit donnerndem Applaus aufgenommen. Der vom Kriegsminister Leboeuf verlangte Credit von 50 Millionen ward mit 246 Stimmen gegen 10 bewilligt, die Forderung des Marineministers von 16 Millionen mit 448 gegen 1 Stimme (welche die von Glais-Bizoin war). Am 18ten ging der Cabinetssecretair Le Sourd mit der Kriegserklärung nach Berlin ab.

Louis Napoleon schob in seinen Proclamationen an die Nation und die Armee, wie Gramont in seinen diplomatischen Rundschreiben, natürlich alle Schuld auf Preußen und erklärte die Sicherheit und Würde Frankreichs wie das Gleichgewicht von Europa für gefährdet. Des Kaisers Leibmamelucken in der Presse wie in den Vereinen nahmen sich solche Sprache zum Muster, überboten sie aber noch bedeutend. Die Candidatur des Hohenzollern und Spanien wurden dabei zu unwesentlichen Nebendingen und geriethen in Frankreich wie bald darauf auch in Deutschland ganz in Vergessenheit. Der Kern der Sache trat

immer mehr zu Tage, und der war dort, Frankreichs durch Preußen's Fortschritte in Frage gestellte Hegemonie zu behaupten, hier dagegen, den französischen Anmaaßungen, Uebergriffen und Vertragsbrüchen, denen die verbündeten Mächte von 1813 und 1814 ein Ende zu machen keine Neigung gezeigt, mit vereinter deutscher Kraft einmal für immer ein Ziel zu setzen. Schon der „Moniteur“ vom 9ten Juli, das officielle Organ der Regierung, hatte erklärt, die Entsagung des Prinzen Leopold sei nicht mehr ausreichend. Was man zu verlangen habe, sei die Ausführung des Prager Friedens, Freiheit der süddeutschen Staaten, Räumung der Festung Mainz, Regelung der Verhältnisse mit Dänemark ꝛc. ꝛc. „Das sind die einzigen Garantien, welche uns befriedigen könnten, und wenn man sie uns nicht gewährt, so würden unsere Anforderungen nur noch größer werden.“

Solch anmaßender Ton, als ob Frankreich, resp. Napoleon III. die Leitung und Ueberwachung der Interessen Europa's zur Aufgabe und Mission hätte, entsprach ganz demjenigen, in welchem Gramont von der Langmuth Frankreich's Preußen gegenüber im Senat geschwatzt hatte, und der Siegesgewißheit, die der Senat in seiner Adresse an den Kaiser vom 16ten Juli zur Schau trug. Louis selbst faßte die Sache doch etwas weniger zuversichtlich. „Wir beginnen einen ernsthaften Kampf,“ antwortete er dem

Senats-Präſidenten, „Frankreich bedarf der Mitwirkung aller ſeiner Kinder.“ Er ahnte wohl, wie mangelhaft — trotz aller Anſtrengungen, die der Marſchall Niel in den letzten Jahren gemacht hatte — es mit ſeiner Kriegsbereitſchaft ſtand. Was aber derſelben noch an Stärke und Zuverläſſigkeit fehlte, ſollte einſtweilen durch großſprecheriſche Drohungen erſetzt werden, dem Feinde Furcht und Schrecken einzuflößen.

Es iſt eben ſo lächerlich als widerlich, was uns Alles vor Beginn des Krieges von den eingefleiſchten Parteigängern des Bonapartismus vorpoſaunt wurde. Man ſprach vom Marſche nach Berlin als von einer militairiſchen Promenade; in Königsberg ſollte der Kaiſer dem König von Preußen den Frieden dictiren; unter das Caudiniſche Joch wollte Granier de Caſſagnac die beſiegten Preußen ſchleppen. Am Tage der Kriegserklärung geſtattete der Kaiſer ſogar, daß die Marſeillaiſe wieder öffentlich geſpielt und geſungen wurde. Die Chaſſepots und die Mitrailleuſen ſollten alle Höllenmaſchinen an Wirkung hinter ſich zurück laſſen, und die aus Africa citirten Turcos und Zuaven wurden als wahre Teufel geſchildert. Eugenie ſebſt ward zur Kriegsfurie. Im Salon des Fürſten Metternich ſtieg ihr Paroxismus zu einem Grade, daß ihr der Kaiſer Schweigen gebieten mußte.

Dennoch giebt es auch in Frankreich vernünftige

Leute, die, wie ihre Gesinnungsgenossen in Deutschland und überall, recht gut wissen: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt!“ Ihre Stimme aber kommt in solchen Zeitläuften gegen das Säbelgerassel einer siegberauschten Kriegspartei leider nicht auf. Aus den von Napoleon in den Tuilerien zurückgelassenen Papieren ergiebt sich, daß fast aus allen Departements Berichte eingingen, welche die Friedensliebe des Volkes bezeugten. Chaudordy führte später räfecten gegen 11 auf, deren Departements den Krieg nicht wünschten. Die Socialisten erklärten sich überall entschieden dagegen. In Lyon kam es darüber am 20sten und 21sten Juli sogar zu einem Arbeiteraufstande, der mit Gewalt unterdrückt werden mußte. „Es lebe der Frieden, es lebe Preußen!“ rief man dabei auf offener Straße. Die Collegen in Paris drückten sich kosmopolitischer aus. „Wir kennen keine Landesgrenzen,“ hieß es da, „alle Menschen sollen Brüder sein und in Frieden von ihrer Arbeit leben.“ Als die mobile Pariser Nationalgarde von Paris aufbrechen mußte, hörte man von ihr vielfach den Ruf: „Es lebe die Republik! Nieder mit Ollivier! Nach Cayenne mit den Ministern!“ Louis Blanc, der intelligente Vertreter der Social-Demokraten, schrieb im „Rappel“ unter Anderem: „Dieser Krieg wird unternommen einestheils, um den Despotismus stärker zu machen gegen die Freiheit, anderntheils um auf Kosten Frankreichs

die kläglichen Erfolge einer napoleoniſchen Monarchie zu decken und ihre Schäden wieder gut zu machen. Die Einheit Deutſchlands, ſchwierig und langſam zu erreichen im Frieden, wird fertig ſein, ſobald die Kriegstrompete bläſt. Großes Volk von Frankreich, iſt es möglich, daß man bis zu dem Grade auf die Verdunkelung deines Verſtandes zu rechnen wagt, dich in der Schlinge deines Muthes zu fangen?“

Mögen hier noch ein paar treffende Bemerkungen des vorbenannten öſterreichiſchen Militair-Schriftſtellers, deſſen ſonſtige Anſchauungen wir nicht durchgehends theilen, Platz finden! „Wer mag ergründen,“ ſagt Abani, „wo in einem Volke, das ſich zum Kriege anſchickt, die aus der Sache entſpringende Begeiſterung beginnt, und wo die geſchickte Mache aufhört! Der moderne Krieg unterwühlt alle Verhältniſſe und ſchädigt das ſtaatliche Leben, wo ein unnatürlicher Weiſe auf einen Punct zuſammengedrängter Verkehr die Exiſtenz großer Menſchenmengen gefährdet. So lange die Menſchenmaſſen rathlos und haltlos ſind, ſo lange die Geſchichte in letzter Linie von einzelnen Perſonen dirigirt wird, ſo lange werden auch die erſteren durch die letzteren geleitet und gemißbraucht; ſo lange wird es gelingen, ihnen als eigene Wünſche und Entſchließungen erſcheinen zu laſſen, was ſchließlich berechnetes Mittel iſt, um die rohen Kräfte der Maſſe dem Zwecke des Staates — oft auch weit geringerem Zwecke — dienſtbar und brauchbar zu machen.“

Napoleon ſelbſt ſoll in vertrauten Kreiſen geäußert haben, er gehe in den Krieg, ſelbſt wenn ſich kein glücklicher Ausgang mit Beſtimmtheit vorausſehen laſſe. Die lächerliche Rolle eines im Schlafrock davon gejagten Greiſes, wie Karl X. und Louis Philipp, wünſche er nicht zu ſpielen. „Ich will den Krieg, um durch neue Siege und neuen Ruhm meine Dynaſtie zu ſichern oder als Held zu fallen. Vor meinem Tode will ich den Wunſch meines ganzen Lebens erfüllt ſehen und die Rheinlande an Frankreich annectirt wiſſen.“ Auf den 27ſten Juli war ſeine Abreiſe zur Armee beſtimmt. Zuvor ſetzte er die Kaiſerin als Regentin für die Dauer ſeiner Abweſenheit ein, jedoch mit der Beſchränkung, daß ſie nur diejenigen Geſetze ſanctioniren dürfe, welche dem geſetzgebenden Körper bereits zur Genehmigung vorgelegt ſeien. Er mochte dabei revolutionaire Bewegungen im Sinne haben, wie ſie ſpäter wirklich gegen ihn ſtattfanden, und diesfällig verhüten wollen, daß man der Kaiſerin keine Zugeſtändniſſe abpreſſe, die er nicht gut heißen könne.

Aus gleichem Grunde mag es ihm zweckmäßig erſchienen ſein, das Kind von Frankreich, den nunmehr 14 Jahre alten kaiſerlichen Prinzen, mit in's Feld zu nehmen, um ihn in einem ſchlimmen Falle leichter über die Grenze und in Sicherheit ſpediren zu können. Bereits in ſeiner Proclamation an das Volk hatte er dieſen Entſchluß kundgegeben,

aber ihn freilich anders motivirt. „Ich führe,“ heißt es darin, „meinen Sohn mit mir; ungeachtet seines jugendlichen Alters kennt er die Pflichten, welche sein Name ihm auferlegt; er ist stolz, auch seinerseits theilnehmen zu dürfen an den Gefahren derjenigen, welche für das Vaterland kämpfen.“ Seine Mutter scheint Anfangs durch diesen Beschluß in große Aufregung versetzt zu sein. Bei einer vornehmen Dame soll sie in Gegenwart ihres Gemals in Thränen zerflossen sein, und als Napoleon sie beruhigen wollte, soll sie, wie der Bericht sich ausdrückt, so südländisch geworden sein, daß ein allgemeines verlegenes Schweigen eintrat. Sie muß indeß bald darauf ihre ruhige Fassung wiedergewonnen haben. Unter dem 17ten Juli telegraphirte sie ihrer Mutter, der Gräfin Montijo in Madrid: „Louis wird in einigen Tagen mit seinem Vater zur Armee abgehen; ich wünsche, daß Sie ihm vor seiner Abreise Ihren Segen schicken. Beunruhigen Sie sich nicht. Ich bin vollständig ruhig. Er muß seine Pflicht thun und seinem Namen Ehre machen.“ — Die letzten Worte erinnern stark an ihre Aeußerung nach dem Orsini'schen Attentat „Faisons notre métier!“ Noch that die Kaiserin ein Uebriges, indem sie den Prinzen kurz vor dem Abmarsch in den Invaliden-Dom führte und hier am Grabe Napoleon's I. mit ihm und für ihn betete. Nach der Abreise des Kaisers begab sie sich sogar nach Cherbourg, um der Flotte, die von dort aus nach

der Nord- und Ostsee auslaufen sollte, die Proclamation des Kaisers an die Marine mitzutheilen und selbst Worte der Aufmuthigung an die Commandeure und Mannschaften zu richten. Was diese Ansprachen bewirkt haben, hat uns der Erfolg gelehrt. Die Unternehmungen der französischen Flotte haben sich bekanntlich lediglich auf Kapereien beschränkt. Landtruppen, welche zum Angriff der Küstengegenden bestimmt waren, haben die Kriegsschiffe gar nicht erst an Bord bekommen. Hatte Napoleon doch den Marine-Soldaten verheißen, daß sein Geist ihnen auf dem Meere folgen werde, und ihnen prophezeit, sie würden denselben Erfolg davon tragen, wie die Linien-Truppen, und dieser war bekanntlich bei Beiden unter Null. Der Oberbefehlshaber, Vice-Admiral Graf Bouét-Villaumez, mag eine Ahnung davon gehabt haben. Sein Tagesbefehl, mittelst dessen er den Antritt des Commandos der Flotte bekannt machte, beschränkt sich auf drei oder vier Zeilen: „Vom heutigen Tage an habe ich die Ehre, euch zu commandiren. Ich appellire an eure Thätigkeit, an eure Thatkraft, an euren Patriotismus. Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiser!“

24.

Metz, Saarbrücken, Sedan.

Am 27. Juli brach Louis Napoleon zur Haupt-Armee nach Metz auf, aber nicht von Paris aus, wohin er sich schon nicht mehr wagte, sondern (mit Umgehung der Hauptstadt) von St. Cloud, wo er die letzte Zeit über sich aufgehalten hatte, und umgeben von einem großen Gefolge. Vorher hieß es, der Kaiser werde wie ein einfacher Sous-Lieutenant in's Feld ziehen, vielleicht nicht einmal ein Zelt mitnehmen. Jetzt dagegen begleiteten ihn 8 Generale, 5 Ordonanzofficiere, 2 Quartiermeister, 4 Stallmeister, 3 Directoren, 1 Privatsecretair und 1 Cabinetscourier, die, wie der kaiserliche Prinz und der Kaiser selbst, wieder ihre Bedienung hinter sich hatten. Soll doch Napoleon, als er als Gefangener in Wilhelmshöhe anlangte, noch eine Gesellschaft und Dienerschaft von nahe an 80 Personen nebst Wagen und Pferden mitgebracht haben. Bereits am 28sten erließ er von

Metz aus eine neue Proclamation an die Armee, die ſchon etwas weniger zuverſichtlich, aber immer noch praleriſch genug klang. Es kommen darin Stellen vor, wie die: „Eine der beſten Armeen Europa's ſteht euch gegenüber. Der Krieg, welchem wir entgegen gehen, wird lange Zeit dauern und uns ſchwere Mühe koſten. Ihr werdet noch einmal beweiſen, was eine franzöſiſche Armee vermag. Welchen Weg wir auch außerhalb unſerer Grenzen einſchlagen, wir werden dort die Spuren unſerer glorreichen Väter finden. Ganz Frankreich folgt euch mit ſeinen heißeſten Wünſchen. Das Weltall richtet ſeine Augen auf euch! Von unſern Erfolgen hängt das Schickſal der Freiheit und Civiliſation ab“ u. dgl. m.

Mit der letzteren Phraſe hatte er wider Wiſſen und Willen eine große Wahrheit ausgeſprochen: ſiegten die Franzoſen, ſo war es — nach dem zu urtheilen, wie ſie ſich vorher und nachher benommen — mit der Freiheit und Civiliſation in Europa vorbei.

Es kann und ſoll hier nicht eine Geſchichte des franzöſiſch-deutſchen Krieges von 1870 und 1871 gegeben werden. Die Ereigniſſe liegen uns noch zu nahe, um in den Hauptzügen unbekannt zu ſein, und eine unbefangene kritiſche Würdigung derſelben wird erſt dann möglich ſein, wenn wir Frieden haben. Nur Napoleon's perſönliche Betheiligung an den Unternehmungen, ſeine Schickſale im Felde und wie

er ſich dabei benommen, gehört zur Vervollſtändigung ſeiner Charakteriſtik hierher. Wie er von Metz nach Sedan gekommen iſt, und was ihn von dort nach Wilhelmshöhe gebracht hat, iſt das, womit wir es hier zu thun haben. Sofern dazu die Kenntnißnahme von den Actionen auch ſeiner Gegner nothwendig bleibt, ſei zugleich kurz deſſen gedacht, was Preußen, reſp. Deutſchland den bramarbaſirenden Demonſtrationen Frankreichs entgegenſetzte.

Preußiſcherſeits verfuhr man, im Bewußtſein, zum Kriege keine Veranlaſſung gegeben zu haben, wie im Gefühl ſeiner Stärke, mit Ruhe und Beſonnenheit, aber darum nur um ſo thatkräftiger und erfolgverſprechender. Die öffentliche Meinung des Volkes, bald auch die des größeren Theiles von Deutſchland ſtand den Maaßnahmen des Königs und ſeiner Räthe zur Seite. Das bekundete die Theilnahme, welche der Monarch bei ſeiner Heimkehr von Ems nach Berlin auf allen Stationen fand, wo er Halt machte; bezeugten die Adreſſen, die aus verſchiedenen Gegenden und Hauptſtädten einliefen; bekräftigte die Einmüthigkeit, mit welcher der Reichstag alle Forderungen und Anträge des Bundes-Präſidiums bewilligte. Die Anſprache des Königs an die Verſammlung war ernſt und würdevoll gehalten, die Antwort und die von andern Seiten her eingehenden Adreſſen behaupteten ſich im gleichen Charakter. Der Reichstag, der bereits am 21ſten

Juli geſchloſſen wurde, votirte, wie es beantragt worden, 120 Millionen Thaler für den Krieg und 30 Millionen zur Errichtung von Darlehnscaſſen. Die Mobiliſirung des geſammten norddeutſchen Bundesheeres ward angeordnet und fand überall das lebhafteſte Entgegenkommen. Es regte ſich in der Jugend der vaterländiſche Geiſt von 1813. Aus allen Ständen, aus den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen, vom Auslande und aus den entlegenſten überſeeiſchen Anſiedlungen drängten ſich kampfluſtige deutſche Männer und Jünglinge zu den Waffen und ſchaarten ſich zahlreich um das entfaltete vaterländiſche Banner.

Auch die Süddeutſchen fanden ſich allmälig dazu ein. Wie ſehr in Heſſen, Würtemberg, Baiern die alten Preußenfeinde, die Particulariſten, die Ultramontanen, die rothen Republikaner im Verein mit den Agenten Napoleons, der mit den Süddeutſchen einen neuen Rheinbund im Plan hatte, wühlen mochten, das Volk dort ſehnte ſich ſo wenig wie in Hannover und Kurheſſen nach der Protection Frankreichs, und ihre Regierungen blieben den mit Preußen im Auguſt 1866 abgeſchloſſenen Verträgen treu. Sie ſtellten ihre Contingente auf den Kriegsfuß, über die dann der Kronprinz von Preußen den Oberbefehl übernahm. Im Ganzen ſtand dem oberſten Kriegsherrn, dem Könige von Preußen, ein deutſches Kriegsheer von mehr als einer Million Streitern zur

Verfügung, genauer 1,124,000 Mann aller Waffengattungen. Die Operations-Armee, mit der man gegen Frankreich marſchirte, iſt auf 612,471 Mann Verpflegungsſtand und 1452 Feldgeſchütze berechnet worden. Die geſammten deutſchen Streitkräfte waren in drei große Armeen eingetheilt. Die erſte derſelben unter Steinmetz ſollte auf der rechten Flanke operiren; die Haupt- oder Rhein-Armee unter Prinz Friedrich Karl, bei der ſich der König und das große Hauptquartier befanden, bildete das Centrum; den linken Flügel nahm die dritte oder die Süd-Armee ein, die der Kronprinz Friedrich Wilhelm anführte und die aus Preußen und Süddeutſchen beſtand. Eine vierte kleinere Armee, welche die Küſtenvertheidigung zur Aufgabe hatte, ward unter die Befehle Vogel von Falkenſteins geſtellt. Jene drei Armeen bewegten ſich zunächſt concentriſch nach der Rheinpfalz zu, was binnen kürzeſter Zeit und auf das Prompteſte ausgeführt wurde und zugleich in einer Weiſe, welche die Franzoſen über die Stärke, Eintheilung und Aufſtellung der einzelnen Heerkörper völlig irr machen mußte, wie ſie denn ſogleich Anfangs von ungeheurer Verwirrung in den Reihen der Preußen ſprachen. Ein beſtimmterer Operationsplan konnte natürlich erſt dann entworfen werden, wenn die gegneriſchen Abſichten klarer hervortraten.

In seiner von Wilhelmshöhe veröffentlichten Broschüre „Die Ursachen der Capitulation von Sedan“ giebt Napoleon selbst zu, daß er den vereinigten deutschen Streitkräften in Allem nur 600,000 Mann entgegenstellen konnte, und daß der Effectivbestand seiner in Marsch gesetzten Armee bei Beginn des Feldzuges nicht über 300,000 Mann betragen habe. Um das Mißverhältniß auszugleichen, sollte schnell über den Rhein gerückt, Süddeutschland, ehe es sich mit dem Norden vereinigen konnte, von den Norddeutschen getrennt und Oesterreich sowohl wie Italien zur Bundesgenossenschaft mit Frankreich herangezogen werden. Allein trotzdem der Kaiser an Zeit vor den Deutschen einen Vorsprung von 14 Tagen voraus hatte, überflügelten diese ihn dennoch mit der Concentration ihrer Heertheile am Rhein. Napoleon schiebt die Schuld auf eine fehlerhafte Organisation der französischen Corps und eine verkehrte Dislocation der einzelnen dazu gehörigen Truppentheile und Waffengattungen, worüber er noch immer nicht habe Herr werden können. Er hätte hinzufügen sollen, daß der Eisenbahndienst für Militair- und Kriegszwecke in Frankreich lange nicht so geordnet, so prompt in einander greifend hergestellt war, als in Deutschland und namentlich in Preußen; ferner daß die wirkliche Stärke der verschiedenen Heerkörper noch weit hinter seinen Berechnungen und Annahmen zurück blieb. Noch bei Metz zählten die

Compagnien, welche auf dem Kriegsfuß 150 Mann ſtark ſein ſollten, durchſchnittlich kaum 100 Köpfe, was man dem pflichtwidrigen Ausbleiben der einberufenen Erſatzmannſchaften im ſüdlichen Frankreich zuſchrieb.

Genug, als Napoleon in Metz anlangte, fand er ſeinen eigenen Geſtändniſſen zufolge dort ſtatt 150,000 Mann nur 100,000 vor; und in Straßburg, wo 100,000 Mann beiſammen ſein ſollten, war man erſt auf 40,000 gekommen. Bevor aber der ſofort zur Vervollſtändigung aufgebotene Nachſchub anlangte, waren die franzöſiſchen Generale bereits von den deutſchen Feldherrn engagirt, und eine Ueberrumpelung der Rheinlande und der ſüddeutſchen Staaten zeigte ſich nunmehr unausführbar. Damit wurde aber auch das bereits eingeleitete Bündniß mit Oeſterreich und Italien hinfällig. Bald folgte auf deutſcher Seite ein großer Sieg dem andern. Die mörderiſchen, aber ruhmreichen und erfolgvollen Schlachten und Gefechte bei Weißenburg, Wörth, Forbach u. ſ. w. ſind eben ſo viele Verherrlichungen deutſchen Heldenmuthes und todesverachtender Tapferkeit, als thatſächliche Beweiſe von der entſchiedenen Ueberlegenheit der preußiſchen Heerführung über die franzöſiſche. Napoleon's Armeen, die ſich am Rhein vereinigen ſollten, blieb nur übrig, ſich „rückwärts zu concentriren" d. h. ſie mußten ſich vor ihren immer mächtiger vorſtürmenden Gegnern in das Innere des Landes zurückziehen.

Einen Sieg und noch dazu den ersten in diesem Feldzuge haben freilich die Franzosen davon getragen; das ist der, welchen am 2ten August drei französische Divisionen nebst schwerem Geschütz über ein Bataillon Preußen erfochten. Daß sie sich auf diesen Kampf überhaupt eingelassen; die Ernsthaftigkeit, mit der sie die Neckereien einer Hand voll Menschen behandelten, die ihnen gleichwohl 4 Stunden lang den Kampfplatz streitig machten; das Pathos, welches der persönlich mit dem Kinde von Frankreich dabei anwesende Kaiser entwickelte; die unverschämten Lügen und Großthuereien, womit dies Heldenstück in den französischen Berichten herausgeputzt wurde; der Jubel, den Paris und ganz Frankreich über den unvergleichlichen Sieg anstimmten; endlich die boshafte sinn- und zwecklose Barbarei, daß die unschuldige Stadt Saarbrücken, welche die Preußen räumten und die Franzosen gar nicht besetzten, nachträglich von Letzteren noch in Brand geschossen wurde: das Alles mußte sich vereinen, um diese erste Waffenthat Galliens zu einer unauslöschlichen Blamage zu machen.

Der Vorstoß auf das schwachbesetzte Thor der Rheinpfalz konnte nur eine Bedeutung haben, wenn ihm sofort der Einmarsch in die Pfalz selbst folgte. Napoleon aber benutzte ihn lediglich, um den ungeduldigen Parisern eine Unterhaltung zu gewähren und sie größere Triumphe hoffen zu lassen, nebenbei

auch um die Mitnahme des kaiſerlichen Prinzen, der hier praktiſchen Unterricht über den Nutzen des Chaſſepot und in der Handhabung der Mitrailleuſe erhielt, weniger auffällig zu machen. „Louis,“ ſchrieb der Kaiſer an die Kaiſerin, „hat die Feuertaufe empfangen; er legte eine bewunderungswerthe Kaltblütigkeit an den Tag. Die Gewehr- und Kanonenkugeln fielen zu unſern Füßen nieder. Louis hat eine Kugel aufbewahrt, die dicht neben ihm hinfiel. Es gab Soldaten, welche weinten, als ſie ihn ſo ruhig ſahen.“ Die „France“ theilte ſogar mit, der kaiſerliche Prinz habe den erſten Schuß aus den Mitrailleuſen gethan, welche die Preußen bald völlig niedergemäht hätten. In Wirklichkeit hatten die Franzoſen nicht mehr als 900 Mann vom 40ſten Regiment und 3 Schwadronen vom 7ten Ulanenregiment gegen ſich. Eine Depeſche machte aber drei Diviſionen, eine andere 20,000 Mann daraus.

Da man in Paris nur noch von großen Siegen träumte, mußte es ſich ereignen, daß das Gerücht, welches der Nachricht von dem blutigen Schlachtverluſt der Franzoſen bei Weißenburg am 4ten Auguſt voranlief, dieſen in's Gegentheil verkehrte, zu einer ſchrecklichen Niederlage der Deutſchen, zu einer vollſtändigen Vernichtung der preußiſchen Armee umſtempelte. Dieſe Tartaren-Botſchaft hatte ihren Urſprung in einem leidigen Börſenſchwindel. Aber ſie ſetzte Paris augenblicklich in fieberhafte Auf-

regung, und als man endlich die Wahrheit erfuhr, wäre es bald zu einem Aufstand gegen die Regierung gekommen. Jedenfalls trug der Vorfall mit dazu bei, daß von jetzt an die socialistische Partei sich wieder kecker hervorwagte, um der Republik den Weg zu bahnen.

Napoleon's Plan nach dem Verlust der Gefechte bei Frischweiler und Spicheren ging dahin, die Armee nach dem Lager von Chalons zurückzuführen und dort zugleich die Trümmer der Armee Mac-Mahon's und die Corps de Failly und Douay aufzunehmen. Er machte davon aber erst den Ministern in Paris Anzeige, und diese riethen ihm ab, weil sie fürchteten, die Aufgebung von Lothringen werde von niederschlagender Wirkung auf den Geist der Bevölkerung sein. Napoleon befolgte ihren Rath und blieb einstweilen in Metz, beschwichtigte aber keineswegs damit den Unwillen des Pariser Volkes über die bisher erlittenen Demüthigungen. Es kam zu Straßenaufläufen, und auch im gesetzgebenden Körper verlangte man die Absetzung Leboeuf's vom Ober-Commando und eine Aenderung des Ministeriums; ja es wurden selbst Stimmen laut für Absetzung des Kaisers. Dem Schlimmsten zu entgehen, gab der Kaiser soweit nach, daß er Ollivier aufforderte, zurückzutreten. Der raubritterlich von China her bekannte General Graf Palikao mußte ein neues Ministerium bilden. An Leboeuf's

Stelle erhielt Marſchall Bazaine das Ober-Commando. Napoleon ſelbſt wollte nichts mehr damit zu thun haben, ſondern nach der Hauptſtadt zurückkehren und die Zügel der Regierung wieder in die Hand nehmen. Die Kaiſerin fand jedoch dieſen Schritt bedenklich und gab ihm zu verſtehen, wie viel dabei für ihn auf dem Spiele ſtehe. Die Generale dagegen, die ihn gern aus Metz fort haben wollten, beſtärkten ihn in ſeinem Vorſatz. Schließlich entſchied er ſich dafür, die Armee zu verlaſſen, ſobald dieſelbe auf dem linken Moſelufer angelangt ſein werde.

Am 16ten Auguſt Morgens brach Louis Napoleon von Metz auf und ging über Conflans, Etain und Verdun nach Chalons, wo er den Herzog von Magenta, Marſchall Mac-Mahon, ſchon vorfand. Es wurde Kriegsrath gehalten und beſchloſſen, der Marſchall ſolle die Richtung auf Paris nehmen, um ſeine Armee unter den Mauern der Hauptſtadt zu reorganiſiren. Der Oberbefehl über die Armee von Paris ward dem Generalſtabs-Chef Trochu übertragen. Der Kaiſer ſelbſt endlich ſollte unverzüglich nach Paris zurückkehren. Allein dieſe Beſchlüſſe wurden durch die des Miniſterrathes, an welchem auch der Staatsrath und die Präſidenten der beiden Kammern Theil nahmen, abermal durchkreuzt. Man war bereits auf dem Marſche nach Paris in Rheims angekommen, als Mac-Mahon

von der Regentschaft kategorischen Befehl erhielt, umzukehren und das von den Deutschen eingeschlossene Metz zu entsetzen. Napoleon war seinen eigenen Bekenntnissen zufolge weder Chef der Regierung mehr, noch konnte er als Chef der Armee handeln. Er begleitete Letztere einfach, um sein Schicksal an das ihrige zu ketten. Doch gebrauchte er wenigstens auf Mac-Mahon's Andringen die Vorsicht, den kaiserlichen Prinzen über Mezières nach Belgien und damit in Sicherheit bringen zu lassen.

Es fehlte also an einer durchgreifend bestimmenden Macht in der Leitung des Heeres, wie an der nöthigen Uebereinstimmung mit der Regierung; den Maßregeln dieser selbst endlich an Zweckmäßigkeit, an Consequenz und Energie. Napoleon III. war schon beseitigt, ehe seine Absetzung förmlich ausgesprochen ward; er hatte sich selbst aufgegeben. Die Insubordination, deren sich vor seiner Ankunft in Chalons die Pariser Mobilgarde schuldig machte, und die ihr ungestraft hinging, war nur das Vorspiel von der Auflehnung der Nation und ihrer Vertreter gegen den Kaiser, wie sie zwei Wochen später zu Tage trat. Die Pariser „Mobilen", die sich schon beim Abmarsche und noch auf der Eisenbahn so übermüthig benahmen und z. B. das ihnen mitgegebene Brod zu den Wagenfenstern hinaus warfen, um sich hinterher über Mangel an Beköstigung beschweren zu können, trieben im Lager

von Chalons die Widerſetzlichkeit bis zur Meuterei. Sie verlangten, nach Paris zurückgeführt zu werden, verjagten den Marſchall Canrobert mit Steinwürfen, ſteckten Tags darauf einen Theil des Lagers in Brand und nahmen dann ſchaarenweiſe Reißaus. Der Chef der dortigen Militair-Verwaltung, dem Canrobert hauptſächlich die Schuld an den Exceſſen beimaß, erhängte ſich.

Kehren wir zu Mac-Mahon und dem Kaiſer zurück, ſo erlitt deren Marſch viel Aufenthalt der übermäßigen Bagage wegen, die ſie mit ſich führten, und weil die immer weiter vordringende Armee des Kronprinzen von Preußen, mit der ſich das ſächſiſche Corps vereinigte, den Herzog nöthigte, mehrere Male ſeine Marſchrichtung zu verändern. Binnen 6 Tagen hatte man mit den erſchöpften Truppen nur 12 bis 14 Meilen zurückgelegt. Als endlich am 30ſten Auguſt der Zuſammenſtoß der Corps de Failly und Douay mit der Avantgarde der großen preußiſchen Armee erfolgte, wobei jene wiederum geſchlagen wurden, mußte Mac-Mahon wirklich den Plan, dem Marſchall Bazaine Hülfe zu bringen, als unausführbar aufgeben und wies ſeinen Truppen Sedan zum Rückzugspunkte an, wo ſie dann im Zuſtande außerordentlicher Erſchöpfung in der Nacht und am Morgen des 31ſten in ungeordneten Haufen eintrafen.

Am letzten Tage des August erließ Napoleon seine letzte Proclamation, sein Schwanenlied an die Armee. Die klägliche Lage, in welcher diese und er selbst sich befand, findet darin ihren Ausdruck; indeß sucht er gute Miene zum bösen Spiel zu machen und fordert die Soldaten auf, ein Gleiches zu thun. Er habe, sagt er, dem Oberbefehl denjenigen Marschällen übertragen, welche die öffentliche Meinung — also nicht er selbst — am meisten dazu bezeichne. Bisjetzt seien die Anstrengungen der Truppen zwar nicht vom Glück gekrönt gewesen, aber darum dürfe man den Muth nicht verlieren. Bazaine's Armee habe sich unter den Mauern von Metz wieder hergestellt („s' est réfaite") und die Mac-Mahon's sei nur leicht beschädigt(?) Ganz Frankreich erhebe sich, die eindringenden Feinde zurückzuwerfen. Er selbst habe die Rolle — sehr gut gesagt: die Rolle! — des Soldaten der des Herrschers vorgezogen. Nichts werde ihm zu theuer sein, das Vaterland zu retten, und Frankreich zähle überhaupt noch herzhafte Männer genug. Gäbe es aber ja Feiglinge unter den Soldaten, so werde das Kriegsgericht und die öffentliche Verachtung an ihnen Gerechtigkeit üben. — Man könnte, da Napoleon III. sich bei Sedan zu allererst und unaufgefordert in Gefangenschaft begab, diese Proclamation bitter glossiren und etwa sagen, er habe sich mit ihr sein

Urtheil ſelbſt geſprochen, wäre es nicht anerkannte Thatſache, daß er den Tod ſuchte, aber nicht finden konnte.

In der großen entſcheidenden Schlacht, welche ihm der Kronprinz Friedrich Wilhelm, 250,000 Mann ſtark, am 1ſten September vor Sedan lieferte, wobei 30,000 Franzoſen abgeſchnitten und gefangen genommen, ein Theil über die belgiſche Grenze geworfen und entwaffnet und 83,000 Mann nach Sedan zurückgedrängt und dort buchſtäblich eingeklemmt wurden, in dieſer Entſcheidungsſchlacht von Sedan ſoll — bairiſchen Berichten zufolge — der Kaiſer ſich zuletzt — beim Kampf um die Vorſtadt Balan — wirklich an die Spitze einer Sturm-Colonne geſtellt und die Baiern zu Paaren zu treiben verſucht haben. Aber ihr Kanonenfeuer von den Höhen war zu ſtark. Es regnete Kugeln und Sprenggeſchoſſe um ihn her. Eine Granate explodirte ganz in ſeiner Nähe und hüllte ihn in Dampf und Staub. Da drangen die Officiere in ihn, ſich zurückzuziehen, und nun rückten die Baiern wieder unaufhaltſam vor. Mac-Mahon, der ſich ſogleich bei Beginn der Schlacht ſtark ausgeſetzt, war bereits am Morgen verwundet und mußte den Oberbefehl an den General Wimpfen abtreten. Als endlich die franzöſiſche Artillerie verſtummte, während die deutſchen Feuerſchlünde noch immer Tod und Verderben auf den Feind ſpieen, ward das Gefecht

deutscherseits zu einem wahren Kesseltreiben. „Der Kaiser," sagt der Berichterstatter der „Times", „zog sich in die Stadt zurück, um aus dem Strudel der hülflosen Soldaten, die, hungrig und zornig, mit Meuterei drohten, herauszukommen. Eine große Feuersbrunst vermehrte noch die allgemeine Verwirrung, und es reifte der Entschluß, Sedan dem Sieger zu überliefern." Im deutschen Hauptquartier ward unter Theilnahme des Königs und des Kronprinzen von Preußen der Sieg mit erbeutetem Champagner gefeiert.

Ihre Geneigtheit zur Capitulation hatten Napoleon und die französischen Generale schon am 1sten September Nachmittags durch eine unter Trompetenschall auf die Stadtmauer aufgepflanzte weiße Fahne zu erkennen gegeben. Unmittelbar darauf sandte der Kaiser einen seiner Officiere an den König mit folgenden Zeilen: „Mein Herr Bruder! — Da es mir nicht gelungen ist, den Tod inmitten meiner Truppen zu finden, so bleibt mir nichts mehr übrig, als meinen Degen in die Hände Ew. Majestät zu legen. Ich bin Ew. Majestät guter Bruder Napoleon". Hierauf antwortete der König: „Mein Herr Bruder! — Indem ich die Umstände bedauere, in denen wir uns begegnen, nehme ich den Degen Ew. Majestät an und bitte Sie, einen Ihrer Officiere zu ernennen, der mit Ihren Machtvollkommenheiten versehen ist, um über die Capitulation der

Armee zu verhandeln, welche ſich ſo tapfer unter Ihren Befehlen geſchlagen hat. Meinerſeits habe ich den General von Moltke zu dieſem Zweck bezeichnet. Ich bin Ew. Majeſtät guter Bruder Wilhelm. Vor Sedan den 1ſten September 1870.“ — Am 2ten September früh machte ſich Napoleon ſelbſt auf den Weg, um mit Bismarck und dem König zu parlamentiren und möglichſt milde Bedingungen zu erlangen. Gleichwohl fand die Zuſammenkunft der beiden Monarchen erſt nach der zwiſchen den Generalen Moltke und Wimpfen vereinbarten Capitulation ſtatt. Für die franzöſiſchen Officiere waren die Bedingungen milde genug; ſie erhielten bekanntlich gegen Abgabe ihres Ehrenwortes ihre Freiheit. Dagegen ſollten die Soldaten als Kriegsgefangene nach Deutſchland geſchickt werden, und eben ſo wurde, wie es heißt, die Gefangenhaltung Napoleons auf deutſchem Boden ſchon bei der Capitulation mit ſtipulirt, was unter den obwaltenden Umſtänden für das deutſche Intereſſe eine Nothwendigkeit, für Louis Napoleon aber eine Wohlthat war.

Im Ganzen zeigte der Beſiegte mehr Ergebung in ſein Schickſal, mehr Faſſung und Würde, als man ihm zutrauen mochte. Nur bei der Unterredung, die er mit König Wilhelm in Gegenwart des Kronprinzen in einem Glashauſe in der Villa Belle-Vue bei Fernois hatte, blieb er nicht mehr Herr ſeiner Empfindungen. Im Geſpräch mit dem Kron-

prinzen, gegen den er seiner Bewegung über des Königs Freundlichkeit Ausdruck gab, übermannte ihn die Rührung, sein Mund zuckte, und mit den Handschuhen, die er in der Hand hielt, wischte er sich die hervorbrechenden Thränen aus den Augen.

Uebrigens wußte Louis recht wohl, was er that, indem er dem König von Preußen seinen Degen anbot und sich ihm damit auf Gnade oder Ungnade ergab. In Frankreich war er seines Lebens nicht sicher. Wünschte er doch, als er die Villa verließ, seinen eigenen Soldaten nicht mehr zu begegnen, sondern zog es vor, durch die deutschen Linien nach Sedan zurück geführt zu werden. Vom König von Preußen hatte er nicht zu fürchten, daß dieser ihn, wie einst die Engländer seinen Oheim, nach St. Helena schicken werde. In der That wurde der gefangene Kaiser der Franzosen von preußischer Seite mit einer Rücksicht behandelt und noch auf Wilhelmshöhe mit einem Hofhalt begünstigt, daß dies in Deutschland Befremden und Besorgniß erregte. Man fürchtete ziemlich allgemein, daß es in Bismarck's Plänen liege, nach beendetem Kriege, resp. nachdem Frankreich die geforderten Abtretungen gemacht und seine Kriegs-Contribution gezahlt, den Gefangenen nicht nur wieder frei zu geben, sondern ihn sogar wieder auf den Thron zu setzen; den Franzosen zur Strafe, wie die Berliner Blätter sich ausdrückten.

Von Gebietsabtretungen mochten die Franzoſen begreiflich nichts hören wollen. Hätte ſich Louis Napoleon dazu verſtanden, ſo durfte er ſich wahrſcheinlich in Paris nicht wieder ſehen laſſen. Eben deshalb erklärte er ſich für incompetent und verwies an die Kaiſerin als derzeitige Regentin, an das die Regierung bildende Miniſterium und an Bazaine als den Oberbefehlshaber der Armee.

„Napoleon unterzeichnet den Frieden alſo nicht,“ ſagt der Neufchateler Friedrich von Rougemont in ſeiner jüngſt veröffentlichten Broſchüre „Les conseillers bénévoles du roi Guillaume“ (Genf und Baſel 1871). „Dennoch“, fährt er fort, „gab es dort ſo etwas von Papierunterzeichnung (un papier de signé). Man ſah den König lebhaft auf die Karte von Frankreich hinzeigen; man weiß nicht, auf welche Partien; ohne Zweifel auf diejenigen, welche abzutreten ſeien; dann ſah man Napoleon die Feder ergreifen und . . . . . Da liegt ein Geheimniß, welches die Geſchichte vielleicht niemals erforſchen wird, aber worin man den Schlüſſel gewiſſer nachfolgender Ereigniſſe zu erſpähen ſich verſucht fühlt. Man kann fürchten, daß in dieſem Augenblick die Politik Preußens von einem fremden Element umſtrickt worden, von welchem ſie ſich los machen mußte oder noch wird los machen müſſen.“

Die Nachricht von der Gefangennehmung des Kaiſers wurde in Paris bis zum 4ten September

geheim gehalten und erregte, als Palikao sie endlich bekannt machte, einen Sturm, der eine Revolution bedeutete. Die Mittagssitzung des gesetzgebenden Körpers an dem genannten Tage wurde trotz der zu ihrem Schutz aufgebotenen Truppenmassen von Tumultuanten, welche gewaltsam in das Palais und den Saal einbrachen, thatsächlich aufgelöst. Während Palikao, Jules Favre, Thiers, Gambetta u. A. noch beriethen, welche einstweilige Auskunft unter den obwaltenden Umständen zu treffen sei, ertönte das Geschrei „Thronentsetzung! Nieder mit Napolon!“ und dazu wurde die Marseillaise gebrüllt. Hierauf verließ die Mehrzahl der Deputirten das Haus, und die Linke erklärte nunmehr Napoleon III. für abgesetzt. Gambetta und andere Republikaner verfügten sich alsdann nach dem Stadthause. Haufen von Volk, Soldaten und Mobilgardisten folgten ihnen. Vom Stadthause aus ward dann die Republik proclamirt, in Folge dessen die aufgeregte Menge zunächst die Tuilerien heimsuchte und dort die Insignien des Kaiserreiches vernichtete.

Inzwischen hatte sich die Kaiserin-Regentin bereits unsichtbar gemacht. Besorgt vor Beschimpfung und Mißhandlung, hatte sie den Beistand des österreichischen und des italienischen Gesandten, des Fürsten Metternich und des Ritters von Nigra, angerufen, unter deren Mitwirkung wie mit Hülfe einer Verkleidung es ihr gelang, in einem Fiaker unter-

kannt aus den Tuilerien und der Hauptstadt zu entkommen und ebenso ungefährdet nach Belgien zu gelangen, von wo sie dann später mit dem kaiserlichen Prinzen nach England ging.

25.

Auf Wilhelmshöhe.

Am 5ten September Abends zwiſchen 9 und 10 Uhr traf der abgedankte Kaiſer mit großem Gefolge und zahlreicher Dienerſchaft auf Wilhelmshöhe ein. Dieſes Bergſchloß, zu einem ruhigen beſchaulichen Leben, wie es hohen Gefangenen geziemt, recht wie geſchaffen, hat des Parks und der umliegenden ſchönen Landſchaft wegen ſeine Naturreize und iſt bei der Nähe Caſſels von früher her zu fürſtlicher Hofhaltung eingerichtet. Für Napoleon III. war es zugleich mehrfach hiſtoriſch beziehungsreich. Hier hatte zur Zeit der „Plaiſanterie mit dem Königreich Weſtphalen“ Onkel Jerome reſidirt und ſeine Luſtgelage gefeiert, Wilhelmshöhe war ſein Lieblingsaufenthalt geweſen und der Name darum von ihm in Napoleonshöhe umgetauft. Der nachher wieder aufgenommene Name Wilhelmshöhe war jetzt doppeldeutig; er konnte ſagen wollen: „die Bezwingung und Unterwerfung des Kaiſers der Franzoſen iſt die Höhe, welche gegen-

wärtig der Preußenkönig Wilhelm behauptet.“ Andrerseits ließ er auch die Deutung zu: „Diese Höhe bezeichnet den Grad von Achtung, welchen der König von Preußen dem Herrn Bruder Napoleon noch in seinem Unglück beweisen will.“ Uebrigens war bis zu Ablauf Septembers auch noch die große Industrie-Ausstellung in Cassel geöffnet, und somit den Neugierigen unter ihren Besuchern Gelegenheit geboten, auf Wilhelmshöhe, wenn ihnen das Glück wohl wollte, Napoleon zu sehen. Gab es doch überall Leute genug, welche äußerten, ein Monarch, der ohne Gewissensbisse Marter und Tod so vieler Menschen verschuldet, Tausend und aber Tausend hingeopfert habe, müsse als eine Merkwürdigkeit seiner Art öffentlich zur Schau im Lande umhergeführt werden.

König Wilhelm bewirthete, wie erwähnt, den gefangenen Franzosenkaiser mit ausgesuchter Zuvorkommenheit. Er hatte Befehl ertheilt, daß man ihn als seinen Gast, nicht als seinen Gefangenen behandle. Die Königin war so aufmerksam gewesen, diejenigen Köche von Berlin nach Wilhelmshöhe zu schicken, welche sich am besten auf die französische Küche verstanden. Ist es wahr, was die öffentlichen Blätter berichten, daß die ganze Napoleon'sche Hofhaltung auf Wilhelmshöhe von der königlichen Civil-Liste bestritten wurde, so hätte Wilhelm I. damit eine Großmuth geübt, welche feurige Kohlen auf das Haupt des Feindes sammelt; denn Louis Napoleon

war, wenn immerhin vom Throne geſtoßen, deshalb noch kein hülfsbedürftiger armer Mann. Gegen die Behauptung ſeines Privatſecretairs Pietri, daß der Kaiſer nichts habe erſparen, noch weniger Capitalien für ſich ſammeln können, findet man in den „Enthüllungen aus den Tuilerien“ (Berlin, bei Elwin Staude) einen ſpecificirten Nachweis von Max Pol, laut deſſen Napoleon III. in den Jahren 1854 bis 1870 allein 63 Millionen Frcs. in fremden Papieren angelegt hat.

So mancher Annehmlichkeiten, welche Wilhelmshöhe und das nahe Caſſel darbieten, ungeachtet, ſoll die Lebensweiſe am exkaiſerlichen kleinen Hofe im Ganzen doch eine ſehr einförmige, ſteifleinene, langweilige geweſen ſein, am Ende für die Umgebung mehr noch als für Napoleon ſelbſt, dem wohl die Ereigniſſe draußen noch genug zu denken und zu thun gaben. Es herrſchte, einem Correſpondenzbericht der Hamburger „Reform“ zufolge, in dieſen Miniatur-Tuilerien noch immer eine ſtrenge kaiſerliche Etiquette. „Die Flügel-Adjutanten wechſeln regelmäßig im Dienſt ab, und das Gefolge wartet feierlich in den Vorzimmern, wenn der Kaiſer ſeinen Spaziergang machen will. Die Tafelſtunden werden ebenſo förmlich abgehalten, als in den Tuilerien. Napoleon genießt ſehr wenig; er hat einen ſchwachen kränklichen Appetit und ſchadet ſeiner Geſundheit durch die überheizten Zimmer, in denen er ſich zur Ver-

zweiflung ſeiner Umgebung ſtets aufhält. Gicht und andere Leiden ſind die Folge davon; ſein verhältnißmäßig gutes Ausſehen iſt um ſo erſtaunenswerther.“ Die Generale Pajol, Caſtelnau und Vaubert de Genlis nebſt dem Prinzen Murat und Edgar Ney bildeten einen engeren Kreis um den Kaiſer. Am meiſten geſchäftlich mit ihm und für ihn blieb ſein Geheimſecretair, der Corſe Franceſchini Pietri, thätig, dem die ſchwere Arbeit auf den Schultern lag, ſeinen Herrn gegen die zahlloſen literariſchen und journaliſtiſchen Angriffe zu vertheidigen, die, befugt oder unbefugt, nach ſeinem Fall gegen Napoleon unternommen wurden.

Neben Pietri warf ſich der Literat Dr. Cohn, der unter dem Pſeudonym A. Mels ſchreibt, zum Verfechter Napoleons III. in Journalen und Broſchüren auf. Er hatte am 10ten October auf ſein Anſuchen Audienz beim Kaiſer und war bezaubert von der Aufnahme, die er auf Wilhelmshöhe fand. Von ihm rührt die deutſche Ausgabe der Schrift „Die Capitulation von Sedan“ her, und außerdem lieferte er den panegyriſchen Artikel im Novemberheft des Leipziger „Salon“.

War unter den gegebenen Verhältniſſen das Leben in der glänzenden Gefangenſchaft für die Betheiligten kein freudenreiches und Napoleons Stimmung eine vorherrſchend trübe und düſtere, ſo konnten die aus Frankreich eingehenden Nachrichten von beſtändigen

Siegen der Deutschen und von fortwährenden Niederlagen und Rückschritten der Franzosen die Bitterkeit der Isolirung nur erhöhen. Man sah im letzten Drittel des Octobers den Fall von Metz unvermeidlich bevorstehen. Dennoch traf den Exkaiser die Depesche von der endlichen Capitulation dieses stärksten französischen Waffenplatzes wie ein Donnerschlag. Am 26sten October kam den ganzen Tag weder Speise noch Trank über seine Lippen. Niederschlagend wirkte auch die Nachricht auf ihn, daß sebst Viele von den in Deutschland internirten Officieren und Soldaten, die er ihm für unwandelbar ergeben gehalten hatte, bereits zur Republik oder zu den Orleans hinüber neigten.

Am 30sten October traf plötzlich die Kaiserin Eugenie auf Wilhelmshöhe ein. Zwischen ihr und gewissen Bonapartisten waren Unterhandlungen im Gange, die Thronfolge des kaiserlichen Prinzen unter ihrer Regentschaft zu ermöglichen. Zu fester Abrede darüber aber war es noch nicht gekommen.*) Vielleicht wünschte sie sich von ihres Gatten Ansichten und Willensmeinung in dieser Angelegenheit genauer zu unterrichten. Ihr Aufenthalt war von kurzer

*) Man vergleiche die seitdem bei Albert Abelsdorff in Berlin herausgekommene mysteriöse Flugschrift: „Wer sind denn eigentlich Herr M. oder N.? Enthüllungen einer seltsamen Geschichte im October 1870 während der Belagerung von Metz."

Dauer, denn zu einem weiblichen Hofstaat war Wilhelmshöhe bei aller Liberalität König Wilhelms dennoch nicht eingerichtet. Mußte sich Ihre Majestät doch mit dem Zimmer eines der Adjutanten begnügen und mit der ehmaligen kurfürstliche Beschließerin Fräulein Plotho als einziger Anstandsdame fürlieb nehmen!

Noch vor ihrer Wiederabreise langten die Capitulanten von Metz in Cassel als Gefangene an, namentlich die Marschälle Bazaine, Canrobert, General Leboeuf und Andere nebst einer großen Zahl höherer Officiere. Schon Virgil sagt: „Trost ist's den Unglücklichen, Gefährten zu haben im Leiden.“ Mit gegenseitigen Tröstungen über ihre schmerzlichen Erlebnisse, mit Plänen, wie das Verlorene wohl wieder zu erlangen und in Zukunft ein besseres Geschick zu erzielen sei, mögen der Kaiser und seine Tafelrunde sich den Winter über die Grillen vertrieben haben. Ein Lebenszeichen von politischer Bedeutung erfolgte seinerseits nach außen hin während dieser Zeit nicht. Erst nach der Capitulation der Forts von Paris, nachdem die Wähler in Frankreich zur Constituirung einer Nationalversammlung einberufen waren, und Gambetta sein berüchtigtes, von Bismark für ungültig erklärtes Decret zur Beschränkung der Wahlfreiheit erlassen hatte, erst da hielt Louis Napoleon es für angezeigt, sich noch einmal mit einer Proclamation an das

franzöſiſche Volk zu wenden. Dieſelbe klingt reſignirt und anſpruchslos genug, andererſeits ſchimmert jedoch die Abſicht und der Wunſch deutlich hindurch, wenn irgend möglich, nach Frankreich zurückberufen und wieder an die Spitze der Regierung geſtellt zu werden. Man merkte die Abſicht und ward verſtimmt. Hier iſt der Wortlaut dieſer Kundgebung:

„Franzoſen!“

„Vom Glücke verlaſſen, habe ich ſeit meiner Gefangennahme jenes tiefe Stillſchweigen beobachtet, welches die Trauer des Unglückes iſt.“

„So lange ſich die Armeen gegenüber geſtanden ſind, habe ich mich eines jeden Schrittes und eines jeden Wortes enthalten, welches Zwieſpalt hätte hervorrufen können. Heute, bei dem tiefen Unglücke des Landes, kann ich mich nicht länger in Schweigen hüllen, ohne gefühllos für ſeine Leiden zu erſcheinen“.

„In jenem Augenblicke, als ich gezwungen war, mich gefangen zu geben, konnte ich in keine Verhandlungen über den Frieden eintreten; da ich nicht frei war, ſo hätte es den Anſchein gewonnen, als ſeien meine Entſchließungen durch perſönliche Rückſichtsnahmen diktirt. Ich überließ der Regierung der Regentſchaft, welche ihren Sitz in Paris inmitten der Kammern hatte, die Pflicht, darüber zu entſcheiden, ob das Intereſſe der Nation die Fortſetzung des Kampfes erheiſche.“

„Trotz unerhörter Unglücksfälle war Frankreich nicht besiegt; unsere festen Plätze standen noch aufrecht, Paris war im Zustande der Vertheidigung, einer weiteren Ausdehnung unserer Unglücksfälle konnte noch Einhalt gethan werden.“

„Aber, während alle Blicke gegen den Feind gerichtet waren, brach in Paris eine Insurrektion aus; die Volksvertretung wurde vergewaltigt, die Kaiserin bedroht, eine Regierung installirte sich durch Ueberraschung auf dem Stadthause, und das Kaiserreich, welchem die gesammte Nation so eben zum dritten Male ihre Zustimmung gegeben hatte, wurde durch Diejenigen gestürzt, welche berufen waren, es zu vertheidigen.“

„Meinen gerechten Unmuth unterdrückend, rief ich mir zu:

„Was liegt an der Dynastie, wenn das Vaterland gerettet werden kann!“

„Und anstatt gegen die Verletzung des Rechts zu protestiren, richtete ich meine heißesten Wünsche auf den Erfolg der nationalen Vertheidigung; und die patriotische Hingebung, welche die Kinder aller Klassen und aller Parteien bewiesen, hat mich mit Bewunderung erfüllt. Aber jetzt, wo der Kampf unterbrochen und die Hauptstadt nach heldenmüthigem Widerstande gefallen ist, jetzt, wo jede vernünftige Aussicht auf den Sieg verschwunden ist, jetzt ist es Zeit, von Jenen, welche die Gewalt usurpirt haben,

Rechenſchaft zu verlangen für das unnöthiger Weiſe vergoſſene Blut, für die ohne Grund aufgehäuften Ruinen, für die ohn Controle verſchleuderten Hülfsquellen des Landes."

„Das Schickſal Frankreichs kann nicht einer Regierung ohne Mandat überlaſſen werden; welche, indem ſie die Verwaltung desorganiſirte, nicht eine einzige jener Autoritäten beſtehen ließ, welche ihren Urſprung dem öffentlichen Stimmrecht verdankten."

„Eine Nation kann einer Regierung nicht länger Gehorſam ſchenken, welche kein Recht hat zu befehlen. Ordnung, Vertrauen, ein ſicherer Friede wird nur dann erzielt werden, wenn das Volk zu Rathe gezogen worden iſt, über jene Regierung, welche am meiſten befähigt iſt, das Vaterland von ſeinen Leiden zu befreien."

„Unter den feierlichen Umſtänden, unter welchen wir uns, Angeſichts der Invaſion und des aufmerkſamen Europa befinden, iſt es nöthig, daß Frankreich eins ſei in ſeinen Beſtrebungen, in ſeinen Wünſchen und in ſeinen Entſchließungen. Dies iſt das Ziel, welches alle guten Bürger beſtrebt ſein müſſen zu erreichen."

„Was mich anbelangt, gebeugt durch ſo viele Ungerechtigkeiten und bittere Enttäuſchungen, will ich heute nicht jene Rechte in Anſpruch nehmen, welche ihr viermal in zwanzig Jahren mir freiwillig übertragen habt."

„Angesichts des Unglücks, welches uns umringt, ist kein Raum vorhanden für persönlichen Ehrgeiz; aber so lange nicht das Volk, in regelmäßiger Weise in seinen Comitien versammelt, seinen Willen wird kund gegeben haben, wird es meine Pflicht sein, als wahrhafter Repräsentant der Nation, mich an dieselbe zu wenden und ihr zu sagen: Alles, was ohne eure directe Betheiligung geschieht, ist ungesetzlich. Nur eine aus der Volkssouverainetät entsprungene Regierung, welche sich über dem Egoismus der Parteien zu erhalten vermag, wird im Stande sein, eure Wunden zu heilen, eure Herzen der Hoffnung und die entweihten Kirchen euren Gebeten wieder zu eröffnen und die Arbeit, die Einigkeit und den Frieden in den Schooß des Vaterlandes zurückzuführen."

„Wilhelmshöhe, den 4ten Februar 1871."

gez. „Napoleon."

So lange mochte Napoleon wirklich hoffen, von den Franzosen noch einmal zurückverlangt und wieder auf den Thron erhoben zu werden. Er war ja durch keine Nationalversammlung, durch keinen Volksbeschluß förmlich enthront worden. Nur eine Minderheit von Deputirten und nicht dazu berufene wilde Rotten hatten ihn für abgesetzt erklärt. Es kam also noch darauf an, was die Nation oder ihe Vertreter mit Stimmenmehrheit beschließen würden, wenn Ruhe und Ordnung wieder hergestellt sein würden.

War irgend etwas im Stande, ihn das Peinliche seiner Lage periodisch vergessen zu lassen, so mußte es die Theilnahme sein, die das Publicum seinem Schicksal bewies. Auch wurde er von Allen, die mit ihm zu thun hatten, noch fortwährend nicht nur wie ein regierender Herr, sondern wie eine höchst bedeutende, historisch merkwürdige Persönlichkeit geehrt und angestaunt. Wilhelmshöhe wimmelte von Fremden, so lange Louis Napoleon dort zu sehen war. „Das geräumige Hôtel Schombardt daselbst," schreibt L. Katzenstein in einem Bericht für „Ueber Land und Meer", „ist bis unter das Dach von Fremden bewohnt, welche den gestürzten Imperator in nächster Nähe auf seinen Spaziergängen sehen wollen. Das lebhafte Tischgespräch beschäftigt sich nur mit seiner Person." Wenn er ausfährt, tritt die Wache in's Gewehr, der Tambour wirbelt die Trommel, das Militair salutirt, Alles, als wäre er daheim auf einem seiner früheren Schlösser. Die Neugier, welcher er auf Schritt und Tritt ausgesetzt ist, scheint ihm eher schmeichelhaft als lästig zu sein. „Ich habe," soll er kürzlich geäußert haben, „jetzt so ziemlich alle Casseler bei mir gesehen und möchte sie nun auch einmal in Cassel selbst besuchen." — In dem Maaße jedoch, als sich die Dinge für ihn in Frankreich bedenklicher anließen, wurde er selbst nachdenklicher und verstimmter, und mit Beginn des März muß ihm der Humor völlig ausgegangen sein.

Am 1ſten März zogen bekanntlich deutſche Truppen in Paris ein, und gleichzeitig ſprach die National-Verſammlung in Bordeaux — zwar nur beiläufig, aber darum nicht weniger entſchieden — das ihn und ſeine Dynaſtie von der Regierung ausſchließende Verdammungsurtheil über ihn aus.

In der ſtürmiſchen Sitzung dieſes Tages nämlich äußerte der National-Repräſentant Bamberger unter Anderem, daß der zur Sanctionirung vorliegende Vertrag eigentlich von Napoleon III. hätte unterzeichnet werden ſollen und nannte den Exkaiſer dabei einen Mann, deſſen Name ewig auf dem Schandpfahl der Geſchichte angenagelt bleiben werde. Dagegen erhob Conti, vormaliger kaiſerlicher Cabinetsrath, ſeine Stimme für Napoleon als für einen Ehrenmann und erinnerte daran, daß, wie er (Conti) ſelbſt, auch viele Andere in der Verſammlung dem Kaiſer den Eid der Treue geleiſtet hätten. Der Corſe Gavini und einige andere eingefleiſchte Bonapartiſten unterſtützten ihn. Nun gab es einen Wirrwarr und Tumult, daß die Sitzung auf eine halbe Stunde vertagt werden mußte. Bei Wiederaufnahme der Verſammlung ſtellte dann der Nationalvertreter Targé den folgenden Antrag:

„Die Nationalverſammlung ſchließt den Zwiſchenfall; beſtätigt unter den ſchmerzlichen Verhältniſſen, in welchen ſich das Vaterland befindet und Angeſichts unerwarteter Prote-

ſtationen und Vorbehalte die Abſetzung Napoleons III. und ſeiner Dynaſtie, welche ſchon vom allgemeinen Stimmrecht ausgeſprochen worden iſt, und erklärt ihn verantwortlich für den Ruin, die Invaſion und die Zerſtückelung Frankreichs."

Dieſer Antrag, von 26 Mitgliedern der Nationalverſammlung unterzeichnet, fand allſeitige Acclamation. Nur die vorbenannten eifrigen Napoleonsdiener ſtanden dagegen auf. Thiers, durch freie Wahl Chef der Executivgewalt an der Spitze der Regierung, betheiligte ſich an der Debatte und half dem Antrag zum Siege. Gavini hatte der Verſammlung das Recht beſtritten, über die Abſetzung des Kaiſers zu beſchließen; das ſei Sache einer conſtituirenden Verſammlung und allgemeiner Volksabſtimmung. Dem entgegen erklärte Thiers: „Es giebt eine Sache, die außer Frage iſt: Wir ſind ſouverain! Wollen Sie wiſſen, warum? Weil es ſeit 20 Jahren das erſte Mal iſt, daß die Wahlen vollkommen frei waren, und daß das Land frei ſeinen Willen ſagen konnte."

Für den von Thiers angerathenen Schluß des Zwiſchenfalls erklärten ſich alle Anweſenden bis auf die 6 Mitglieder der ſchon bezeichneten Oppoſition, und einige Wenige von der rechten Seite enthielten ſich aller Stimmabgabe.

Das war denn doch dem ſonſt ſchon ſo kirr gewordenen Löwen ein zu bitterer Trank, um ihn, ohne ſeinen Ingrimm darüber laut werden zu laſſen, hinunterzuſchlucken. Nach einigen Tagen ſtillen Brütens richtete Louis an den Präſidenten der National-Verſammlung in Bordeaux ein Proteſtation folgenden Inhalts:

„Herr Präſident!“

„In dem Augenblick, wo alle Franzoſen, tief betrübt über die Bedingungen des Friedens, nur an die Leiden des Vaterlandes dachten, hat die National-Verſammlung die Abſetzung meiner Dynaſtie ausgeſprochen und behauptet, daß ich allein verantwortlich ſei für das öffentliche Unglück. Ich proteſtire gegen dieſe ungerechte und ungeſetzliche Erklärung.“

„Ungerecht — denn als der Krieg erklärt ward, hatte das Nationalgefühl, überreizt durch Urſachen, die von meinem Willen unabhängig waren, eine allgemeine und unwiderſtehliche Aufregung hervorgebracht. Ungeſetzlich — denn die Verſammlung, zu dem einzigen Zwecke erwählt, um Frieden zu ſchließen, hat ihre Vollmachten überſchritten, indem ſie Fragen entſchied, welche über ihrem Beruf waren. Wäre ſie ſelbſt eine conſtituirende Verſammlung, ſo wäre ſie doch nicht im Stande, ihren Willen dem Nationalwillen zu unterſtellen. Das Beiſpiel der Vergangenheit iſt da, um es zu beweiſen. Die

Feindseligkeit der Constituante ist 1848 an der Wahl des 10ten Decembers gescheitert, und 1851 (Staatsstreich!!) hat das Volk durch mehr als 7 Millionen Stimmen mir gegen die gesetzgebende Versammlung Recht gegeben."

„Die politische Leidenschaft kann nicht das Recht überwiegen, und das französische öffentliche Recht für die Gründung jeder legitimen Regierung ist das Plebiscit. Außerhalb diesem besteht nur Usurpation für die Einen, Unterdrückung für die Anderen. Auch ich bin bereit, mich vor dem freien Ausdruck des nationalen Willens zu beugen, aber nur vor diesem."

„In Gegenwart schmerzlicher Ereignisse, welche Allen Entsagung und Selbstverleugnung auferlegen, hätte ich gern Schweigen beobachtet. Allein die Erklärung der Versammlung zwingt mich, im Namen der verletzten Wahrheit und der verkannten National-Rechte zu protestiren."

„Empfangen Sie, Herr Präsident" u. s. w.

„Wilhelmshöhe, den 6. März 1871."

gez. „Napoleon."

Für den Augenblick verhallte dieser Protest wirkungslos und spurlos, und die Ereignisse gingen unaufgehalten ihren Weg. Die Friedens-Präliminarien waren bereits unterzeichnet, die neue Regierung ward von den europäischen Mächten anerkannt, die gefangenen Marschälle kehrten in ihre Heimath zurück, dem Exkaiser blieb nichts übrig, als ebenfalls sein Bündel zu schnüren.

Napoleon's Abſchied von Wilhelmshöhe und vom deutſchen Boden war von Zeichen und Wundern begleitet, entſprechend ſeinem Range, würdig ſeines Preſtige. Seine nächſte Umgebung freute ſich ob der ihnen aus Erkenntlichkeit zurückgelaſſenen anſehnlichen Douceurs und Souvenirs; in Paris aber bebte der Erdboden unter den Schritten des wieder in Freiheit wandelnden Empereurs. „Eine Stunde vor Abfahrt Napoleon's," berichtet die Augsburger Allgm. Zeitg. unter dem 19ten März, „hatte der katholiſche Geiſtliche aus Caſſel noch eine Meſſe geleſen. Während derſelben traf das Telegramm des Wolff'ſchen Bureaus ein, welches die Unruhen in Paris vom 17ten und 18ten meldete. Daſſelbe rief bei dem Kaiſer und deſſen Gefolge, wie leicht begreiflich, eine große Aufregung hervor, und Napoleon unterhielt ſich auf dem ganzen Wege zum Bahnhof über dieſes Thema. Der Kaiſer hat ſich auf Wilhelmshöhe ſichtlich erholt und ſieht ausgezeichnet aus. Namentlich iſt der Contraſt für diejenigen auffallend, welche ihn damals hier ankommen ſahen. Die „Heſſ. Morg.-Ztg." hatte zur Zeit die Nachricht verbreitet, nach Abſchluß des Friedens habe man von allem Eigenthum des Kaiſers die kaiſerlichen Abzeichen entfernt. Heute hatte ich perſönlich Gelegenheit, wahrzunehmen, daß dies nicht geſchehen, da Wagen, Koffer ꝛc. dieſe Abzeichen noch breit zur Schau trugen. Daß Napoleon überhaupt nicht ge-

sonnen ist, so leichhin zu resigniren, dafür spricht mancherlei, was hier auf Wilhelmshöhe vor sich ging. So sprechen namentlich die reichen Unterstützungen, welche er täglich an gefangene Officiere und Soldaten abschickte und für welche sogar in einer hiesigen Druckerei ein besonderes Briefschema mit angehängter Quittung gedruckt wurde, dafür, daß ihm alles daran liegt, sich seine Popularität bei der Armee zu erhalten." In dieser Beziehung ist auch der Brief nicht bedeutungslos, den er vor einiger Zeit an Mac-Mahon gerichtet haben soll, und worin er den Marschall auffordert, sich thunlichst für die braven Kämpfer von Sedan zu verwenden, damit diesen die ihnen gebührende National-Belohnung nicht entgehe. Da Louis Napoleon selbst sich unter diesen Kämpfern befunden zu haben schmeichelt, so liegt in jener Aufforderung schon, daß auch er auf eine National-Belohnung rechnen mochte, die natürlich für ihn mindestens Wiedereinsetzung in den früheren Stand (restitutio in integrum) bedeuten würde. Daß er während seiner sogenannten Gefangenschaft sich noch fortwährend über Belgien mit Frankreich in Zusammenhang erhalten hat, darüber lassen die vom „Figaro" veröffentlichten Brüsseler Telegramme keinen Zweifel. Der „Electeur libre" und andere französische Blätter behaupten geradezu, daß bei der Revolution vom 18ten März und an den folgenden

Tagen unter die Insurgenten zu Paris neben orleanistischen noch viel mehr bonapartistisches Geld vertheilt worden sei.

Am 19ten März Vormittags 11 Uhr unter klingendem Spiel trat Napoleon seine Reise an. Zwei Compagnien Soldaten bildeten Spaliers bis zum Bahnhof. Er selbst nahm den Weg über Belgien nach England zu Frau und Kind. Der größte Theil der Bagage aber nebst Wagen und Pferden wurde nach Arenenberg dirigirt, gleichsam als sei es seine Absicht, dahin zurückzukehren, wo sein öffentliches Leben seinen Ursprung genommen, und als wolle er sich für immer ganz in das Privatleben zurückziehen.

96.

Zu Ende!

Es wird Zeit, daß wir mit unſerm Louis Napoleon zum Abſchluß kommen. Seit ſeine Abſetzung von der National-Verſammlung ausgeſprochen, bieten ſeine Tage wenig Denkwürdiges mehr. Was augenblicklich die Welt noch intereſſirt, iſt, zu wiſſen, ob er nicht früher oder ſpäter doch noch wieder in Frankreich zur Regierung kommen werde. Für uns hat die Frage nicht daſſelbe Intereſſe. Die Geſchichte hat über ihn gerichtet und iſt, nachdem er ſich bei Sedan ſelbſt aufgegeben, über ihn zur Tagesordnung übergegangen. Käme er aber dennoch wieder auf den Thron, ſo dürfte ſeine Herrlichkeit von kurzer Dauer ſein und eine gefährliche Oppoſition finden nicht nur in Frankreich, ſondern auch in Deutſchland und bei andern Nationen. Die Blut- und Eiſen-Politik wäre damit in Permanenz erklärt und die ſie ausbeutenden Regenten und Staatsmänner würden bei allen Beſſerdenkenden für immer jeden Credit verlieren.

Daß die Franzoſen in Maſſe ihren Napoleon III. oder ſeinen Herrn Sohn zurückverlangen ſollten, halte ich aus mehreren Gründen für unwahrſcheinlich. Das Plebiscit, auf welches der Exkaiſer ſo große Hoffnungen ſetzt, zieht nicht mehr wie früher, da man jetzt die Maſchinerie daran zu genau kennen gelernt, aber nicht ſtichhaltig befunden hat. In einer Stadt Savoyens, erzählt Friedrich von Rougemont, die im Ganzen nur 2500 Seelen zählte, wurden bei der Abſtimmung für die Annexion 2800 Stimmen notirt. In Mexiko wurden, wie Graf Kératry berichtet, Ort für Ort die Honoratioren von franzöſiſchen Officieren im Beiſein bewaffneter Mannſchaften dringendſt aufgefordert, die Wahl Maximilian's zu unterzeichnen. Wo dies verweigert wurde, ſperrte man die Wähler ein und ließ ſie ſo lange faſten, bis ſie mürbe geworden und Alles unterſchrieben, was man wünſchte. Welche Verſprechungen, Drohungen und Einſchüchterungen bei dem Plebiscit in Frankreich 1870 in Anwendung gekommen ſind, iſt bekannt. Noch einmal dies Stück aufzuführen, könnte nur dann einen vorübergehenden Erfolg verſprechen, wenn die noch von dem Kaiſer etwas für ſich erwartenden Anführer der wieder organiſirten Armee zuvor einen neuen Staatsſtreich zu ſeinen Gunſten in Scene ſetzten und ihn glücklich durchführten. Allein die Zahl der eingefleiſchten Bonapartiſten hat ſich während des unglücklichen

Krieges auch unter dem Militair bedeutend gemindert, dagegen die der Republikaner und Orleanisten in gleichem Maaße verstärkt.

Gerade der Umstand, daß in Frankreich ein politisches Parteiwesen herrscht, wie nirgendwo anders, und daß immer nur vorübergehend eine oder die andere Partei die Majorität erzielt und damit die Herrschaft erlangt, gerade dieser Umstand erklärt den beständigen Wechsel der Regierungen, Verfassungen und Systeme, die seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. in Frankreich so oft einander abgelöst haben. Es hat sich der Franzosen eine Veränderungsliebe bemächtigt, welche uns mit eine Bürgschaft dafür bietet, daß sie jetzt etwas Neues haben müssen, daß sie der Bonapartismus auf die Dauer ennuyirt.

Ob die Mächte Europa's, nachdem sie einmal die gegenwärtige Regierung anerkannt, sich Napoleon von Neuem gefallen lassen würden, das, meine ich, wird wohl davon abhangen, was Preußen resp. Deutschland dazu sagen würde. Nun giebt es freilich Leute, die da meinen, Preußen am ersten könne nur die Wiedereinsetzung Napoleon's wünschen. Sie verdächtigen die Bismarck'sche Politik so weit, daß sie dieselbe mit der Napoleon'schen indentificiren, nur daß diesmal der Schüler den Meister übermeistert habe. Beide verständen sich auf ihre gegenseitigen politischen und militairischen Schachzüge ohne Worte so vortrefflich, wie selten zwei Andere. Der

letzte Krieg ſei lediglich unternommen, dieſſeits und jenſeits des Rheines die Bevölkerungen ruhig zu machen, die Regierungen ſicher zu ſtellen. Daß dabei ein Opfer von einem oder zwei Hunderttauſend Menſchen nicht in Betracht komme, ſei beiderſeits ſtillſchweigende Vorausſetzung. Deshalb ſei auch Napoleon bei Sedan in Schutz genommen und auf Wilhelmshöhe ſo ſchön gepflegt worden; deshalb der Kern ſeiner Armee geſchont und in Sicherheit gebracht, um ihm unverſehrt erhalten zu werden. Jetzt habe nun Deutſchland geſiegt und Preußen mehr davon getragen, als es zu hoffen gewagt: Deutſchland Eins, der König Kaiſer, die Prinzen Marſchälle, der Graf Fürſt geworden; Kanonen und anderers Armee-Material in Menge erobert, Elſaß und Lothringen annectirt, 5 Milliarden Kriegskoſten-Entſchädigung in Ausſicht! Da ſei ja Napoleon an der Spitze Frankreichs nicht nur nicht gefährlich, ſondern ſogar nützlich und am Ende allein wünſchenswerth. Er werde, um nur wieder Souverain zu ſpielen, am erſten die Abtretungen verſchmerzen; am ſicherſten die Revolution niederhalten und das weitere Umſichgreifen des Republik-Fiebers verhüthen; er am nachdrücklichſten zur Eintreibung der 5 Milliarden Rath ſchaffen.

Wir an unſerm Theile halten dieſe Art von Bierſtuben-Politik natürlich für albernes oder böswilliges Geſchwätz. So harmlos und unerfahren

ist der deutsche Reichskanzler doch wahrlich nicht, um blindhin dem Charakter und dem mißlichen Geschick des Mannes (den er sicher genauer studiert hat, als Unsereiner) die Zukunft Frankreichs, die Sicherheit Deutschlands, den Frieden Europa's anzuvertrauen. Ohne Krieg behauptet sich kein Bonaparte auf dem Thron. Mit uns würde er freilich nicht sogleich anbinden. Augenblicklich schmeichelt er Preußen sogar. Er hat eine Denkschrift, welche er im Januar auf Wilhelmshöhe ausgearbeitet, über die Militair-Organisation des norddeutschen Bundes herausgegeben, die von Loberhebungen für Preußen duftet. Einstweilen hätte er mit Algier, vielleicht mit Savoyen und Nizza, mit der Neubevölkerung von Lambessa und Cayenne genügend zu thun. Nebenher aber könnte er schon immer hinter unserm Rücken Intriguen und Coalitionen spinnen, andere Mächte zum Kriege gegen uns aufstacheln und im geeigneten Moment ihnen beispringen, um an uns Revanche zu nehmen. Haben doch seine Getreuen, als sie aus der Gefangenschaft in Deutschland entlassen wurden, sich überall mit dem Versprechen empfohlen, demnächst uns als Sieger zu begrüßen.

Doch gesetzt, daß gerade im Gefühl ihrer Stärke die deutsche und preußische Politik die Rückkehr Napoleons III. an die Spitze Frankreichs nicht ungern sähe und auch die übrigen Mächte sich damit zufrieden erklärten, speciell für uns ändert dies in der Würdigung des Schicksalsmannes nichts mehr.

Jemand in seinen Jahren erlebt keine Wandlungen des Charakters mehr, oder er stirbt bald. Seine historische Rolle — und das ist im Grunde das einzige Denkwürdige an ihm — hat Louis Napoleon ausgespielt, und so erlauben wir uns, im Nachfolgenden unser Gesammturtheil über ihn noch einmal kurz und bündig zusammen zu fassen.

Louis Napoleon ist kein gemeines Talent, aber noch weniger ein außerordentliches Genie. Er hat sich in die ihm durch Abstammung, Erziehung und Zeitverhältnisse vorgezeichnete und eröffnete Laufbahn besser hineingefunden, als es vielleicht irgend einem andern Napoleoniden oder selbst einem nachgeborenen Prinzen von Geblüt gelungen sein möchte. Aber welche Gewandtheit des Benehmens er sich angeeignet, sie hat ihn nicht vor Tactlosigkeiten und Faux-pas gesichert, wie wir deren in den verschiedensten Perioden seines Lebens zu erwähnen und zu rügen hatten. Er hat auch viel gelernt, weiß mehr und denkt schärfer, als es gewöhnlich bei andern regierenden Häuptern der Fall sein mag. Aber philosophische Bildung, Sinn und Interesse für die großen menschheitlichen Angelegenheiten und den sittlichen Culturfortschritt, Gemüthssinnigkeit u. dgl. hat er nicht bewiesen. Als Nachfolger einer langen Reihe gekrönter Ahnen und im Zusammenhang mit zahlreichen ebenbürtigen Nachkommen könnte er mit dem, was er geleistet, noch immer ein Blatt in der Geschichte mit Glanz ausfüllen. Als Emporkömmling dagegen hätte er

ganz neue Bahnen in der Politik brechen müſſen, wie ſein Oheim, um die Stellung zu rechtfertigen, zu der er emporgetragen worden. Der Vergleich mit Napoleon I., wozu er ſelbſt ſtets herausforderte, konnte nur zu ſeinem Nachtheil ausfallen. „Wie er räuſpert und wie er ſpuckt“, heißt es in Wallenſtein's Lager, „das habt ihr ihm glücklich abgeguckt“ u. ſ. w. Die alten Bonapartiſten aus der Schule des Onkels waren es, die im Cabinet, wie im Felde, das Beſte für ihn thun mußten, und in dem Maaße, als dieſe dahinſchwanden, ſchwand auch ein Stück ſeines Ruhms und ſeiner Größe von ihm.

Es wäre ungerecht, ſeiner Regierung Verdienſte abſprechen zu wollen, die ſie ſich um Frankreich und um Europa erworben hat. Weſentlich aber dürften Beide mehr darunter verloren, als gewonnen haben. Es iſt wahr, er hat im Ganzen und Großen Ruhe und Ordnung in Frankreich aufrecht erhalten, was den Nachbarſtaaten mit zu gut gekommen iſt; aber um welchen Preis? mit welchen Mitteln? Mit ſolchen, vor welchen den Menſchenfreund ſchaudert! — Als Privatmann mag Louis Napoleon kein böſer Menſch ſein; man weiß ſchöne Züge von Milde, Treue und Erkenntlichkeit von ihm. Als Regent aber, ja als Prinz iſt er vor Liſt, Trug, Wort- und Eidbruch, Todtſchlag, Gewaltthat jeder Art nicht zurückgeſchreckt. Er hat ſich als Volksfreund bewieſen, indem er für Beſchäftigung und Unterhalt der arbeitenden Claſſen beſorgt blieb; allein

ihr sittliches Wohl lag ihm so wenig am Herzen, daß er der Frivolität Thür und Thor öffnete, um sie von ernsterem Sinnen und Gebahren abzubringen. Er hat Paris verschönert und viel Fremde dorthin gelockt; er hat die Weltstadt aber auch zur Festung werden lassen und sie damit unglücklich machen helfen. Seine verschwenderische Finanzwirthschaft im Hof- wie im Staatshaushalt hat das Land ausgesogen. Den Verkehr mit der Außenwelt belebte er durch Beförderung des Freihandels; dem geselligen Verkehr und der politischen Freiheit im Innern legte er Fesseln an, drückender als die Napoleon's I. Seine Kriege gegen Rußland und Oesterreich haben mittelbar manches Gute gestiftet. Aber weder wagte er es, Polen frei zu machen, noch die Einheit Italiens durchzufechten, noch den Papst auf seine kirchliche Geltung und Stellung zu beschränken. Als Militair hat er sich überhaupt nicht bewährt, nicht als Organisateur und Administrator, nicht als Stratege und Commandeur, endlich nicht einmal als besonders braver Soldat. So oft auch erwähnt wird, daß er dem Tode getrotzt habe, erfährt man auch immer: „es kam ein Engel und dienete ihm", d. h. Officiere verhinderten, daß er sich weiter aussetzte, nöthigten ihn vielmehr, sich zurückzuziehen.

In der Verhandlung bei Sedan hat er sich weder militairisch noch politisch als Mann benommen. Hatte er einmal sein Geschick an das der Armee ketten wollen, so mußte er auch mit ihr sich gefangen

nehmen lassen, nicht ihr voranlaufen und zuerst seinen Degen überreichen, um sich etwa weicher zu betten; noch weniger durfte er sich hinter seine Frau und die Regentschaft in Paris verstecken, um sich vor Verantwortlichkeiten zu sichern. Stellvertreter, die er selbst eingesetzt hatte, konnte er als Souverain auch wieder von ihrem Amte abberufen. Hier blieb ihm eigentlich nur übrig, entweder sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, oder Frieden zu schließen, falls er nicht das Loos seiner Marschälle und Generale theilen mochte, oder endlich formell zu erklären, daß er sich nicht mehr Kaiser der Franzosen erachte, d. h. einfach abzudanken.

Schlimm genug, daß er trotz seines unkriegerischen Charakters beständig Krieg zu führen hatte. Dadurch ward nach einer langjährigen Friedensperiode in Europa und namentlich in Deutschland der Krieg ganz wieder zur Tagesordnung. Die Regenten wählten ihre Minister danach. Verschlang schon der bewaffnete Friede viel Geld, so noch mehr der offene Feldkampf, nichts zu sagen, daß vor der Art und Weise, wie dabei mit Menschenleben umgegangen, sich aller Culturfortschritt als nichtig erweist. Was nützt es, Folter und Tortur, Inquisition, Autodafé, Scheiterhaufen, Ersäufen und Rädern von unten auf abgeschafft zu haben? Im Kriege bringt das blinde Ohngefähr, wenn nicht die Mordwuth entmenschter Canibalen, viel grausamere Todesmartern von

ſelbſt mit ſich, und da ſind ſie geheiligt, und das Scheusliche daran wird mit Glorie übertüncht. Sollen auch wir hierin die Affen der Franzoſen werden? Genug, gelangt dieſer Bonaparte noch einmal zu Macht und Einfluß, ſo iſt Europa, ſo iſt das Vaterland permanent in Gefahr; dann iſt nichts mehr heilig als der Krieg und was ihm mit Gutheißung und Verherrlichung dient; alle höheren geiſtigen Beſtrebungen erſcheinen dagegen als armſelige mitleidswerthe Privatvergnügungen, und der ſittliche Fortſchritt der Menſchheit wird zu einem lächerlichen Aberglauben überſtudierter Phantaſten.

Uebrigens nicht allein zum Heil der civiliſirten Welt, auch in Louis Napoleons eignem Intereſſe wünſchen wir, daß er fortan für immer mit Regierungsgeſchäften verſchont bleibe; daß ihm vergönnt ſein möge, den Reſt ſeiner Tage in Ruhe und Friede als Privatmann zu verleben, und will er die Welt mit ſeinem Andenken einiger Maaßen ausſöhnen, ſo benutze er ſeine Mußeſtunden mit literariſcher Verwerthung ſeiner Erlebniſſe und Erfahrungen, den Blick mehr auf die Vergangenheit, als auf die Zukunft gerichtet. Alſo:

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo,“
„Rückwärts, rückwärts, edler Cid!“

Bücheranzeige.

Im Verlage von J. F. Richter in Hamburg erschienen schon früher vom Verfasser dieser „Denkwürdigkeiten" folgende beachtenswerthe Schriften, welche für die beigesetzten Preise durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen sind:

Zum Frieden Europa's.

Erledigung dreier Generalfragen mit Vorwort an den Kaiser der Franzosen. 5 Bog. 8. Pr. 9 Sgr.

Die drei Fragen, welche die Broschüre möglichst gründlich und freimüthig zu erledigen sucht, lauten: „Sind die Kriege ein Product der Vernunft oder der Unvernunft? 2. Wie sind in unsern Tagen zwischen civilisirten Völkern überhaupt noch Kriege möglich? 3. Welches sind die einfachsten und sichersten Mittel zu einem europäischen Frieden von Dauer?" — Mehrere größere norddeutsche Blätter haben sich sehr anerkennend über die Art und Weise ausgesprochen, wie der Verfasser dieses heikle Thema behandelt, und die Schrift ist bis auf einen kleinen Rest von Exemplaren vergriffen. Eine neue Auflage widerstreitet den Plänen des Verfassers.

Historische Darstellung

der Völkerschlacht bei Leipzig.

16 Bog. 8. elegant cartonirt, mit einem Plan des Schlachtfeldes. 1 Thlr.

Eine populäre, nach den besten in- und ausländischen Quellen bearbeitete und sachlich möglichst correcte Darstellung des großen Befreiungskampfes, bietet das Buch nicht nur jedem Freund der vaterländischen Geschichte eine erhebende Lectüre, sondern eignet sich auch vorzüglich zur Anschaffung für Schul- und Jugend-Bibliotheken wie zu Prämien und Festgeschenken.

Licht- und Schattenseiten aller Berufsstände

nach Repräsentation, Heerdienst, Wissenschaft und Kunst, Industrie, Technik und Arbeit.

24 Bog. 8. broch. 20 Sgr., eleg. gebunden 1 Thlr.

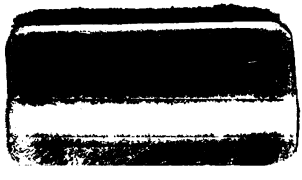
Dieses Buch, vielfältig jungen Leuten nach ihrer Confirmation als Rathgeber für den schon ergriffenen oder noch zu ergreifenden Beruf empfohlen und mit auf den Weg ge-

geben, gewährt zugleich Erwachsenen manche anregende Unterhaltung und Belehrung. Der Autor entwickelt darin die Eigenheiten der verschiedenen Berufszweige, erst gruppenweise und dann im Besonderen und Einzelnen bis auf das bestimmte Amt und Geschäft, im Guten wie im Schlimmen, also den Beruf des Fürsten, Edelmannes, Militairs, Geistlichen, Lehrers, Rechtsgelehrten und Arztes, eben so des Künstlers, Kaufmanns, Fabrikanten, Handwerkers, Handarbeiters und Dienstboten. Ein besonderes Capitel ist dem weiblichen Beruf gewidmet. Das angehängte, sehr reichhaltige alphabetische Sachregister erleichtert das Nachschlagen und läßt sich Jeden leicht orientiren.

Vorträge
über die persönliche Fortdauer

zur Vermittelung zwischen theologischer und naturwissenschaftlicher Weltanschauung.

2te mit vielen populären Erläuterungen und Quellenangaben vermehrte Auflage. 15 Bog. 8. broch. 20 Sgr.

In gedrängter Kürze findet man hier beisammen, was Friedrich Richter in seiner „Kritik der Lehre von den letzten Dingen," in der „Neuen Unsterblichkeitslehre" wie in seinen Vorträgen über Anthropologie und Psychologie zur Frage nach der Fortdauer beigebracht hat. Anfangs verketzert und verfolgt, machte seine Kritik in den Dreißiger Jahren große Sensation und trug neben den Schriften von Feuerbach und Strauß das Ihrige bei, die Hegel'sche Schule zum Bruch und zur Auflösung zu treiben. Allmälig lernte der Verfasser indeß sich in seinem Reformeifer fassen, und wie er die Idee der Fortdauer in diesem Buche behandelt, dürfte dies dem wahrhaft religiösen Gemüth so wenig Anstoß erregen, wie andrerseits der Freidenker sich ihm von selbst zustimmig erklären wird. Die beigefügte kurze Geschichte der neuen Unsterblichkeitslehre deutet schon den 20 Jahre später von Dr. Richter weiter ausgeführten Gedanken an, daß unsere menschliche Gesammtentwickelung in der veränderten Stellung unserer Tage zum Jenseits ihren Wendepunct, in der anzustrebenden allmäligen Beseitigung der Kriege ihren zur Zeit überhaupt erkennbaren Zielpunct hat.

YB 5878